This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

pGerm
147
24

PGerm 147.24

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Aus der Bibliothek von Moritz Roeth
FUERTH.

Deutsche

Flora.

Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller.

Zweiter Band.

Inhalt.

Stilleben eines deutschen Dichters. Gesammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert.

Des Deutschen Gastbesuch beim dänischen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbst-Reisebildern von Ludwig Rellstab.

Kunst und Künstler in München. Von J. M. Götzl.

Wandertage im Schwarzwald. Von Friedrich Ludwig Bührlen.

Fulda in seinen Verwandlungen. Von H. Koenig.

Eine Reise nach Memel. Von August Lewald.

Stuttgart.

Literatur-Comptoir.

1840.

☞ Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Prachtwerk

in Lieferungen à 6 Kreuzer oder 1½ ggr. preuß.

W. HOGARTH'S

Zeichnungen

nach den Originalen in Stahl gestochen.

Mit der vollständigen Erklärung derselben

von

C. G. Lichtenberg,

herausgegeben und fortgesetzt

von

Dr. Franz Kottenkamp.

Erste Abtheilung.

(oder erstes bis dreizehntes Heft in Einem Bande, enthaltend 89 Stahlstiche und 89 Bogen Text, zusammen 78 Lieferungen à 6 Kreuzer rhein. oder 1½ ggr. preuß.)

Preis, eleg. geheftet: 7 fl. 48 kr. rhein. oder 4 Thlr. 21 ggr. preuß.

Die erste Abtheilung enthält:

Das **Portrait Hogarths** in höchst vollendetem Stahlstiche, nach einem Gemälde von ihm selbst, mit einer Lebensgeschichte Hogarths und Darstellung der damaligen Zeitverhältnisse von Dr. Franz Kottenkamp.

Die **Heirath nach der Mode**, 6 Blätter. — **Herumstreichende Comödiantinnen, welche sich in einer Scheune ankleiden.** — **Die Punschgesellschaft.** — **Die vier Tageszeiten**, 4 Blätter. — **Der Weg der Buhlerin**, 6 Blätter. — **Der Weg des Liederlichen**, 8 Blätter. — **Fleiß und Faulheit**, 12 Blätter.

Zusammen **89 Stahlstiche**, nebst Erklärung derselben von **G. C. Lichtenberg.**

Hogarth ist überall in der civilisirten Welt nicht allein als der Erfinder der Charakterbilder, sondern auch als größter Meister in diesem Zweige der Kunst gefeiert. Seine Werke sind sowohl durch Humor und Menschenkenntniß, wie auch durch passende Composition in der Art ausgezeichnet, daß sie ungeachtet der zahlreichen Nachahmer nie erreicht wurden. Außerdem sind seine Zeichnungen Werke für jede Zeit, obgleich die Form derselben in Costüm u. s. w. sich geändert hat. Die Gesellschaft ist dieselbe geblieben, und die Menschen wurden von Hogarth mit solcher Wahrheit dargestellt, daß seine Bilder Jeglichem verständlich sind, sobald eine genügende Erklärung zur Hand liegt.

Indem wir nun die Zeichnungen des berühmten Malers herausgeben, bezwecken wir einerseits, die Meisterwerke desselben durch einen wohlfeileren Preis auch dem größeren Publikum bei uns in der Art zugänglich zu machen, wie dieß bereits in England der Fall ist, anderseits aber auch den Anforderungen zu ge-

Deutsche

Pandora.

Zweiter Band.

Deutsche

andora.

Gedenkbuch

zeitgenössischer Zustände

und

Schriftsteller.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Literatur-Comptoir.

1840.

Δ
PGerm 147, 21

October 2, 1937
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HUGO REISINGER FUND

Inhalt.

Stilleben eines deutſchen Dichters, geſammelt in hundert ländlichen Bildern von **Friedrich Rückert** . . . . . 3.

Des Deutſchen Gaſtbeſuch beim däniſchen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbſt-Reiſebildern. Von **Ludwig Rellſtab** . . . 63.

Kunſt und Künſtler in München. Von **J. M. Sölkl** . . . . . 95.

Wandertage im Schwarzwald. Von **Friedrich Ludwig Bührlen** . 149.

Fulda in ſeinen Verwandlungen. Von **H. Koenig** . . . . . 193.

Eine Reiſe nach Memel. Von **Auguſt Lewald** . . . . . 235.

Friedrich Rückert.

Still-Leben eines deutschen Dichters,

gesammelt in hundert ländlichen Bildern.

1.

Der Lerchentriller.

Ich fuhr am frühen Morgen,
Als noch die Sonne schlief,
Und hoch im Blau verborgen
Schon eine Lerche rief;
Als auf der Tag gegangen,
Da war ich weit schon fort,
Und hoch im Aether sangen
Die Lerchen hier wie dort.

Ich hörte nur das Schwirren
Der Stimmen im Azur,
Und nicht der Achſe Klirren,
Womit ich weiter fuhr;
Und wie durch blüh'nde Triften
Der Wagen hin mich trug,
So ſetzte hoch in Lüften
Sich fort der Stimmen Zug.

Als unterging die Sonne,
War ich an meinem Ort,
Da ſang im Drang der Wonne
Noch eine Lerche fort;
Dann ward das Tönen ſtiller,
Als ich in Schlummer lag:
Es war ein Lerchentriller
Der ganze Frühlingstag.

2.

Die Schatten.

Die Bäume, dünn im Winter, wie körperloſe Schatten,
Bekörpert nun der Frühling, ſie ſind nicht bloſe Schatten,
Sie weben immer dichter der Sonne ſich entgegen,
Und werfen, wann ſie ſinket, am Abend große Schatten.
Sie geben nun im Sommer, was ſie im Winter waren,
Sie geben mir, gelagert auf weichem Mooſe, Schatten.

3.

Das Perlenhuhn.

Wie wohl thut es den Augen nun, auf friſchem Grün zu wandeln!
Wie wohl müßt' es den Füßen thun, auf friſchem Grün zu wandeln!
Vielleicht trät' ich in einen Dorn, vielleicht kriegt' ich den Schnupfen,

Wagt' ich mit ausgezog'nen Schuh'n, auf frischem Grün zu wandeln.
Die Augen laß ich ungestraft geh'n auf der Augenweide,
Und gönn' es dort dem Perlenhuhn, auf frischem Grün zu wandeln.

4.

Die Schwalbe.

Wie die Schwalbe möcht' ich seyn,
Daß mein Sommeraufenthalt,
Und die Wintereinkehr fein
Nicht zu heiß sey noch zu kalt.

Dort am Berg, wo Troja lag,
Brächt' ich meinen Winter zu,
Und den langen Sommertag
Säng' ich fröhlich hier zu Ruh.

Fröhlicher, als nun ich thu.
Denn ich spräche: Komm nur, Herbst!
Und dem Ida flieg' ich zu,
Wenn du hier die Flur entfärbst.

Darum möcht' ein Fürst ich seyn,
Um mit gold'ner Schwingen Kraft
Vom Skamander bis zum Main
Mich zu flügeln zauberhaft.

Ruderschlag und Roßgestampf
Ist nur eine träge Last,
Höllischer Maschinen Dampf
Aber ist mir gar verhaßt.

O wie anders, unbeschwert,
Durch ein Luftmeer ohne Riff,
Ohne daß ein Kessel gährt,
Steuerst du, belebtes Schiff!

Bis ich fliegen kann, wie du,
Bleib' ich lieber, wo ich bin,
Fliege mit dir, Schwalb', in Ruh'
In Gedanken her und hin.

Als du ſchiedeſt, ſpann ich mich
Ein in meinen Wintertraum;
Nun du kamſt, beſann ich mich,
Was ich träumte, weiß ich kaum.

Halb iſt dieſe Welt, und ganz
Macht der Liebe Traum ſie nur,
Doch vom Paradies ein Glanz
Streift im Lenz der Erde Flur.

5.

An die Nachtigall.

In den Büſchen,
Die ich zog,
In den Niſchen,
Die ich bog,
Niſten ſchon die Vöglein all,
Nur noch nicht die Nachtigall.

Doch die Büſche
Zog ich nur,
Jede Niſche
Bog ich nur,
Nachtigall, für dich allein,
Daß bei mir du kehrteſt ein.

Locken Fürſten-
Schlöſſer dich?
Trau' den Fürſten,
Schweſter, nicht!

Wir ſind beide ſchlicht und fromm,
Sängerin, zum Sänger komm!

Hier iſt Waſſer,
Quellenfriſch,
Wie du's brauchſt für
Deinen Tiſch,
Und im Boden wühlt verſteckt
Auch ein Würmchen, das dir ſchmeckt.

Dieſer Matten
Saft'ges Grün,
Dieſer Schatten
Gold'nes Blühn,
Und vom Berg ein Wiederhall,
Lockt dich's nicht, o Nachtigall?

Durch's Gebüſche
Dringt kein Staub
Hier an's friſche
Maienlaub;
Kaum der Wind am Mittag lau
Saugt vom Gras den Morgenthau.

Keine Katz' iſt
Im Geheg,
Und kein Spatz iſt
Dir im Weg;
Wenn ich ſinge, hörſt du zu;
Gerne ſchweig' ich, ſing nur du!

Nicht da capo
Ruf' ein Thor,
Oder Bravo
Deinem Ohr;
Beſſer, wenn dir's iſt, wie mir,
Lohnet ſtiller Beifall dir.

Kunſtgeſelle,
Sey erfleht,
Eh' der ſchnelle
Lenz vergeht!
Denn wo deine Stimme fehlt,
Iſt der Frühling unbeſeelt.

6.

An den Freund.

Den Winter lang ſind wir, todt wie die Schöpfung war,
Todt für einander, Freund, geweſen ganz und gar.

Ich hörte Nichts von Dir, Du hörteſt Nichts von mir,
Und eingefroren warſt Du dort wohl, wie ich hier.

Nun iſt die Welt erlöst, der Frühling iſt erſchienen,
Die Blüten ſpenden Duft, und Honig ſammeln Bienen.

Nun ſage, wie Du lebſt, und höre, wie ich lebe,
Doch ford're nicht, daß ich Dir ſchriftlich Auskunft gebe.

Das Tintenfaß verſiegt am warmen Sonnenſtrahl,
An welchem aufgethaut der Frühlingsquell im Thal.

Komm' ſelbſt! laß uns der Welt Geheimniſſe belauſchen,
Und ungeſtört ein Wort aus unſern Herzen tauſchen.

7.

Die Taſchenuhr.

Du, meine Taſchenuhr, biſt recht mir ein Symbol
Vom Gang der Zeit und Welt, von meinem Weh und Wohl.

Im Winter ſtandeſt du, als ſtill mein Leben ſtand,
Vom Tode der Natur ſich mit gebunden fand.

Ich rüttelte dich oft, es rührte dich kein Rütteln;
Ich ſchüttelte dich ſtark, dich bracht' in Gang kein Schütteln.

Nun fängst du auf einmal von selber an zu gehn,
Du fühlest, wie mein Herz, des Lebens Auferstehn.

Du fängst nicht an zu gehn, du fängst gleich an zu laufen,
Und meiner Pulse Flug hat Müh', dir nachzuschnaufen.

Einholen willst du wohl die Zeit, die du verschliefest?
Doch schneller länft die Zeit, je schneller selbst du liefest.

8.

Vertauschtes Handwerksgeräthe.

Das Gartenmesser statt des Federmessers führen
Und mit der Baumscheer, nicht Papierscheer mehr, hantieren:

Der ungeübten Hand will's nicht sogleich gelingen,
Doch soll mir reineres Vergnügen d'raus entspringen.

Ja, was der Frühling mir mit gold'ner Tinte schreibt,
Beschämt die schwarze, die im Tintenfasse bleibt.

Und keinen Leser hat von mir wohl eine Schrift
So sehr erbaut, wie mich die lenzbeschrieb'ne Trift.

9.

Das Posthorn.

Das Posthorn hat mich oft sehnsüchtig in die Ferne
Geladen, als ich noch zu Haus nicht war so gerne.

Nun hör ich's ungestört; mag, wer da will, sich treiben!
Ich freue mich, daß ich, wo mir's gefällt, darf bleiben.

10.

Der Frühgeſang.

Steh auf! die Schwalbe zwitſchert ihren Frühgeſang
Vor Sonnenaufgang in des Morgens kühlem Hauch,
Bevor des Mittags heißer Strahl zum Tanze ruft
Die Mücken, die zur Nahrung ihr beſchieden ſind.
Dann jagt ſie ſchweigend, jetzo feiernd ſinget ſie;
So ſing am Morgen, eh' des Tages Müh' erwacht!

11.

Lebensſorgen.

Der Lebensſorgen iſt nicht dieſes Leben werth,
Der feigen Sorgen, die, ohnmächtig gegen Noth
Anringend, unterliegen in Verkümmerniß.
Der rüſtigen aber, welche widerwärtigem
Geſchick entgegenſetzen Manneshelbenmuth,
Auf theure Güter jeden Angriff weiſend ab,
Den Feind beſiegend bald mit Macht und bald mit Liſt:
Der Lebensſorgen iſt wohl dieſes Leben werth.

12.

Die Apfelbäume.

Die Bäume lieb ich nicht, die hochgetriebenen:
Sie tragen Früchte ſpäter, weil von unten auf
Man immer ſtutzt das Holz, das fruchttriebhegende.

Und wenn man endlich ſie die Krone wölben läßt,
So wachſen Aepfel droben, wo mein längſter Arm
Nicht einen abreicht; oder wart' ich, bis er fällt,
So fällt er aus der Höh' ſich beide Seiten wund.
Setz' ich die Leiter aber an, ſo iſt Gefahr,
Den Hals zu brechen; Das verlohnt ein Apfel nicht.

13.

Eiche und Malve.

Die Eich' in Ehren, deren zähe Stetigkeit,
Von Aſt zu Aſt auf, ihre Krone langſam baut,
Gering ihr Jahrwuchs, doch ihr Stand Jahrhunderte.
Doch auch die Malve lieb' ich, die ein raſcher Trieb
Im kurzen Sommer über's Haupt empor mir führt;
Des Herbſtes Anhauch dorret ihren weichen Schaft,
Doch aus der Wurzel ſteigt ſie neu im nächſten Jahr.

14.

Der Diener.

Ein Diener wird mich ſchlecht bedienen, der den Blick
Zu Boden unterwürfig ſenkend vor mir ſteht,
Und in der Hand die Mütze dreht. Wie kann er mir
An Augen abſehn, was ich wünſche, wenn er nicht
Die Augen aufſchlägt? oder wie, wo ich's bedarf,
Zugreifen mit der Hand, die ſo beſchäftigt iſt?

15.

Die Lampe.

Die Lamp' im Winter lieb' ich in der tiefen Nacht,
Und früh am Morgen, eh' der blasse Tag erwacht;
Ihr Licht ist schöner, als ein grauer Wintertag.
Doch wann im Frühling kräftig wird das Licht der Welt,
Weg mit der Lampe! mag sie friedlich eingestaubt
Verrosten, und der letzte Tropfen Oel am Docht
Eintrocknen! Hell g'nug ist ein langer Sommertag.
Und wenn mich aufweckt in der Nacht die Nachtigall,
Genügt, wie ihr, mir Sternenschein und Mondenglanz.

16.

„Eine Reihe von schönen Tagen."

Im lieben Norden, wenn einen Tag
Leidlich die Sonne scheinen mag,
Gleich wird es ein Gewitter geben,
Und Tags d'rauf schlechtes Wetter eben.
Und so die Menschen, wenn einer mag
Sich machen einmal einen guten Tag,
Gleich wird er im Guten sich übernehmen,
Und muß zu den Nachweh'n sich bequemen.
Der Menschen und des Wetters Magen,
Gott sey's geklagt,
Kann nicht ertragen
„Eine Reihe von schönen Tagen,"
Wie Göthe wahrgesagt.

17.

Der Ruheplatz.

Du theilſt mit mir den Ruheplatz,
Bei des Tages Hitze die Kühle,
Aber du fühlſt nicht ganz den Schatz,
Wie ich von Herzen ihn fühle.

Du müßteſt vom Schweiße getrieft auch haben,
Dieſe Lauben zu bauen,
Um dich der köſtlichen Friſche zu laben,
Die ſie zum Lohne mir thauen.

18.

Der Regentag.

Ein Morgen, der dich im Zimmer hält
Mit rauhem, regneriſchem Wetter,
Iſt von der Gärtnerin Muſe beſtellt
Aus Sorge für ihre Blätter.

Im Taſchenbuch ſteht Mancherlei,
Das wird nicht leſerlich bleiben;
Komm, laß uns den kleinen Liedermai
Reinlich in's Hausbuch ſchreiben.

19.

Die Nußſtauden.

„Nußſtauden pflanzeſt du, da ſchon
Der Zahn dir ausgeht, um die Nuß zu knacken.“
Inzwiſchen wächst mir Sohn an Sohn,
Und ſtärker täglich werden ihre Backen.
So Manches thut man ja nicht ſeinetwegen,
Man mag für liebe Kinder ſich befleißen:
Warum für ſie nicht Nüſſ' auch legen,
Daran ſie künftig ſich die Zähn' ausbeißen!

20.

Der Geburtstag.

Am Tage, da ich alt ward fünfzig Jahr,
Zog ich mich in die Einſamkeit zurück;
Verſunken in Betrachtung ganz und gar,
Wollt' ich begeh'n den wicht'gen Augenblick,
Erwägen und empfinden, was es ſey,
Daß mir nun mit zurückgekehrtem Mai
Ein halb Jahrhundert Leben flog vorbei.

Ich dachte nach, und dachte her und hin,
Sann und beſann, verſann mich hoch und tief,
Bis mir vor lauter Sinnen ſchwand der Sinn,
Zu denken glaubt' ich immer noch, und ſchlief.
Und als ich nun erwachte, war's vorbei,
Ich ſah' mich um, und ſahe, daß der Mai,
Der ewig junge, unverändert ſey.

Wohl unaufhaltſam fließt der Strom der Zeit,
Doch auch ununterbrochen, ohne Damm.
Ein rechter Strom wird abwärts doppelt breit,
Und nur im Meer verſinkt er, nicht im Schlamm.
Und alſo bet' ich, daß mein Leben ſey,
Damit es Ehre mache dir, o Mai,
Und nicht vorbei ſey, wann es iſt vorbei.

21.

Das Fäßlein.

Mir ſchmeckt der Wein, ich möchte wiſſen,
Wie viel noch auf dem Fäßlein liegt,
Doch wär' mir alle Luſt entriſſen,
Erführ' ich, daß der Quell verſiegt.
So will ich meine Neugier zähmen,
Es wird durch's Meſſen doch nicht mehr;
Zutrinken will ich ohne Grämen,
Und iſt es leer, ſo ſey es leer!

22.

Dankgefühl.

Neulich wollt' es mich verdrießen,
Als der Mai ſo rauh begann,
Daß ich mich in's Zimmer ſchließen,
Mußte Feuer zünden an.

Doch zu danken bleibt es immer,
Wenn die Welt unfreundlich thut,
Daß du haſt ein heit'res Zimmer,
Und der Flamme milde Glut.

23.

Abendheiter.

Die Schwalben flogen traurig,
Mit abgesenktem Flügel,
Von dem die Regentropfen
Als wie vom Dache träuften.
Die Schwalben flogen traurig,
Doch mit dem zartern Flore
Der Flügel flogen gar nicht
Im Regensturm die Mücken.
Nun wird der Abend heiter,
Die Mückenchöre tanzen,
Doch hinter ihnen kreiset
Die Jagd der Schwalben lustig,
Und hascht sich von der Menge
Ein paar zum Abendfutter.
Dann singen sie gesättigt
Ihr Abendlied dem Schöpfer.
Das Lied erhöht die Feier
Des Abends, die nicht störet
Der stille Tod der Mücke.

24.

Das Museum.

Ich wollt', um malabarisch zu lernen,
Mich vom Geräusche der Stadt entfernen;
Es war, in ländlicher Lauben Stille
Ganz malabarisch zu denken, mein Wille.
Aber es sollte anders geh'n,
Ich fühlte den deutschen Frühling weh'n,
Und konnt' ausländischen Laut nicht versteh'n.
Bei Morgenglanz und Abendroth,
Bei Sonnenlicht und Nos' im Thau,
Waren die fremden Formen todt,
Und alle Lettern grau:
Wenn ich kein and'res Museum besieh',
Hier lern' ich malabarisch im Leben nie.

25.

Ausgleichung.

In der Natur ist Alles, aber nicht
Am Platz ist immer Jedes, wo man's braucht.
Der Berg ist lauter sprödes Kiesgeschicht,
Die feuchte Wiese ganz in Schlamm getaucht.
Nimm, wo zu Viel, und gib da, wo's gebricht!
Weg karret sich's, wenn's auch nicht weg sich haucht.
Der Höh' mit Schlamm, der Nied'rung hilf mit Kiese,
So grünt der Berg, und gangbar wird die Wiese.

26.

Die Wege.

Was die Wege zu machen kosten,
Den Anschlag hab' ich wohl gemacht;
Aber die Unterhaltungsposten,
Daß nicht wieder die Weg' einrosten,
Hab' ich nicht in Rechnung gebracht.

27.

Die Bohne.

Bring' einen Stab der Bohne nah',
So wird sie dir es danken,
Selber darum sich ranken,
Du merkest gar nicht, wie es geschah.

Aber willſt du ſie zwingen,
Selbſt um den Stab ſie ſchlingen,
So wird ſie im Wind entwanken,
Oder, gefeſſelt, kranken.

28.

Die Klematis.

Von oben her betrachtet,
Hätt' ich euch faſt verachtet,
Ihr Blüten der Klematis,
Weil ihr nicht munter lachtet,
Vielmehr, die Köpfchen hängend,
Betrübte Mienen machtet.
Nun ſeh' ich euch von unten,
Vom Schatten übernachtet,
Und freue mich, wie lieblich
Ihr auf mich nieder ſchmachtet.
Ich ſank in ſtille Träume,
Nachdenkend, was ihr dachtet;
Sanft unter euch entſchlief ich,
Indeß ob mir ihr wachtet.

29.

Auf der Gartenbank.

Auf dieſer Bank wie oft hab' ich geſeſſen,
Wie oft mich ſelbſt und rings die Welt vergeſſen,
Verſenkt in's Meer der Ewigkeit der Liebe,
Nicht achtend, ob der Zeitbach floß indeſſen.

30.

Herz und Welt.

Was macht das Herz dir leicht und ſchwer?
Was macht die Welt dir voll und leer?

Der Leichtſinn macht das Herz nicht leicht,
Nicht voll die Welt die Fülle umher.

Schwer macht dein Herz und leer die Welt
Der weltlichen Begierden Heer.

Das Herz macht leicht, die Welt macht voll:
Viel Liebeskraft und kein Begehr.

Voll ſey die Welt dir, leicht das Herz!
Lieb' Alles, und begehr' Nichts mehr!

31.

Die Freude am Roſenbeet.

Am Roſenbeete freuen mich nicht nur die blüh'nden Roſen,
Mehr als die Blüten freuen mich verheißungsvolle Knoſpen.
Mich freu'n die friſchen Blätter wohl im vollen Kranz der Roſe,
Doch auch die blaſſen, welken, die der Wind am Boden ſtreuet.
Und auch am abgeblühten Strauch beleidigen mein Auge
Die rauhen Kelche nicht, die noch vom zarten Flore zeugen.

32.

Der Barbier.

Hätten doch Alle ſo viel Manier,
Schneider und Schuſter,
Wie dieſes Muſter
Von einem Barbier!
Im dritten Sommer bedient er mich ſchon,
Und erhält keinen andern Ehrenlohn,
Als jährlich ein Bändchen bedrucktes Papier
Von meinen Gedichten,
Und er beklagt ſich darob mit nichten,
Sondern bedankt ſich noch dafür.
Hätten doch Alle gleiche Begier,
Schuſter und Schneider, nach ſolchem Sold,
So ließ' ich mich kleiden
In Sammet und Seiden,
Und brauchte kein Gold.
Ja, ob du mir
Unhold wäreſt oder hold,
Nie fragt' ich, o Publikum, nach dir.

33.

Einſamkeit.

So manche Wege,
Darauf zu gehn,
Und Waldgehege,
Hindurch zu ſpähn.

Und manche Riſche,
Sich einzuthun,
Und Raſenfriſche,
Darauf zu ruhn.

An dieſen Lauben,
Wo Roſen blühn,
Bald werden Trauben
Noch ſchöner glühn.

Und Quellenrauſchen,
Und Haingeſang,
Genug zu lauſchen
Den Sommer lang.

Hier wär' es traulich
Vertrautem Paar,
Doch unerbaulich
So einſam gar.

Kein Fremder gehet
Auf meinem Weg,
Kein Nachbar ſpähet
Durch mein Geheg.

Voll Morgenröthe
Der Wipfel hier,
O daß er böte
Den Frühgruß dir!

Was fehlt den Schatten?
Licht meiner Flur,
Du fehlſt dem Gatten,
O Gattin, nur!

34.

Nachſommer.

Hier hat mein Liebesfrühling einſt geblüht,
Nun fühl' ich, daß der Sehnſucht Sommer glüht.
Des Lebens Herbſt iſt nah; o, ſchäme dich
Nur nicht, daß dir's nachſommert im Gemüth.

35.

Genuß und Ahnung.

Freu' mit raſchem Wohlbehagen
Deines Tags dich ohne Klagen,
Denn du weißt nicht, ob ein andrer
Dir wird tagen über Nacht!

Zwar die Erde wird beſtehen,
Und die Sonn' am Himmel gehen;
Aber ob du ſie wirſt ſehen,
Wer kann's ſagen, über Nacht!

Ahnung ſäuſelt in den Blättern,
Und die Luft iſt voll von Wettern,
Jeder Streich kann Dies zerſchmettern,
Das zerſchlagen über Nacht.

Wie ſich Wolkenbilder ballen,
Wechſelnd ſchweben und zerwallen,
Alſo wechſelt es mit allen
Lebenslagen über Nacht.

Aus der Hütte feſt gebauet,
Der dein Heerd iſt anvertrauet,
Können, eh' der Morgen grauet
Flammen ſchlagen über Nacht.

Ernteficheln hörſt du klingen,
Und des Schnitters Hoffnung ſingen;
Werden heim den Segen bringen
Erntewagen über Nacht?

Ernten kann das Ungewitter,
Und der Tod iſt auch ein Schnitter,
Wirft des Lebens armen Flitter
Auf den Schragen über Nacht.

36.

Der Zaum.

Mir iſt ein dicker, würdiger Herr Kollege
Erſchienen heut' in meinem Mittagstraum;
Verwundert war ich, wie er fand die Wege
Aus ſeinem Pferch in meinen freien Raum.
Was ſucheſt du in dieſem Waldgehege?
Woran in deinen Händen mahnt der Zaum?
„Daß, wann die kurzen Ferien verrannen,
Du wieder mußt in's Joch dich laſſen ſpannen."

Daß gute Freunde doch am liebſten mahnen
An Das, was man vergeſſen gerne mag!
Durch den Beſuch, den ich mir nicht ließ ahnen,
Iſt mir vergällt der ſchöne Nachmittag.
Vielmehr, gewürzt. Die bunten Sommerfahnen
Zieht wechſelnd auf und wieder ein der Hag;
Wir wollen nicht die raſche Zeit verträumen,
Eh' man uns abruft, um uns einzuzäumen.

37.

Die Brunnengängerin.

Warum haſt mich heute, liebes Mädchen,
Nicht gegrüßt, da du zum Brunnen ſchritteſt,
Wiegend leichten Krug auf ſchlanker Schulter?
Im Vorübergehn auf deinen Lippen
Saß ein Gruß, doch kam er nicht herunter,
Trugſt ihn fort, da fiel er in den Brunnen. —

Eine Stunde war's nach Schnittermittag,
Als ich für die durſtigen, geſpeisten,
Mittagsruh'nden, Waſſer holt' am Brunnen.

Doch für Euch, ich ſah's am Rauch des Giebels,
War der Mittag noch nicht angerichtet.
Sollt' ich nun Euch guten Abend bieten,
Wie um dieſe Stunde meines Gleichen?
Damit fürchtet' ich Euch zu verſpotten.
Oder guten Morgen? — da der Morgen
Längſt aus meinem Sinne war vergangen!
Alſo ſchwankte durch mein Haupt der Zweifel,
Wie der leere Krug auf meiner Schulter,
Und eh' ich mit meiner Ueberlegung
Kam zu Rande, wie ich grüßen ſollte,
War ich ungegrüßt vorbeigekommen.

38.

Die Winde mit herzförmigem Blatte.

Die Winde, die am Boden kriecht,
Wird ſchwach und dürftig bleiben;
Nur die am Aſt empor ſich ſchmiegt,
Wird ſaft'ge Triebe treiben.

Darum, ein Sinnſpiel der Natur,
Ihr Blatt iſt herzgeſtaltet,
Weil eines Herzens Triebkraft nur
Aufſtrebend ſich entfaltet.

39.

Die Wurzeln.

Tadle nur nicht, daß die Liebe,
Dies Gewächs mit Himmelsblüten,
Niederwärts auch ihre Wurzeln
In der Sinne Boden ſchlägt.

Alſo wurzelt auch die Roſe
Feſt im Boden, deren Krone
Auf des Frühlings Sonnenaltar
Ihre duft'gen Opfer legt.

Und nur wenn ſie in den Boden
Völlig ſich verſenken wollte,
Würde ſie nicht Blumen tragen,
Und im Moder untergeh'n.

40.

Forderung.

Alles, was der Liebe Becher
Süßes je mich ließ gewinnen,
Bringt Erinnerung dem Zecher
Wieder vor die trunk'nen Sinnen.

Und umſonſt: du haſt's genoſſen!
Sag' ich zu der durſt'gen Seele.
Sie vielmehr: was einſt gefloſſen,
Willſt du, daß es je mir fehle?

Ich darauf: du mußt einmal
Auch vom Leben ſcheiden!
Doch ſie ſpricht: nicht das iſt Qual,
Sondern Liebe meiden.

41.

Wachsthum.

In dieſer Laube hab' ich dich geküßt,
Bei jenem Roſenbeete dich begrüßt.

Die Laube grünt wie damals, dichter noch,
Das Beet iſt mehr wie je von Duft verſüßt.
Komm! zugenommen hat des Gartens Flor;
Hätt' unſre Lieb' an Wachsthum eingebüßt?

42.

Wünſche.

Soll ich wünſchen, daß du kommeſt,
Da du erſt im Herbſte kommeſt,
Und ſo ſchön iſt noch der Sommer!
Aber ſchöner, als der Sommer,
Iſt die Liebe, die du bringeſt,
Die im Sommer iſt ein Frühling,
Und im Herbſt ein glüh'nder Sommer,
Und ein ſchwang'rer Herbſt im Winter.
O ſo komm', und bring' die Liebe,
Ob du gleich vertreibſt den Sommer;
Komm' im Herbſte, wie die Traube,
Der des Sommers Roſe weicht!

43.

Anakreon.

Es ſagten mir die Frauen:
Anakreon, du alterſt!
Den Spiegel nimm, und ſiehe
Die ausgegang'nen Locken,
Und deine kahle Stirne!

Was ſag' ich? Ob die Locken
Aus oder nicht gegangen,
Ich weiß nicht; Eins nur weiß ich:
Daß ich noch nicht zu alt bin,
Und nie zu alt ſeyn werde,
Zu trinken und zu nippen
Wein und geliebte Lippen.

44.

Hütte und Pallaſt.

An des Landmanns nied'rem Dache
Niſtet, Schwalben! brütet, Tauben!
Vor des Fürſten Prunkgemache
Wird man Das euch nicht erlauben.
Drinnen füttert man zum Schreien
Ungezog'ne Papageien,
Und vor'm Fenſter weiß der Spatz
Mit Geſchwatz
Zu behaupten ſeinen Platz.

45.

Die Roſe der Sehnſucht.

O komm' zu deinem Garten!
Die Roſe wartet lang,
Und kann nicht länger warten
In ihrer Fülle Drang.

Der Sehnſucht Düfte ſtiegen,
Und wenn du bald nicht kamſt,
Wird ſie am Boden liegen,
Eh' du an's Herz ſie nahmſt.

46.

Verträglichkeit.

Dem Nachbar kannſt du durch Gebüſch verbauen
Die Ausſicht, in den Garten dir zu ſchauen,
Wenn widerwärtig dir iſt ſein Geſicht;
Doch ſeiner Stimme wehrſt du nicht,
Indringlich läßt ſie ſich durch's Dickicht hören,
In deiner Andacht dich zu ſtören.
Was hilft's? der Nachbarſchaft kannſt du dich nicht entſchlagen,
Und lernen mußt du, ſoll er dich nicht plagen,
Des Nachbars Art und Weiſ' ertragen.

47.

Das Diſtelſtöckchen.

Alles, wie ich vorgedeutet,
Hat mein Gärtner nachgethan,
Alles Unkraut ausgereutet
In dem neuen Gartenplan.

Quecke, Wegerich, und Klette,
Neſſel, brennend oder taub!
Rein im ganzen Blumenbette
Duldet er kein falſches Laub.

Nur ein einzig Diſtelſtöckchen
Ließ er ſteh'n auf meinen Wink,
Daß ſich mit dem bunten Röckchen
Setze drauf ein Diſtelfink.

48.

Abendſtille.

Des Abends Fried' und Stille
Kam auf die Flur und mich.
Herr, es geſchehʼ Dein Wille!
Die Sonne neiget ſich;
Im Graſe ſingt die Grille,
Und lobt im Himmel Dich.

49.

Der Abendſtern.

Ich ſah den Abendſtern
Am Himmel ſteh'n, und ſprach:
Gegrüßt, du Licht des Herrn!
Dir ringt die Liebe nach.

Dem Tage bald voran,
Und bald ihm hinterdrein,
Gehſt du auf lichter Bahn,
Ein ſtets willkomm'ner Schein.

Du trägſt in deinem Schooß
Wohl eine reiche Welt,
Und deine Fülle iſt groß,
Von Sonnenkraft geſchwellt.

Drum gibſt du, ſchöner Stern,
Von deinem Ueberfluß,
Der Schweſter Erde gern
Täglich den Liebeskuß.

50.

Beim Mondſchein.

Nun ſcheint in voller Pracht
Der Mond die ganze Nacht;
Durch Läden und Gardinen
Hat er mich angeſchienen;
Da bin ich aufgewacht,
Und hab' an dich gedacht.

51.

Brief an die Haushälterin.

Faſt ſchäm' ich mich, es zu genießen,
Dies Glück der Ruh' und Einſamkeit,
Da dich nicht können mit umſchließen
Die Friedensräume, dir geweiht.

Ich ſeh' am Abend und am Morgen
Dem Wachsthum unſrer Blumen nach,
Indeß du einſchläfſt unter Sorgen,
Und unter Sorgen früh wirſt wach.

Nicht Ratzen poltern, oder Katzen,
Dir über'm Schlafgemach fürwahr:
Mit ſchweren Tritten, plumpen Tatzen,
Der Handwerksleute rohe Schaar.

Der Maurer pocht, der Schreiner brettert,
Der Schloſſer nagelt Läden an,
Auf dem Gerüſt der Tüncher klettert,
Und Balken ſchleppt der Zimmermann.

Der Löffel Supp' am Mund, die Schale
Kaffee wird in der Hand dir kalt,
Weil bald vom Früh- und Mittagsmale
Dich abruft Der und Jener bald.

Denn wo man rückt an einem Steine,
Da rollt ihm gleich der zweite nach,
Und jede Aend'rung, noch ſo kleine,
Bedingt ein neues Ungemach.

Du aber lenkſt die Poltergeiſter
Mit Wink und Wort nach deinem Plan,
Als Obermeiſt'rin aller Meiſter
Iſt dir das Bauwerk unterthan.

Dein Blick der Arbeit Lebensfunke,
Die, wendeſt du den Rücken, ſtockt;
Oft haſt du auch mit einem Trunke
Die Trägen aus der Ruh' gelockt.

So opferſt du der Winterklauſe,
Die werden ſoll, die Stunden jetzt,
Die ich verſchwelg' im Sommerhauſe,
Das hier der Sommer ſelbſt geſetzt.

Du haſt auf dich die Müh' genommen,
Und mir die Muße zugewandt;
Und wenn zu mir die Muſen kommen,
So haſt du ſelber ſie geſandt.

Darum auch Alles, was ſie bringen,
Soll deinem Lob gewidmet ſeyn;
Und kann ich Tags dich nicht umſchlingen,
So bin ich Nachts im Traume dein.

Und wenn du hier mich einzuholen
Im Herbſte kommſt, und finden ſich
Zum Kranz nicht Roſen und Violen,
Mit meiner Liebe kränz' ich dich.

Dann ſeyen die vier kurzen Wochen,
Die uns der Weinmond weilen läßt,
Der Luſt gewelht, ununterbrochen
Ein Lippenmoſteskelterfeſt.

Und führſt du mich zur Winterklauſe,
So ſollſt du, baue jetzt nur fein,
Die Herrin ſeyn im ganzen Hauſe,
Und ich in jedem Zimmer dein.

52.

Sonnenblick.

Ein Sonnenblick, ſo lacht die ganze Welt,
Die, wenn er liſcht, zurück in Trauer fällt.
O Quell der Schöpfung, der Geſtalten Born,
Schön iſt das Schöne nur, von dir erhellt.
Auf Augenblick' entziehſt du deinen Blick,
Damit man fürder ihn in Ehren hält.
Du biſt die Liebe, Gottes Aug', o Sonn',
Und wie die Schöpfung iſt mein Herz beſtellt.

53.

Die Küchengewächſe und die Reben.

Komm't nicht meinen Reben nah',
Edle Küchenkräuter, Kohl, Kohlrabe,
Daß von allen Seiten ja
Freien Zutritt hier die Sonne habe!

Wachſet an eurer Stelle dort,
Wo man um euch aus das Unkraut reutet!
Hier ſeyd ihr an dieſem Ort
Selber Unkraut: deſſen ſeyd bedeutet!

54.

Der Sonnenkäfer.

Der Sonnenkäfer ſchwebte
Am Tag im Glanz der Sonne,
Und bettete zu Nacht ſich
Auf Sonnenblumenſaum.

Seit ich mich aus den Armen
Geriſſen deiner Liebe,
Ruh' ich die Nacht der Trennung
In deiner Liebe Traum.

55.

Das Begräbniß.

Freilich ſollt ihr mich im Garten, —
Wo ich meinen Sommer lebte,
Wann der Sommer meines Lebens
Ward zum Winter, — auch begraben.
Unter meinen Blumen, die ich
Ruhig pflegte, will ich ruhen,
Und ihr ſollt an meinem Grabe
Ohne Schauder Roſen brechen.
Aber fragſt du nach der Stelle?
Droben an der Mauerecke,
Wo ſich mit des Gartens Winkel
Der des Kirchhofs fern berühret:
Daß, wann einſt die Auferſtehung
Aller Todten ſoll ergehen,
Ich ſie nicht in Ruh' verſchlafe,
Sondern von der Nachbarwand her
Das Getümmel mich erwecke.

56.

Trübſelig.

Trübſelig iſt am Wetter unausſtehlich,
Trübſelig von Gemüth iſt auch nicht gut;
Heut' aber iſt der Himmel trüb und ſelig,
Und trüb und ſelig iſt es mir zu Muth.

57.

Liebeseigenſchaft.

Nicht Seeleneigenſchaft iſt Lieb' allein,
Leibeigenſchaft auch will ſie ſeyn;
Liebeigen, Leib- und Seelentauſch,
O heiliger Liebesrauſch!

58.

Feſtlicher Empfang.

Wo du geſpielt haſt,
Eh' du mich kannteſt,
Von mir geträumt haſt,
Eh' du mich nannteſt;

Wo ich entbrannte,
Wo du entbranntеſt,
Wo du zuerſt mir
Liebe bekannteſt;

Wo du den Liebes-
Frühling verklärteſt;
O wie du reichen
Herbſt mir beſcherteſt!

Heute willkommen
Heißen dich Lieder:
Das iſt dein Neuſeß!
Kennſt du es wieder?

Wo du das Kind im
Hauſe nur wareſt,
Auch als du mir ſchon
Kinder gebahreſt;

Unter der Blumen
Schwebendem Bogen
Kommſt du als Herrin
Heute gezogen.

Roſen im Reigen
Schweigen und neigen:
Alles, wohin du
Blickſt, iſt dein eigen.

Laß dir mit allen
Blühenden Hallen,
Laß dir dein neues
Neuſeß gefallen!

Unſer Gebieter
Sagt' es uns allen,
Er ſey der erſte
Deiner Vaſallen.

59.

Idyll.

Heute wird es heiß,
Und der Schnitter Fleiß
Wird im Felde glühen;
Nutze zu Geſang,
Wie der Lerche Drang,
Dieſe gold'nen Frühen!

Wie ſie ſich erhebt,
Und auf Flügeln ſchwebt,
Heb't euch, ihr Gedanken!
Unter Lerchenſchall
Reiften überall
Aehren, bis ſie ſanken.

Friſcher Garben Duft
Bringt die Mittagsluft
Von den Sommerbühnen;
Hier am Quellenrand
Sticht kein Sonnenbrand,
Wo ich ruh' im Grünen.

Bei des Abends Glanz
Kommt der Erntekranz
In den Hof gefahren,
Und die Scheune thut
Ein das reiche Gut,
Wird ſie's lang bewahren?

Schlafe ſchnell bei Nacht!
Früh vor'm Tag erwacht
Taktſchlag auf den Tennen;
Morgenlüfte Zug
Wird geſchwind genug
Spreu vom Kerne trennen.

Und ſchon nachbarlich
Regt die Mühle ſich,
Neues Korn zu ſchroten:
Und der Ofen raucht:
Heut' noch, wenn ihr's braucht,
Hab't ihr es zu Broden.

Zwar wir brauchen's nicht,
Denn die Mutter ſpricht:
Altes ſteht im Sacke.
Eure Ungeduld,
Kinderchen, iſt ſchuld,
Daß man neues backe.

60.

Erntefeſt.

Wir eſſen neues Brod, und trinken neuen Wein;
Gott, laſſ' es uns gedeih'n,
Und dafür dankbar ſeyn!

Den Undank ſpeist kein Brod, den Undank tränkt kein Wein;
Die Dankbarkeit allein
Macht Speiſ' und Trank gedeih'n.

Wir trinken dieſen Wein, und eſſen dieſes Brod,
Und danken Ihm: Er bot
Uns mehr, als uns iſt noth.

Wir ſpenden ihm den Wein, und brechen ihm das Brod,
Und theilen mit der Noth
Die Fülle, die er bot.

61.

Die gelbe Roſe.

Zur rothen Roſe meiner Luſt
Hat, wer? das iſt mir unbewußt,
Gepflanzt die gelbe des Neides.
Die rothe öffnet ihre Bruſt
Dem Sonnenſchein,
Und regnet's d'rein,
So dient's ihr ſtatt Geſchmeides;
Von beiden geſchieht kein Leides
Der rothen Roſe meiner Luſt.
Aber der gelben des Neides
Bekommt gleich-übel beides,
Der Sonnenſchein wie der Regen;
Wie ſoll man ihrer pflegen?
Sie verträgt nicht den himmliſchen Segen.

62.

Apoſtoliſch.

Von den Apoſteln mehr als einer
War ein Fiſcher,
Vielleicht ein Schreiner
War ein and'rer, und ein Tiſcher.
Aber, ſo viel wir leſen,
Keiner
Iſt ein wilder Jäger geweſen.
Treib' in deinem geiſtlichen Stand
Allerlei,
Es ſteht dir frei;
Aber Pulver und Blei
Verträgt ſich nicht mit der ſegnenden Hand.

63.

Die Bremſe.

Was fällt dir ein, o Bremſe,
Daß du dich her verirreſt
Vom ſpiegelglatten Rücken
Der wohlgenährten Rinder
Auf dieſe Hand voll Runzeln?

„Warum verirrſt du ſelber
Von ſtädtiſchen Herrn und Damen
Dich auf die Blumenweide
Zu ländlichen Küh'n und Rindern?
Nun ſtecket meine Baſe,
Die Flieg', in leerer Stube
In ſtaubige Folianten
Aus Langweil' ihre Naſe;
Und ich verſuch' aus Neugier
An deiner Hand den Stachel,
Zu ſeh'n, ob ſie, geſtochen,
Und blutend, und geſchwollen,
Als Märterin der Dichtkunſt,
Verſe zu ſchreiben fortfährt."

64.

Der Wind.

Der Wind verweht den Duft, der auf der Ferne liegt,
Der Wind verweht den Duft, der ſich auf Roſen wiegt.
Auch der Gedanken Duft, den Hauch der Phantaſien
Verweht er, und des Dichters Träum' entflieh'n.
Er ſtört das Gleichgewicht der Seel' und der Natur,
Und Poeſie iſt Gleichmaß nur.

65.

Ebne Wege.

Die Hörner streck' ich nur hinaus,
Und zieh' sie gleich zurück;
Die Schneck' in ihrem Schneckenhaus
Hat ein bescheid'nes Glück.

Uneben ist die Welt, da liegt
Im Wege mancher Stein,
Und wer nicht hoch darüber fliegt,
Der stößt sich an das Bein.

Die hohen Flügel zog ich ein,
Und wandle durch's Geheg,
Wo ich bin sicher, daß kein Stein
Mir liegen darf im Weg.

Beiseiten hab' ich sie geschafft,
Um anstoßfrei zu geh'n,
Auch wo ich geh' gedankenhaft,
Ohn' auf den Weg zu seh'n.

66.

Die stillen Räume.

Wachset, meine Bäume,
Blühet, meine Träume!
Ueberhüllt mit Frieden
Mich, ihr Schattenräume!
Träuf', o Sonne, deines
Lichtes gold'ne Schäume!
Lenke spät am Abend
Westlich deine Zäume,
Und erwecke früh' mich,
Daß ich Nichts versäume.

67.

Der verpflanzte Baum.

Der alte Baum, vom Fleck gerückt,
Hat dürftig den neuen Ort geſchmückt.
Und vielleicht noch verdirbt er gar.
Gewiß wird ihn im nächſten Jahr
Der junge daneben überholen;
Das ſey zur Erwägung dir empfohlen:
Altes verändern gelingt nur ſchlecht,
Lieber mach' es von neuem recht!

68.

Ich denk' an Dich.

Ich denk' an Dich, und meine Seele ruht
In dem Gedanken aus an Dich,
Dem Schiffer gleich, der aus bewegter Flut
Zum ſtillen Hafen rettet ſich.

Alswie am Tag ein wilder Vogel fliegt,
Waldaus, waldein, nach ſeiner Luſt,
Doch bei der Nacht in's weiche Neſt ſich ſchmiegt,
So ſchmieg' ich mich an Deine Bruſt.

Ich ruh' in Dir, in Deiner Liebe ruht
Der Drang der Seele wild und ſcheu;
Unſicher iſt des Lebensmeeres Flut,
Und Du allein biſt ewig treu.

69.

Liebe weiß die Wege.

Liebe weiß die Wege
Ueber Berg und Thal,
Findet ihre Stege
Bei des Mondes Strahl.

Auch in weiter Ferne,
Auch in dunkler Nacht,
Wenn mit keinem Sterne
Ihr der Himmel lacht.

Selbſt des Himmels hellſter
Stern iſt Liebe ja,
Fliegt, und iſt mit ſchnellſter
Eile hier und da.

Meine Liebe findet
Ihren Weg zu Dir,
Mit Dir dort verbindet
Sie mich einſam hier.

70.

Zugeſtändniß.

Auch Blumen lieb' ich, die nicht blüh'n,
Wenn ſie nur würzige Düfte ſprüh'n,
Und bei mir gleichen Liebanſpruch
Haben die farbigen ohne Geruch.

Und allen Farben gilt Daſſelb',
Ob weiß und roth, braun oder gelb,
Hell, dunkel, glänzend, oder matt,
Mit ſo und ſo geformtem Blatt,
Geflockt, gezaust, gefranzt, geſchlitzt,
Gelockt, gekraust, gelanzt, geſpitzt,
Hoch oder niedrig, ſteigend, liegend,
Sich windend, biegend oder ſchmiegend;
Und mag der Kelch nur einfach ſein,
Oder gefüllt zum Platzen ſeyn.
Ich liebe deine Formenmenge,
Natur, dein Herz iſt nicht zu enge;
Raum haſt du, wie ein Dichterherz,
Für ernſte Lieb' und heitern Scherz.
O hätt' ich wollen mich bequemen,
Mit Menſchen ſo vorlieb zu nehmen,
Wie ich's mit meinen Blumen thu',
Viel früher fand' ich Glück und Ruh'.

71.

Der fruchtbare Sommer.

Wie fruchtbar, wachsthumüppig
Iſt dieſer ſonnenſchwang're
In Wahrheit ſommernde Sommer!
Nicht nur Gepflanztes grünet,
Auch nur ſo Hingeſtelltes.
Ich ſteckte meinen Stecken,
Weil ich nicht mehr ihn brauchte
Zum Wandern, in den Raſen;
Er war von Weidenholze,
Da iſt er ausgeſchlagen.

Den Gartenſeſſel rückt' ich
In's Sommerhaus der Winden,
Daß ſie ihn ſchön umraukten.
Und als heraus den Seſſel
Ich wieder rücken wollte,
Da hatten ihn umwunden
Die ſchmeichleriſchen Winden,
Er ſtand wie angewurzelt.

72.

Dankbar.

Wo dein Auge, noch dein Ohr,
Nichts unangenehm berühret,
Noch durch deiner Seele Thor
Unwillkomm'nes einpaſſiret;

Wo du einen Augenblick
Fühleſt rein den Himmelsfrieden,
Segne dankbar dein Geſchick,
Und Nichts weiter wünſch' hienieden.

73.

Blütenſträuche und Fruchtbäume.

Die Gänge hab' ich angepflanzt mit grünenden Geſträuchen,
Ich frage nach den Früchten nicht, wenn voll iſt die Belaubung;
Doch ließ ich einige Bäume ſteh'n zur Freude meiner Jungen,
Die nach den Blättern weniger, als nach den Aepfeln fragen:
Denn Früchte ſucht die Blütenzeit, das Alter neue Blüten.

74.

Skolion.

Mögt ihr das Herbe
Andern kredenzen!
Ich, bis ich sterbe,
Will mit den rothen
Rosen mich kränzen.
Also geboten
Hat mir's die Liebe.
Selber dem Todten
Pflanzet nicht weiße
Blumen auf's Grab!
Denn er nahm heiße
Lieb' mit hinab.

75.

Zauberlust.

Könnt' ich doch zaubern,
Könnt' ich doch einen
Frühling am Rand des
Herbstes erschaffen!
Könnt' ich doch meinen
Odem der Liebe
Diesen erlosch'nen
Rosengebüschen
Leihen, um ihren
Trieb zu erfrischen.
Daß sie sich zieren
Müßten mit neuen
Rosen, um Deinen
Blick zu erfreuen!

76.

Kochkunſt.

Müh' und Arbeit macht geringe
Luſt und Lieb' an jedem Dinge.
So zu dir aus Liebe bin ich,
Gleich dem Fürſten Pückler-Muskau,
Oder gleich dem Herrn von Rumohr,
Ein berühmter Koch geworden.
Daß des Gartens ſchöne Fülle,
Die du darfſt nicht mit genießen,
Dir nicht ganz verloren gehe,
Lern' ich allerlei Gewächſe
Für den Winter einzumachen.
Eſſiggurken, Pfeffergürkchen,
Sind die ſchon bekannten Sachen.
Doch auch an die ſäbellangen,
Hochberitt'nen an den Stangen,
Wagt ſich meine Kunſt, die Bohnen.
Die geſchmeidig jungen, zarten
Pflück' ich früh im Morgenthaue,
Eh' der Sonne Strahl ſie bräunet,
Und verbreit' im flachen Siebe
Sie vereinzelt, daß der Lüfte
Mittagshauch am Schattenorte
Sie von allen Seiten ſchwelke.
Andre, länger ſchon gewachſ'ne,
Laß' ich, gleich den Räucherwürſten,
An des Schornſteins Stecken baumeln.
Endlich noch die grünen Erbſen,
Die ich ganz beſonders liebe,
Leg' ich mit beſonderm Fleiße
Auf zwei Arten in zwei Töpfe.
Dieſe, wenn ſie wohl gerathen,
Sollen uns vor Allem ſchmecken.
Zwar du machſt daraus dir wenig,
Doch du wirſt mit mir genießen,
Wenn du ſie mir munden ſieheſt.

77.

Blumentrauer.

Die Blumen alle trauern
Bei dieſer Nordluft Schauern,
Die an den Herbſt ſie mahnt;
Und meine Seele trauert,
Von Ahnungen durchſchauert,
Und weiß nicht, was ſie ahnt.

Was kann auf Erden drohen
Dem, der zu dir entflohen,
O Grab! wen ſchreckeſt du?
Ich habe g'nug gelitten,
Und müde mich geſtritten,
Und ſehne mich zur Ruh.

Ich wünſchte, daß die Liebe
Nach mir am Leben bliebe,
Und dächte liebend mein.
Auch Das iſt dir beſchieden;
Was willſt du mehr hienieden?
Herz, geh' in Frieden ein!

78.

Das Kraut am Weg.

Ich armes Kraut am Weg,
Ich ſteh' hier ungebeten,
Muß auf mich laſſen treten,
Wer Luſt hat, flink und träg'.

Und bin noch froh fürwahr,
Wenn nicht des Gärtners Harke
Mich mit des Lebens Marke
Reißt aus dem Boden gar.

Wenn dir dein Stand mißfällt,
Wen haſt du zu verklagen?
Warum haſt, hör' ich ſagen,
Du dich hieher geſtellt?

Stand's denn in meiner Hand?
Ein Saamen iſt im Wallen
Der Luft hieher gefallen,
Der gab mir meinen Stand.

Ich möchte lieber ſteh'n
Im Beete bei der Roſe,
Um die mit Liebgekoſe
Die Lüfte ſchmeichelnd weh'n.

Doch wird gepflückt zuletzt
Die Roſ' auf ihren Beeten,
Und werd' ich dann zertreten,
So ſind wir gleichgeſchätzt.

79.

Das Gartenmeſſer.

Wenn einmal das Gartenmeſſer iſt in meinen Händen,
Weh' dann jedem Schoß am Baume, jedem Sproß im Beete,
Der nicht ſteht an rechter Stelle, und im vollen Triebe:
Unbarmherzig weggeſchnitten wird das Mangelhafte.
Aber wenn das Gartenmeſſer wieder eingeſteckt iſt,
Dann mag alles Krüppelhafte oder Halberſtorb ne
Ungeſtört in ſeiner Weiſe wachſen oder welken.
Immer kann das Gartenmeſſer nicht der Gärtner führen;
Bis die Strenge wieder waltet, iſt die Zeit der Schonung.

80.

Die Grasmücke.

Die Grasemück' in meiner Laube
Baut jedes Jahr ihr Neſt,
Doch ſo verborgen unterm Laube,
Daß ſich's nicht finden läßt.

Sie wählt von den Verſtecken allen
Ein andres jedes Jahr;
Und wann im Herbſt die Blätter fallen,
Sieht man erſt, wo es war.

Im Sommer durch die Zweige ſchlüpfen
Seh' ich ſie früh und ſpät,
Doch weiß ſie ſo in's Neſt zu hüpfen,
Daß ſie es nie verräth.

Sie iſt ein trauliher Geſelle,
Der doch nicht ganz mir traut,
Der, mir verbergend ſeine Zelle,
Mir immer nahe baut.

81.

Der Mühlbach.

Von einer Mühle fließt der Bach
Der andern Mühle zu,
Vorbei an meinem Ruh'gemach.
Und ſtört nicht meine Ruh'.

Der durch die Schaufeln dort gebraust,
Und der im nächſten Nu
Dort von den Rädern wieder ſaust,
Fließt hier in ſtiller Ruh'.

Den dort die Welt in Anſpruch nimmt
Mit ihrem Saus und Braus,
Ruht, wie er hier vorüberſchwimmt,
Von ſeiner Arbeit aus.

82.

Unterbrechung.

Und wenn einmal die Blumen
Es überdrüſſig werden,
Nach täglicher Gewohnheit
Mit mir ſich' zu beſprechen,
Dann iſt es Zeit, den Garten
Zu räumen auf ein Weilchen.
Am ſchönen Nachmittage
Geh' ich zur Stadt, zu Menſchen,
Und höre, was ſie wiſſen.
Und komm' ich heim am Abend,
Sind meine ſtillen Blumen
Geſprächiger, als jemals.

83.

Die Liebeszeichen.

Die Lieben ſind bei mir
In meinen Friedensreichen,
Wo nicht im Leibe hier,
Doch durch ein Liebeszeichen.

Von einem iſt's ein Bild,
Im Lebensglanz erfaſſet,
Das nun ſtatt ſeiner gilt,
Da er im Tod erblaſſet.

Vom andern iſt's ein Blatt
Mit Schrift, die halb erliſchet,
An jener Züge Statt,
Die ganz der Tod verwiſchet.

Von theurer Schweſterhand
Ein zierliches Geſtricke.
Frühzeitig warf ſein Band
Der Tod um ihr Genicke.

An dieſem Bande feſt
Halt' ich ihr Angedenken;
Wie kann ein armer Reſt
So reiches Gut uns ſchenken!

84.

Treue.

Was iſt hier getreu zu nennen
In der ungetreuen Welt,
Wo ſie finden ſich und trennen,
Wie dem Zufall es gefällt!

Brüder treten Brüdern ferne,
Fremd dem Vater wird das Kind,
Wie, entſproſſen gleichem Kerne,
Bäumchen, wann ſie älter ſind.

Auch zwei Freund', in deren Grunde
Herzensliebe lauter brennt,
Ob die Geiſter ſind im Bunde,
Sind die Leiber doch getrennt.

Nur ein Weib, wie du erkohren,
Ein geliebt und liebend Weib,
Das dir Kinder hat geboren,
Das iſt dein mit Seel' und Leib.

85.

Die Ewigen.

O ihr ewigen, hochzupreiſenden
Sphären, ihr um euch ſelber kreiſenden,
Ihr ſtets andere Mienen zeigenden,
Immer wechſelnde Huld erweiſenden,
Bald mit Düften des Frühlings labenden,
Bald mit Früchten des Herbſtes ſpeiſenden,
Bald mit ſommernder Glut entzündenden,
Bald mit winterndem Froſt umeiſenden;
Ihr allgütigen, allzeit freundlichen
Dem durch's Leben hienieden Reiſenden:
Wie ihr lächeltet einſt dem Jünglinge
Mir, ſo lächelt ihr nun dem Greiſenden.

86.

Verſtimmung.

Bei trübem Wetter ſeufzt' ich:
O Himmel, werde heiter,
Daß ich auch heiter werde!
Da klärte ſich der Himmel,
Und düſtre Wolken ſchmolzen
In ſonnenlichte Bläue.

Doch in mir blieb es trübe,
Und doppelt trüb empfind' ich
Mich ſelber in der Heitre.
O Himmel, ach, es lag nicht
An dir, es liegt im Herzen!
So trübe dich nur wieder,
Damit der unerklärten
Verſtimmung Schuld auf dich doch
Das arme Herz kann ſchieben.

87.

Verfinſterung.

Auf der ſchuldbewußten Welt
Liegt des Todes düſtrer Schatten,
Der das Licht uns vorenthält
Ew'gen Lebens, das wir hatten.

Wie das Herz verfinſtert iſt,
So verfinſtern ſich die Lüfte;
Und weil du nicht ſchuldlos biſt,
Siehſt du Kampf und off'ne Grüfte.

Wenn die Sonn' am Abend rein
Taucht die Welt in Friedensahnung,
O wie ſchnell den ſchönen Schein
Stört die Nacht mit dunkler Mahnung.

Ew'ge Morgenröthe, komm',
Die nicht mehr in Blut ſich tauchet!
Wenn die Fackel trübe glomm,
Ahnt ſie, daß der Morgen hauchet.

88.

Am erſten Oktober.

Am erſten im Oktober war von Blumen bunt mein Garten,
Geſchlagen hatte noch kein Froſt dem Lilienſchwerte Scharten.
Der Aſter Sterne waren noch im Nebel nicht erloſchen,
Und der Reſeda Düfte nicht vom Regen ausgedroſchen.
Die Biene trug noch Honig ein, die Hummel ſog am Kelche,
Von Schmetterlingen flogen ſelbſt verſpätet noch etwelche.
Ich ſprach im ſtolzen Muthe: Jung iſt Alles, wie im Merze,
Und freudig blüht mein Herz empor, wie dort die Königskerze.
Ein Windhauch, und die Königskerz' erſtarb im letzten Funken,
In weißer Winteraſche lag mein Frühlingstraum verſunken.

89.

Vergleichung.

Seh' ich allen Glanz der Reichen,
Augenblendend ihre Pracht:
Das iſt nicht für deinesgleichen!
Denk' ich, und kein Neid erwacht.

Kehr' ich dann im kleinen Kreiſe
Meiner Freuden wieder ein,
Fühl' ich recht erſt meine Weiſe,
Glücklich und begnügt zu ſeyn.

90.

Der gefällte Baum.

Nachdem der Baum gefallen, ſeh'n wir erſt, wie hoch er war;
Als er uns über'm Haupte ſtand, war's minder offenbar.
So hat den edlen Mann der Tod nicht leiblich nur geſtreckt,
Auch ſeinen ganzen Werth, der uns verborgen war, entdeckt.

91.

Beim Feldgang.

Wer als Fremdling durch die Welt geht,
Freut ſich ſorglos ihres Reizes;
Wer als Herr durch's eigne Feld geht,
Trägt die Bande ſeines Geizes.
Dort iſt Buſch und Baum zu pflanzen,
Hier ein Höcker wegzuſchanzen;
Hier zu viel, und dort, wo's fehlt,
Ueberall iſt er gequält.

92.

Der berupfte Schmetterling.

O Schmetterling, das iſt dein Glück,
Daß dir im Flug die Schwalbe
Vom Flügel abgerupft ein Stück,
Nun trägt dich noch der halbe.

Da fielſt du in des Knaben Hand,
Der aufſpießt deinesgleichen,
Doch weil er dich beſchädigt fand,
Ließ er dich weiter ſtreichen.

93.

Primula Veris.

Eine Primula Veris,
Erſtgeborne des Lenzes,
Ward durch Laune des Himmels
Am achtzehnten Oktober
Letzterzeugte des Gartens.
Schlüſſelblume, die ſonſt auf
Schließt den Himmel der Blüten,
Will dies Jahr ihn verſchließen.
Doch, indem ich mich bücke,
Sie zu pflücken: O pflücke,
Sagt ſie, mich als ein Zeichen
Deiner Liebe, daß nimmer
Soll ihr Frühling erbleichen.
Welkt im Garten der eine,
Blüht ein andrer im Zimmer,
Bis die Flocken entweichen.
Sieh von Hoffnung den Schimmer,
Wie die Hände ſich reichen
Lenz und Lenz, wo in Treuen
Zwei des Lebens ſich freuen.

94.

Unter Blumen.

Meinen Schreib- und meinen Eßtiſch hab' ich unter Blumen,
Meinen Leib und meine Seele lab' ich unter Blumen.
Unter Blumen, wie als muntrer Knab' am Band ich hüpfte,
Wandeln will als müder Greis am Stab ich unter Blumen.
Unter Blumen, wo ich lag im Liebesarm gebettet,
Lieben Todten auch ihr Bettlein gab ich unter Blumen.
Alle Sorgen laſſ' ich unter Blumen ſtill entſchlummern,
Und mit Scherzen jedes Leid begrab' ich unter Blumen.
Unter Blumen ſollt ihr ſelber mich einmal begraben,
Und im luſt'gen Heer der Todten trab' ich unter Blumen.

95.

Gewünſchter Verdruß.

Als ich Bäume im fünfzigſten Jahr
Pflanzte auf kahlem Hügelrand,
Wo rings die freiſte Ausſicht war,
Sprach die Liebſte, die bei mir ſtand:
Gott laſſe dieſe Bäume ſprießen,
Daß ſie dich noch dereinſt verdrießen,
Wenn ſie die Ausſicht hier verſchließen!
Und ich dankt' ihr mit einem Kuß,
Daß ſie mir wünſchte den Verdruß.

96.

Das Sinnveilchen.

Kleinmüthig wollt' ich werden
Bei des Oktobers Groll,
Daß alle Pracht der Erden
Zu Staube werden ſoll.
Die glänzenden Standarten,
Wo Lenz zu Felde lag,
Um ſtürzte ſie im Garten
Der Herbſt mit einem Schlag.

Die ſtolzen Georginen
Zerflitterte der Gram,
Mit jeder Knoſp' an ihnen,
Die nicht zur Blüte kam;
In ihrer Füll' und Stärke
Zerbrach ihr üpp'ger Schaft,
Wie, ungethaner Werke,
Ein Held in voller Kraft.

Mich dauerten die Triebe,
Die ſich nicht ausgelebt;
Da kam zu mir die Liebe
Den Garten her geſchwebt.
Und froh, als ob ſie trete,
Wie ſonſt, auf weichem Klee,
Hob ſie am Blumenbeete
Den Flugſchritt übern Schnee.

Sie bückte ſich ein Veilchen
Hinab zum weißen Flor,
Und zog ein Sinneveilchen
Friſch aus dem Schnee hervor.
O Wunder! blieb erhalten
Das Spiel der Farben ganz?
Kann ſich aus Schnee entfalten
Des Regenbogens Glanz? –

Sie gab den Strauß mir ſinnig,
Und ich verſtand den Sinn;
Sinnveilchen lächelt' innig:
Der Frühling iſt nicht hin.
Die Zauberhand der Liebe
Zieht zu des Herzens Troſt
Des Frühlings Blütentriebe
Hervor aus Winterfroſt.

97.

Gefriſtetes Leben.

O wie koſtbar iſt das Leben,
Und wie ſchwer, es aufzugeben!
Selbſt da vom Oktober-Oſt
Traf den Garten Todesfroſt,
Muſtr' ich die vom ungewohnten
Schnee gedrückten Blumenkronen,
Was noch etwa Gärtnerliſt
Retten könn' auf Tagesfriſt.

98.

Aufgegebenes.

Es blüht noch Manches hier und dort,
Das nicht vom Froſt gelitten,
Doch ohne Freude blüht es fort
In der Zerſtörung Mitten.
Wie nimmt ſich in des Todes Graus
Das Leben ſo geſpenſtiſch aus!
Ich bitte dich, ohne Säumen,
Herbſt, vollends aufzuräumen.

99.

Die Rache des Herbſtes.

Was im Sommer mein Aerger war, iſt mein Troſt nun im Winter.
In der Mitte der grünenden zwei verdorrende Stämme
Hieb ich nieder im Zorn, daß ſie nicht den Garten entſtellten,
Warf die Klötz', um ſie nicht zu ſehn, in den äußerſten Winkel;
Ehrlos lagen ſie dort, indeß reich im Schmucke des Laubes
Ihre Brüder ſich brüſteten, bis ihr Rächer der Herbſt ward,
Der die Kronen des Stolzes rings von den wallenden Scheiteln
Blies, und flüſterte mir in's Ohr, als vom ſchaudernden Garten
Er in's Zimmer mich trieb: Nun hol' aus dem Staub der Verachtung
Die verdorrten, und danke, daß ſie die Stube dir heizen.
Lieblich kniſterten im Kamin der geopferten Edlen
Scheiterſtöße, mir lieblicher, als der übrigen draußen
Im verödeten Garten jetzt unerquickliches Rauſchen.

100.

Die Wolkenschatten.

Ueber meinen Garten flieh'n
Düstre Wolkenschatten,
Ihnen das Vorüberzieh'n
Muß ich wohl gestatten.

Bilder sind es aus der Zeit,
Die mir nicht behagen,
Denen in der Einsamkeit
Ich mich möcht' entschlagen.

Stimmen aus der wirren Welt,
Die mich nur verstimmen;
Wie ein Hauch die Lüfte schwellt,
Werden sie verschwimmen.

Hauch des Himmels, Poesie,
Kläre meine Lüfte,
Und versinken laß mich hie
Still in Blumendüfte.

Ludwig Rellstab.

Des Deutſchen Gaſtbeſuch beim däniſchen Stammverwandten.

Eine Gallerie von Herbſt-Reiſebildern.

Vorwort.

Ein ächter deutſcher Ehrenmann hält Etwas auf Vettern und Baſen, und verläugnet ſie nicht, ſelbſt wenn ſie andere Tracht und Sitten angenommen. Der Däne, Schwede, Norweger, ſind Vettern des Deutſchen, und Vettern, deren er ſich wahrlich, kann er auch nicht Alles an ihnen rühmen, nicht zu ſchämen hat; beſonders wenn er bedenkt, daß auch von ihm ſelbſt nicht Alles zu rühmen iſt.

Wir glauben daher in ächtem deutſchen Sinn zu handeln, und Niemand wird uns der Einſchwärzung des Fremden beſchuldigen wollen, wenn wir in dieſen Bildersaal, wo deutſche Zuſtände, durch deutſche Feder gezeichnet, zu ſchauen ſind, einem Stammverwandten das Zutrittsrecht geſtatten, das heißt, von ſeinem Wohnſitz, Thun, Treiben, und Verkehren Nachricht geben, und einige Portraitſkizzen ſeiner Heimath in den Familienſaal unſeres Wohnhauſes aufhängen, ſo aufgefaßt, wie ein deutſches Auge es geſehen. Es iſt unſer Vetter, der Däne, den wir an ſeinem heimiſchen Heerde aufgeſucht, und von dem wir Grüße zurückbringen, und Wünſche, daß die, jetzt nur hie und da locker angeknüpfte, Gaſtfreundſchaft eine warme, gehegte und gepflegte werden möge. Es iſt überhaupt die Zeit gekommen, wo die Völker nähere Nachbarn werden, ſich gaſtlich aufnehmen ſollen, ſtatt, wie am Anfang dieſes Jahrhunderts, räuberiſch und mörderiſch zu einander hereinzubrechen. Deßhalb glauben wir, nochmals ſey es geſagt, dem Namen und Sinn dieſes Sammelwerkes völlig zu entſprechen, (möchten wir auch allenfalls gegen den Buchſtaben fehlen,) wenn wir den Nachbar und Verwandten in deſſen Geiſteskreis hineinführen.

Verſagt ihm alſo nicht das brüderliche Willkommen!

Erstes Reisebild. „Seestück."

Abfahrt.

Es war in den schönen Spätsommertagen des eben ablaufenden Jahres 1839, als eine Anzahl deutscher, frischer Gefährten sich zusammenthat, um die fröhliche Fahrt über den blauen Spiegel der Ostsee hinüber nach dem Däneneilande, nach seiner Hauptstadt, und dem Sund zu machen. In Swinemünde, dem vielbesuchten Hafenstädtchen und Seebade der grünen Insel Usedom, und in Heringsdorf, dem Sommerschloß von Swinemünde, waren wir zusammengetroffen. Jeden Donnerstag Abend braust das Dampfschiff „Dronning Maria" von Stettin nach Swinemünde heran, und bringt Gäste und entführt welche, die mit der Abendstunde in die hohe See hinaussteuern, um andern Vormittags in den prächtigen Hafen von Kopenhagen einzulaufen. Alle Die, welche die Fahrt bereits gemacht, konnten nicht genug erzählen, wie schön sie gewesen, und daß man, wie fremd auch die Sprache jenseits klinge, sich doch immer wie im tiefsten Schooß der Heimath fühle, weil ein deutsches Auge uns aus jedem schönen Frauenangesicht sittsam und doch offen anblickt, weil einfache Sitte, biedere Freundlichkeit, dort wie bei uns herrschen. War es da möglich, der Lust länger zu widerstehen? Um so weniger, als die See alle Schrecken verliert, da die Fahrt eine Spazierfahrt ist, die uns nicht einmal nöthigt, das Bad auszusetzen. Denn heut' tauchen wir noch am Strande Pommerns in die Wellen, und morgen, wenn wir wollen, schon im Kattegat! Der Zauberer, der unsere ganze Welt umgestaltet mit seinen wunderbaren Dunstgebilden, der Dampf thut auch dieses Wunder. — Ihm also wollte die fröhliche Brüderschaft, zu der der Verfasser sich gesellte, sich anvertrauen, und harrte daher eines Donnerstags, versammelt vor dem Gesellschaftshause von Swinemünde, am Ufer sehnsuchtsvoll der schwarzen Rauchsäule entgegen, die am fernen Horizont das Signal der Ankunft der Dronning Maria gibt. — Dort wirbelt sie empor, unfern des grünen Golling, des Chimborasso der Insel Usedom! Die Neugierigen, die Müßigen, die Geschäftigen, d. h. die Reisenden, strömen zusammen. Felleisen und Pakete werden getragen, Abschiedsgrüße zugerufen, Händedruck, Umarmungen — O quot amplexus! — Alles geht im bunten Geschwirr und Gewirr durcheinander. Der Dampfer hat angelegt, die Brücke wird geworfen, die Menge drängt heraus, drängt hinein! Man rennt sich hastig um, man kämpft sich mühsam durch! Der hat den

Regenschirm vergessen, Jener die Brieftasche, der Dritte den Paß! Geschrei, freudiges und klagendes, ängstliches und jubelndes! Es übertönt das Zischen des Dampfes, das helle Geläut der Glocke, die uns an Bord ruft. Doch jetzt erschallt sie zum dritten Male; die Räder beginnen schon zu schaufeln; eilig, eilig, wer nicht am Ufer Usedoms zurückbleiben will! Wir drängen uns zu der Brücke, wir springen an Bord, die Pforte hinter uns wird geschlossen. Die versammelte Menge am Ufer grüßt mit lautem Hurrah in die Lüfte, die Passagiere und Schiffsmannschaft antworten, schon zieh'n wir brausend durch den Strom, das Ufer entflieht, wir sind in voller, frischer Fahrt.

Wie steht der Wind? Südost! Der herrlichste Fahrwind nach dem Sund! Himmel und Meer sind blau, nicht ein weißes Flöckchen unterbricht das reine Azur, ausgenommen die schneeigen Schwäne der Segelschiffe, die die Flut kreuzen. — Pfeilschnell schießen wir auf der Swine dahin! Unser Lootse sorgt, daß wir im Fahrwasser bleiben. — Das schöne Gesellschaftshaus von Swinemünde, wo noch gestern so fröhlich getanzt wurde, entschwindet nach und nach unsern Blicken; doch die Gedanken einiger unserer jungen Passagiere scheinen noch in demselben zu weilen, vermuthlich bei einem oder dem andern jener rosigen Mädchen, die bei der Abfahrt unter den Zuschauern standen, und ihre Tücher hoch wehen ließen, die sie gestern im Cotillon vielleicht unsern jungen Reisegefährten zugeworfen haben! Ja ja, wenn das Verdeck auch ein Tanzsaal wäre! — — Jetzt fassen nur noch die beiden steinernen Riesenarme der Ost- und Westmole unser Strombett ein; die grünen Ufer sind verschwunden. Nun ist auch die Westmole zu Ende; nur die Ostmole ragt noch weit, einsam, in die blaue Meeresebene hinein, den weißen Leuchtthurm auf der Spitze tragend. Wir fliegen an ihm vorüber! Es wird ein Boot ausgesetzt; was soll Das bedeuten? Der Lootse aus Swinemünde verläßt uns. Mit ihm noch einige Freunde, die uns so weit das Geleit gegeben. Bald [illegible] die Nußschale auf den Wellen tanzt! Jetzt gleicht sie nur noch einer der schwimmenden Tonnen, die das Fahrwasser bezeichnen; jetzt ist sie ein schwarzes Pünktchen, — nun entdecken wir sie nicht mehr. — Ich will's glauben! wir sind ja schon fast eine halbe Meile in See. In den wenigen Minuten! Ja, unser Südost hilft; er ist ein guter Gevatter der Dampfmaschinen. Wir haben zwei Segel aufgespannt, und fahren nun mit dem Doppelgespann der beiden beflügelten Rosse Wind und Dampf. — Da schimmern uns die Häuser von Herrigsdorf klar entgegen durch das Buchengebüsch und die Tannenwipfel des Ufers; — schon sind sie vorübergeflogen; dafür aber tritt der Streckelberg deutlicher hervor, als der letzte Auszug

des langen Küſtenperſpektivs des Uſedomer Strandes, das ſich Abſatz auf Abſatz hinter einander aufſchichtet. Hinter dem langen waldigen Kamm dieſer Höhen geht die Sonne unter; ſie wirft ſchon ihren goldnen Heiligenſchein über die ganze Küſte, und zeichnet die Umriſſe ſcharf gegen den lichten Hintergrund ab. — Die Zauberinſel, die Die, taucht in der Abenddämmerung bläulich aus der Flut hervor, auf der die Funken des Abendroths unzählbar blinken; Rügen dahinter liegt wie ein Wolkenſtreif am Horizont, unbeſtimmt erkennbar in dem immer tiefer ſich herabſenkenden Dunkel.

Zweites Reiſebild. „Seeſtück."

Nachteſſen. Mondesaufgang.

Nun iſt die Sonne verſunken, das Abendroth faſt verglommen. Das Meer ſelbſt ſcheint ſtiller zu werden, und kaum zu flüſtern mit dem Schiff, das ſich vertraut in ſeinen Armen wiegt. — Auf dem Deck aber wird es nun lebendig; die Laternen werden angezündet, Windlichter auf Tiſche geſetzt, Anſtalten zum Abendeſſen gemacht. Schon zuvor hatte uns eine Taſſe Thee, die ganz wie in einem Geſellſchaftsſalon präſentirt wurde, angenehm erquickt bei dem kühlen Abendwind und Meereshauch. Jetzt wird uns ein Beefſteak, ein Glas Portwein nicht unwillkommen ſeyn! Man ſetzt ſich, ſchmaust und trinkt, ſchwatzt und lacht, und ſchwebt ſorglos über dem tiefen Abgrunde, den die dunkeln Wellen bedecken, dahin. — Welch ein Geſchrei! warum läuft dort Alles nach dem Oberdeck? Der Mond! der Mond! ihn müſſen wir begrüßen! —

Aus fernem, tiefen Dunkel, wo ſich Meeres- und Himmelsrand nicht mehr ſcheiden laſſen, wird ein röthlich glühender Stern ſichtbar! Er wächst, ſeine Glut erhöht ſich! Jetzt blinkt es, wie ein goldner Pfeil, der auf der Welle ſchwimmt, — der Pfeil wird ein Speer, ein Bündel Blitze, die ſich kreuzen, ein flüſſiger Golderguß in den dunkeln Meerſpiegel! Der Stern iſt zur Flamme worden, plötzlich trennt er ſich von der Welle, und ſchwebt als purpurne Halbmondſcheibe im ruhigen Blau des Himmels, und die Flut unter ihm blitzt ſein Abbild tauſendfältig

wieder. Ein Laut der Freude, der Bewunderung, des Staunens, läßt sich hören, die Gläser klingen! Willkommen trauter, güldener Mond, sey der Bote unsrer Gedanken zu unsern Liebenden weit im Lande dahin!

Drittes Reisebild. „Genreskizze."

Die Kajüte.

Jetzt sind wir satt, es ist finster, der Mond scheint wie jede Nacht am Himmel; genug, es gibt keinen genügenden Grund, uns länger auf dem Deck zu halten, sondern wir müssen in die Kajüte hinab.

Hier ist der Teufel los! — Beim trüben Schein der Deckenlampe wühlen ein fünfzehn bis zwanzig Männergestalten durcheinander. Jeder sucht eine bequeme Lagerstätte zu erhalten. „Kellner, wo ist meine Koie!" — „„Hier, mein Herr, hier oben!"" — „Hilf Himmel, in dem Kasten? da hat ja kaum ein Drittheil von mir Platz!" — „Wo soll ich schlafen? Kellner!" — „„Hier, gleich zur Rechten!"" — „Herrlich! o weh! da liegen ja schon ein paar Beine! Heda, mein Herr! Sie liegen in der falschen Koie! das ist mein Schlafgemach!" Eine dicke Masse murrt wie ein aufwachender Bär im Schlaf, reckt ein verdrießliches, benachtmütztes Gesicht heraus, pustet einigemal, dreht sich um, und liegt so fest, wie ein Anker von 150 Zentnern. „Zum Teufel, Herr! hier soll ich liegen! Sind Sie von Holz, von Thon, von Erz, daß Sie nicht hören? Schwere — — du mein Himmel! wollt' ich sagen, wo soll ich denn nun mein Haupt hinlegen!" Der gewaltsam expropriirte Passagier rennt verzweifelnd in der Kajüte auf und nieder. Da entdeckt er noch eine leere Lagerstätte in der obern Reihe. Wie der Blitz klammert er sich an und will sich hinaufschwingen. „Heda, halt!" schallt es hinter ihm her, und plötzlich hängt ein Ballast von anderthalb Zentnern an seinen Beinen. „Wo wollen Sie hin? Sie erstürmen meine Koie? meine Hosen liegen schon oben, es ist mein Platz, Nr. 7, was haben Sie für eine Nummer?" — „„Nummer — ich weiß den Teufel von Nummern, aber ich will mich schlafen legen!"" — „Meinethalben mitten in der See, aber nicht in meinem Schlafloch! Ist das ein Kaperschiff? darf hier Seeräuberei getrieben werden, auf einem

honetten Dampfer?“ — „„Herr, laſſen Sie jetzt meine Beine los, oder ich werde wild!““ — „Herr, räumen Sie mein Schlafgemach, oder ich reiße Ihnen Ihre Läufe aus!“ — „„Gewalt, Gewalt! — Raub und Einbruch! — Mordanfall! Meuchelmord! — Brand und Plünderung!““ Der Kampf wird heftig; der Obere ſucht ſich mit Rieſenanſtrengung in die Koie zu ſchwenken, der Untere zerrt an ſeinen Stiefeln — plötzlich geben dieſe nach, verlaſſen den Fuß — der Obere fliegt wie ein Federball in ſein Nachtquartier, der Untere folgt den Geſetzen der Schwere, daß der Kajütenboden dröhnt, und der Steuermann droben ſchreit: „Kapitän, wir ſind auf eine Sandbank gerathen!“ — „„Nein, ruft dieſer, es muß ein Wallfiſch unter dem Kiel durchgegangen ſeyn, der uns ſolchen Mordſchlag gegeben hat. Wenn nur nicht die Maſchine gelitten hat!““ — — Freilich hat die Maſchine gelitten, aber nur die des Niedergeſunkenen, der wie eingerammt auf dem Boden ſitzen bleibt, den ausgereckten Stiefel ſeines Feindes troſtlos, wie ein leeres Trinkgeſchirr, in der Hand. — Homer müßte ich aber ſeyn, und wenigſtens vierundzwanzig Geſänge ſchreiben, wenn ich das Getümmel ſchildern wollte, das hier nicht ſowohl bei den Schiffen, wie in der Ilias, ſondern im Schiff ſelbſt ſich erhob. Die Koienverwirrung glich einer babyloniſchen Thurmverwirrung. In allen Sprachen ſchrie man nach ſeinem Schlafneſt; Stiefeln aller Nationen wurden durch einander geworfen, und konnten doch nicht völlig durch den Berg der Reiſemäntel bedeckt werden, die als Mäntel der Liebe darüber gebreitet wurden; Ueberröcke und Hüte, Regenſchirme und Stöcke, Wämſer und Schnappſäcke, Alles kollerte durcheinander, und die ganze Schiffspaſſagier-Armee, die in Unterhoſen das Nachtquartier bezogen hatte, verwirrte das Ohr durch ein männerbetäubendes Rufen, Schreien, Stöhnen, Aechzen, Lachen, Fluchen, — und das Auge durch Gruppen und Attitüden, an denen ſieben Hogarth's ſieben Jahre zu zeichnen gehabt hätten.

Was mir in dem wirbelnden Chaos ſo nahe vorbei ſchwirrte, daß ich's aufſchnappen konnte, gebe ich hier zum beſten.

Beim Fall des unſeligen Paſſagiers, deſſen Koienſturm abgeſchlagen wurde, fuhren die reſpektive Mandel oder das Drittelſchock von Köpfen aus allen Nachtneſtern, wo ſie ſchon untergeduckt hatten, heraus. Der war mit einer Nachtmütze, Jener mit einem blauen oder rothen Schnupftuch um die Stirn drappirt; der Eine zeigte Hemdärmel, der Andere einen Torſo im Mantel! — „Schwerenoth! — Tauſendſapperment! — Himmel, Wetter! — Ei Herr Je! — Potz Velten! — Daß dich der“ ꝛc. ꝛc. — lautete die Interjektionsſammlung aus allen deutſchen Provinzialdialekten, die jetzt durch freiwillige Beiträge unglaublich ſchnell

im Schiffsraum zusammengebracht wurde. „Wer Teufel stört uns denn so nichtswürdig in der ersten Ruhe?“ überherrschte endlich die Stimme eines wohlbeleibten Postmeisters das Getümmel. — „Wer erlaubt sich denn so unmaßgebliche Freiheiten?“ quäkte die dünne Kehle eines Duodezmännchens dazwischen. „Auf Cerevis!“ brüllte ein Bruder Studio, der ein halbes Jahr Akademien frequentirt, und dann ein freies philosophisches Studium der Landwirthschaft auf Seereisen begonnen hatte, „auf Cerevis, das ist ja ein Mordskandal! wären wir auf festem Grund und Boden, so wollte ich Euch einen Dummen stürzen!“ — „Meine Herren, meine Herren, meine Herren!“ repetirte ein fein gebildeter Kriegsrath wohl vierundzwanzigmal, ungemein taktfest, und brachte auf solche Weise Rythmus in das tobende Orchester. — Ein ängstliches, schmales, käseblasses Gesicht guckte wie aus einem Mausloch über den Rand einer der oberen Koien, und richtete eine durch bewegliche Mienen unterstützte Petition an die Versammlung: „Bitte unterthänigst, o meine werthen Herren, — wir sind auf der See — nichts Ruchloses, ich bitte nochmals, — die Nacht dient zum Schlaf — bemerken Sie, wie das Schiff schaukelt — die Ostsee ist klein, aber gefährlich — bitte, keinen Sturm, weder auf der See, noch auf die Koien.“ — „„Wohlgesprochen, alter Maulwurf,““ brummte eine rauhe Stimme aus der Kellerkoie gegen den Bittsteller herauf, daß dieser erschreckt den Nachtmützenkopf zurückzog, wie eine Schnecke, der man auf die Fühlhörner tippt, „„wohlgesprochen.““ Das Baßorgan konnte eher dem Geist des Vaters, als dem blonden, fetten Hamlet angehören. — Jetzt stürzten der Kapitän und der zweite Steuermann, der eben nicht im Dienst war, die Kajütentreppe hinab. „Was ist vorgefallen, meine Herren?“ rief der Kapitän. „„Nichts ist vorgefallen,““ antwortete die Baßstimme, „„nur einen Rückfall hat der Herr dort gehabt.““ — „Aha — bedaure sehr,“ sprach der höfliche, gutmüthige Kapitano, und half dem Niedergeschlagenen auf. „Fehlt es an Koien? Wir werden noch einige Matrazen auf den Boden legen lassen.“ Dieser Trost wirkte wie Oel in die sturmbewegte See. Es ward still! Nur einige Klagelaute brachen sich wie flüsternde Wellen an den Schiffswänden. Der Tritt einiger Aufwärter klang hohl die Kajütentreppe hinab, drei oder vier Matrazen wurden auf dem Fußboden ausgestreckt, und so fanden auch die letzten Nachzügler noch respektive acht oder zehn Quadratfuß Lagerraum. Ich selbst hatte schon längst die Ecke hinter der Kajütenthür eingenommen, mir den Reisesack unter den Kopf geschoben, und mich in den Mantel gehüllt. Aus dieser bequemen Lage hatte ich das Schauspiel in der unruhigen camera obscura mit angesehen. Nun herrschten Schlaf

Schnarchen, Lampen-Halbdunkel. Nur selten tauchte aus dem todten Meer dieses Nachtstücks ein Lebenszeichen auf, wie etwa ein aufschnalzender Fisch aus dunkler Flut. — Es wälzte sich irgend ein Schläfer um, wie ein Braten am Spieß, und schnarchte dann weiter. — Ein anderer richtete sich auf in seiner Oberkoie, schien hinab zu wollen, maß die Höhe, und sprach trostlos verdrießlich: „Verfluchtes Lager das!" — Es niest Einer überlaut, und weckt sieben Schnarcher. — Dumpfes Nachmurmeln der Aufgestörten. — „Verwettert schwül hier!" — „Enges, vermaledeites Nest!" — „Man drückt sich die Hüften lahm!" — „Mich dürstet wie einen Jagdhund, — aber der Satan klettere hier herunter!" — „Was mag die Uhr seyn?" — — „Puh — Pieh." — Noch ähnliche Seufzer. — Rum — Rach — Krrr — Chrrr — — rrrrrr — — in diesem dumpfen Ohrnebel und der Dämmerung des trüben Lampenscheins verschleiert sich das Nachtstück auch mir — nun sehe und höre ich Nichts mehr. — — Aber so steht es in der Schiffspartitur: Rrrch — Rrrsch — **sforzando**: Rchch — **decrescendo**: Rrch — **pianissimo**: Rrrch — — —.

Viertes Reisebild. „Seestück."

Sonnenaufgang. Küstenpartien.

Ach, welch ein anderes Antlitz zeigt uns der goldne Tag, als die dumpfe Nacht! — Ein bläulicher Schimmer dringt durch die Kajütenthür in den schwülen Raum hinab, wo noch die Lampenflamme röthlich flackert. Draußen dämmert schon der Tag! Auf, auf! ihr Schläfer! — Es regt sich in dem beklommenen Raum; Arm und Beine werden sichtbar und zappeln aus den Koien heraus; es ertönt ein Rufen nach Wasser und Kaffee, nach Stiefeln und Wämmsern; — doch genug des Treibens in dem irdischen kleinen Menschen-Ameisenhaufen der Kajüte! Laßt uns hinaus aufs Deck, wo das weite Meer der erweiterten Brust seine freien Räume öffnet, der hohe blaue Himmel sich über uns wölbt, und Gefühl und Gedanken erhebt. — Dies hindert aber doch nicht, eine Tasse warmen Kaffee's bei der Morgenkühle vor Sonnenaufgang sehr willkommen zu heißen, trotz ihres Sechshundertprozentgewinnpreises (ich habe das Wort vom Aristophanes) von sechs Silbergroschen (**verbotenus**) **pro** Tasse; erst nach diesem Genuß läßt sich der andere wahrhaft fassen und beschreiben. —

Luft und Licht zu mahlen, iſt nach allen Kunſtverſtändigen das Schwerſte; und dieſes Schwerſte ſoll ich jetzt durch bloſe Federzeichnung leiſten. Alſo die Luft, klar, durchſichtig bis in die Unendlichkeit; das reine Blau nicht vom leiſeſten Duft eines Wölkchens unterbrochen; und das Licht roſig, golden, am Rande der Flut auftauchend, aus ihrem Spiegel zurückgehaucht, inmitten des ätheriſchen Roſenſchimmers ſich immer tiefer verdichtend zur dunkelglühenden Purpurfülle, aus der der Goldkern der Sonne hervorbrechen ſoll. Ihr entgegen iſt das Meer nur vom Himmelsſaum begränzt; doch weſtwärts ſteigt es wie Marmor-Zauberſchlöſſer aus den Wellen auf. Es iſt die Inſel Moen mit ihren ſteileren und reicheren Kreideküſten als Stubbenkammer, die vor uns liegt, vom röthlichen Hauch überſtrahlt, glänzend, duftend, aus dunkelblauer Flut emporgehoben, gegen den klaren Aether in der ſchärfſten Linie abgezeichnet. Der Moensklint (Gebirg) lebt in den Sagen des däniſchen Volkes; — eben ſo der Stevensklint, eine zweite Kreideküſte, noch länger, ausgezackter, höher, als die von Moen, welche ſich jetzt nur wie ein grauer Nebelſtreif über dem Meeresrande erhebt, die wir aber bald näher begrüßen werden. Denn der Südoſt iſt uns treu geblieben; unſere Dronning Maria fliegt leicht, pfeilſchnell über die glatte Ebene, und ſtreut nur lockre weiße Schaumroſen auf die Flut. Jetzt wird das Auge erſt recht wach; es vermochte anfangs nur die großen Maſſen der Umgebung zu faſſen, das Einzelne entging ihm. Wir erblicken rings um uns, ferner und näher, leuchtende Segel; aber nicht von leichten Barken, kleinen Küſtenfahrzeugen, ſondern meiſt ſtolzen, dreimaſtigen Kauffartheiſchiffen angehörig. Ihre Zahl ſcheint in jedem Augenblicke zu wachſen; wir zählen zwanzig, dreißig, fünfzig; denn jetzt nahen wir uns der Weltſtraße des Sunds, dieſer engen Mündung der europäiſchen Meere, die die einzige Ausgangspforte der Oſtſee bildet — die ſchwediſchen Kanäle abgerechnet — und an der ſich Dänemark gelagert hat, wie ein Raubritter aus der Zeit des Fauſtrechts, um allen Völkern, deren Schiffe ſich auf der freien Welle des Meeres wiegen, das Löſegeld abzupreſſen. Nach Jahrhunderten wird man nicht begreifen können, wie ein ganzer Welttheil ſo thöricht ſeyn konnte, dieſes Zwangsgeſetz eines kleinen, armen Staates zu tragen, für das kein Recht, keine Billigkeit, nur ein bloſer Zufall ſpricht. Denn tauche irgend eine neue Inſel, nur ſo groß, daß eine Batterie von 24-Pfündern darauf Platz hat, aus dem Meere auf, und lege ſich vor eine Meerenge, ſo hätte Der, der ſie nach freiem Seerecht zuerſt begrüßt, und die Flagge ſeines Volkes darauf gepflanzt, auch das Recht gewonnen, von dort aus alle Schiffe in den Grund zu ſchießen, die ihm nicht den Zwangzoll, den er fordert, ab-

tragen. Er hätte wenigſtens dieſes Recht ſo gut, als jetzt die däniſche Batterie auf Kronenburg, falls man nicht annimmt, daß ein Unrecht mehr und mehr ein Recht wird, je länger man es übt. Dies iſt aber eine ſeltſame Logik! — Potz Henker! — Faſt hätte ich über dem Sundzoll vergeſſen, die Sonne aufgehen zu laſſen! Ein Glück, daß ſie ſich von ſelbſt daran erinnert, und ihr Feuerhaupt ſtolz über die Meereswoge emporgehoben und ſie in glühender Pracht angelächelt hat, daß die Schamhafte weithin erröthet, und in Liebesahnung zittert. Sehr gut, daß der Sonnenaufgang nicht in der Macht irgend eines Staates iſt! Nach der Theorie des Sundzolls brauchte Rußland dann die Sonne gar nicht über den Ural zu laſſen, ohne uns in Deutſchland erſt eine tüchtige Sonnenſteuer aufzulaſten, eine Kopfſteuer auf Licht und Wärme. — Doch exiſtirt dergleichen etwa nicht? Iſt eine Fenſter- und Kohlenſteuer, wie Großbritannien ſie aufweiſt, nicht eine Licht- und Wärmeſteuer? —

Der Leſer merkt wohl, daß man bei Sonnenaufgang auf der freien See ſehr kühne, freie politiſche Syſteme hat, weil man in ſolchen Momenten gar nicht glaubt, irgend einem Staate anzugehören, indem man wirklich keinem Lande angehört, ſondern nur dem Waſſer. —

Schönes, lauteres, liebliches Element, dir mag ich auch lieber gehören, als dem ſtarren, feſten Fels, Sumpf, oder Sand der Küſte! — Sachte, ſachte, Freund, — Du wirſt anders denken, wenn das Meer ſeine Kopfſteuer eintreibt, deren gelindeſte die Seekrankheit heißt. Der ärgſte Lump, der gar kein Vaterland kennt, bekommt dann ein Heimweh — — doch ich greife künftigen Bildern vor. In dieſem ſind wir während meiner Diskuſſion bis an den Stevensklint, das lange, weiße, zackige, der chineſiſchen Porzellanmauer vergleichſame Kreidegebirg Seelands gerückt. Eine Meile vor uns, ſtreckt ſich dieſe in tauſend Liedern däniſcher Barden lebende Küſte aus. Sie iſt vier- bis fünfhundert Fuß hoch; man könnte alſo egyptiſche Pyramiden und Straßburger Münſter aus der Kreide hauen, der Höhe nach. Auf der Stirn der blendend weißen Mauer thronen alte, herrliche, wundervoll grünende Buchenwälder, und die lichten Gebüſche klimmen durch die Kreideſpalten hinab bis an das Ufer des Meeres, wo die Welle über mächtige Steinblöcke rauſcht, auf denen nach dem Sturm die ſchwarze Schaar der Seehunde ruht und ſich ſonnt. — Das iſt Stevensklint. — Jenſeits aber ſehen wir graue Hügel ſich erheben; Mühlen werden ſichtbar, hohe Waldſtrecken, Thurmſpitzen. Es iſt Schwedens Küſte, die uns begrüßt, (Falſterbö), und der Anblick dieſer erſten Vorgebirge des herrlichen nordiſchen Landes, das ſich durch ſeine Ferne tiefer in romantiſchen Duft für uns hüllt, erfüllt uns mit wunderbarem Gefühl. — Auch zur

Linken, oſtwärts, ſehen wir neue graue Landſtreifen, hervorragende Waldung, blinkende Häuſer. Es iſt wiederum Seeland. — Was ſind das aber für zwei ſcharfe, dämmernde Spitzen? Sind es Maſten? Nein, es ſind die höchſten Thürme Kopenhagens, der Sund öffnet ſich vor uns, die prächtige Stadt wird bald aus ſeinem Wogenreiche emportauchen.

Fünftes Reiſebild. „Seeſtück."

Sund. Kopenhagen.

Allein bevor ich Kopenhagens grundfeſte Thürme und Palläſte zeichne, müßt Ihr mir durch eine Zauberſtadt wandelnder Prachtgebäude folgen. Es iſt die Schaar der herrlichen Schiffe, die hier an der Pforte des Sunds, deſſen ſtrömendes Band Oſt- und Nordſee einigt, zuſammentreffen. Und ihre Zahl iſt oft ſtaunenerregend. Denn wenn der alte Aeolus günſtig gelaunt iſt, und denjenigen Schlauch ſeiner Winde öffnet, die die Bundesgenoſſen der Ein- und Ausfahrt zugleich werden, d. h. wenn er die Schwingen des Weſt- oder Oſtwindes löst, dann beeilt ſich die ganze Schaar der Schiffe hier zuſammen zu ſtrömen, welche die weiten Becken des finniſchen und bothniſchen Meerbuſens, der Oſtſee, des Kattegats, der Nordſee, des atlantiſchen Meeres ſenden, die oft ſchon wochenlang vor der Pforte kreuzten und durch widrige Winde, oder, was noch ſchlimmer, durch feindſelige Windſtillen gefeſſelt wurden. Denn von allen Schrecken, die das Meer ſendet, die der Schiffer kennt, iſt die Windſtille, die völlige, wo die Segel ſchlaff in Falten herabhängen, und ſelbſt die Wimpel regungslos geſenkt erſcheinen, wie ein eingebrochener Zweig, — von allen Schrecken des furchtbaren Elements iſt dieſer, wenn er dauert — der größte; denn es iſt die langſame Todesfolter; das Verlaſſenſeyn von allen Göttern, während Stürme, Schiffsbrand, Schlachten, Riffe, ſchneller, ſtolzer, mutherhebender den Untergang bereiten. — Uns aber hatte Aeolus, wie dem göttlichen Odyſſeus, die Schläuche voll günſtiger Winde mitgegeben, und kein vorwitziges Schiffsvolk öffnete die, worin die Stürme ſich bargen. Daher erſchien, ſchon vom frühſten Morgen an, der Horizont von weiß leuchtenden Segeln umkränzt, und immer näher zogen ſie ſich gegen die enge Sundmündung zuſammen. Gleich — ich will homeriſch reden — einer drängenden Schaar, die, weit von den

Gefilden zerſtreut, hereinſtrömt in das ſkäiſche Thor, oder ein anderes der häuſerreichen Stadt, und dichter und dichter ſich ſammelt, je näher ſie der Pforte kommt: alſo auch hier wurde die Menge der Schiffe immer zahlreicher, immer näher rückten ſie aneinander, und wir hielten unſern Einzug in Kopenhagen wie fürſtliche Herrſcher, die rings das Volk umſtrömt, denen der Kreis der Großen ſich glänzend anſchließt. Die Großen, es waren die ſtolzen Dreimaſter, deren Spiren ſcharf in die blauen Himmelsräume ragten, um deren Maſte und Raaen ein flatternder Prachtbau von Segeln ſich thürmte, einem Pallaſt glänzender Gewölke ähnlich, die ſich, wenn gleich Koloſſe, doch ſchlank und anmuthig unter den Wind ſchmiegten, auf der blauen Welle ſchaukelten. Zählt einmal dort! Einundzwanzig Segel, die Brahm- und Leeſegel, den Nängeſtag, die Bogſprietſegel, die Top- und Schönfahrſegel mitgerechnet, einundzwanzig hat jener Amerikaner, „Hope" iſt ſein Name, entfaltet. Welcher Vogel fliegt mit einundzwanzig Flügeln! Es iſt die ſchneeweiße Hoffnung aus dem Freiheitslande, jenſeit des atlantiſchen Ozeans. Seht den ſchwarzen Norweger dort, rußig, finſter, mit grauen Segeln, vermoostem Takelwerk, und lauter Nachtgeſtalten an Bord und zwiſchen den Tauen! Wie ein Rabe ſchießt er unter dieſen blendenden Schwänen dahin! Aber er fliegt ſturmgewohnt durch die Woge, daß ſie hoch aufſchäumend um ſeine Bruſt ſpritzt. Er iſts gewohnt, die furchtbar brandende See des Nordens zu theilen, zwiſchen Klippen und Eisbergen. Seine Mannſchaft ſcheint von gelenkigem Erz, ſo ſtahlfeſt und ſo ſtahlelaſtiſch iſt ſie! Habt Ehrfurcht vor dieſen kühnen Seglern, die vor grauen Jahrhunderten ſchon das Meer furchten, da die andern Nationen ſich nicht weiter wagten, als ſie ihre Küſten ſehen konnten! — Dort weht die engliſche Flagge, hier die ſchwediſche; — ein Neapolitaner, der vermuthlich Orangen geladen an ſeiner ſüdlichen, ſeligen Küſte, für den rauhen Strand des Nordens, ſtreift leicht an uns vorüber, und der ſanggewohnte Italiener kann der heimathlichen Sitte auch hier nicht vergeſſen, ſondern läßt eine fröhliche Barkarole ertönen. Dänen, Holländer, Franzoſen, Spanier, blähen die Segel, ſteuern mit uns, oder uns entgegen. Viele rufen uns mit freudigem Schiffergruß an, bringen Neues und forſchen darnach. Jetzt können wir die Segel nicht mehr alle zählen, wir kommen bis gegen hundert hinan, dann verwirren ſie ſich uns, durch Anzahl und Ferne.

Nun aber wendet den Blick von dieſem herrlichſten aller Waſſer-Schauſpiele auch wieder auf das Land. Jetzt ſteigt Kopenhagen mit ſtolzen Thürmen, hohen Palläſten, tauſenden von Dächern, aus dem Meere auf. Jener neue, viereckige Thurm mit dem goldnen Kreuz gehört der

Frauenkirche; durch Thorwaldsens Kunst zum schönsten Christentempel der neueren Zeit verherrlicht. Wir werden ihn bald betreten. Dort jener wunderliche Spitzthurm ziert die Erlöserkirche; es ist einer von denen, die wir zuerst gesehen. Jetzt erkennen wir, daß sich eine Wendeltreppe auf seiner Außenseite bis an die höchste Spitze um ihn her windet, so daß man hinauf reiten, ja fahren kann. Das lange, seltsame Gebäude mit den vielen gothischen Spitzen ist die Börse. Unweit davon zur Rechten erhebt sich ein prachtvoller Dachgiebel, von einer Säulenfront gestützt; es ist die Hauptseite der Christiansburg, die sich so stolz, als die Krone der Stadt darstellt. Doch wer kann sich in dem Labyrinth von Thürmen, Dächern, und Kuppeln zurecht finden? Jener Wald abgekuppter Masten steigt von den Kriegsschiffen Dänemarks auf, die abgetakelt, mit überdachtem Deck, ein todtes, noch schlimmer, ein fressendes Kapital im Hafen werden. Was sollen sie dem armen Lande, auf dessen Dürftigkeit sie so schwer lasten, jemals nützen, da sie doch zu schwach sind, um es zu vertheidigen? — Dort auf der Schanze steht der Leuchtthurm! — Nun macht unser Schiff die letzte Wendung, und wir gehen im Hafen der Stadt vor Anker, die eine Weltstadt seyn könnte, aber jetzt (aus falschen Regierungsmaßregeln, wie einstimmig behauptet wird) nur ein absterbendes Haupt des nordischen Handels ist.

Sechstes Reisebild. „Skulpturstück."

Olympischer Götterſaal.

Unter einem geistreichen Führer, — er war Hausknecht des Gasthofes und sprach deutsch — durchwanderten wir die Gassen mehr auf gut Glück, als nach einem Plan. Gleich an der nächsten Ecke aber trafen wir ein unrüstig aussehendes Gebäude; man sagte uns, es sey die Akademie, und Thorwaldsen wohne dort, umgeben von seiner Götterwelt, die er sich selbst erschaffen. So war es also die rauhe Hülle des köstlichsten Edelsteins, den Skandinavien besitzt. — In der That eine rauhe Hülle, denn das Gebäude selbst ist unschön, und trägt äußerlich und innerlich die Spuren — weniger des Verfalls und der Zer-

störung, als der Abnutzung, des wüsten Verbrauchs. Wir stiegen eine breite Treppe hinan; in den Räumen des Mittelgeschoßes ist jetzt, interimistisch, ein Theil der Kunstwerke aufgestellt, welche einst das Museum Thorwaldsen, von dem jüngst die Zeitungen so viel gesprochen, zieren sollen. Im flüchtigen Durchwandeln, nur begleitet von einem völlig unwissenden Aufwärter, sehen wir diese, vorzüglich aus Gipsabgüssen bestehende Sammlung, wo die schönsten Ueberlieferungen der Antike sich mit Thorwaldsens Arbeiten gemischt finden, und wahrlich, ohne daß sich, was bei der Zusammenstellung älterer und neuerer Kunstwerke sonst auch dem Laien sogleich fühlbar wird, jener scharfe Unterschied herausstellte, der die Schöpfungen des ursprünglichen Genius von der nachahmenden Arbeit scheidet. Thorwaldsen trägt in seinem skandinavischen Haupt einen wahrhaft hellenischen Genius, der Kraft und Anmuth zur höchsten Schönheit versinnlicht. Wenn die Bildwerke Neuerer sonst stets etwas Steifes, Manierirtes behalten, wenn sogar Canova zur Antike sich nur verhält, wie die geringere weibliche Formenbildung zur männlichen, — Thorwaldsen steht, ein Gleicher unter Gleichen da, in freudig stolzem, ächtem Selbstbewußtseyn, das nur vor dem unerreichbaren Ziel demüthig ist, nicht vor der Genossenschaft unvollkommener Erstrebung. — — Gleich beim Eintritt fällt unser Blick zur Rechten auf ein Ehrfurcht und heiliges Staunen gebietendes Werk. Sehen wir nur das Haupt, den würdig erhabenen Ausdruck der Züge, so kann uns einen Augenblick der Gedanke überraschen, dies sey die berühmte Bildsäule des Christus; selbst die ideale Tracht, der faltig weite Mantel könnte uns noch diesen Irrthum lassen. Doch ein Blick auf die Attribute, auf den Zirkel in der Hand, weist uns schnell auf den richtigen Weg. Diese Stirn, auf der der forschende Gedanke so erhaben thront, dies Auge, das sich zum Himmel emporwendet, wie zu einer vertrauten Heimath, zugleich mit der Sicherheit der Beherrschung, — sie können nur einem Mann der Weltgeschichte angehören, nur Einer hat das Recht, seinen Blick so zu den Sternen zu wenden: — Kopernikus.

Nicht fern von ihm steht ein Anderer, dessen schwärmerisches Auge zwar die weiten Räume des Himmels zu durchschweifen scheint, doch nicht mit dem sichern Blick der Wissenschaft, sondern wie träumend, ahnend, die Wunder der Geisterwelt droben erfassend, und in die eigene Brust mächtig hinabziehend. Es ist ein deutsches Auge, dem diese himmlischen Gesichte erscheinen. Unlängst erscholl in den schönsten deutschen Gauen herzerhebender, die tiefsten Tiefen des Innern freudig durchschauernder Jubel, ein heiliger Gottesdienst vor diesem göttlichen Gebilde, oder vor dem Gebilde dieses Göttlichen, der, wie noch nie ein Sterblicher, im

reinſten Aether des Schönen webte! Es war ein Feſt, nicht der Nation, ſondern der Nationen, ein Feſt aller Geiſter der Gegenwart und der kommenden Zeiten! Denn eine ewig unvergängliche Herrſchaft hat ſich der Dichter im Geiſterreiche gegründet, weit überdauernd ſelbſt dieſe herrliche Bildſäule — **monumentum aere perennius**! — Und nicht mit ſeinem Kunſtwerk, deſſen Stoff zu ſchnell in Staub zerfällt, ſondern nur mit ſeinem Ruhm erreicht Thorwaldſen die unabſehbare Ferne der Unſterblichkeit, in welcher Schillers Name ewig ſtrahlt.

Kopernikus und Schiller!

Von ihnen dürfen wir nicht zu andern ſterblichen Menſchen; nur zu Götterbildern können wir uns wenden. Zunächſt ſind es zwei Engel von rührender, frommer Schönheit, die uns entzücken; es iſt nur ein geiſtiges Daſeyn, das wir hier erblicken; man fühlt, die Körperformen ſind nur Symptome, nicht Weſen deſſelben. — Anders iſt es bei jenen zwei Gruppen der Grazien, die eine im Relief, die andere frei. Hier iſt der Unterſchied der Antike und der chriſtlichen Romantik hart neben einander geſtellt; denn in dieſer iſt der Körper nur da, um den Geiſt erſcheinen zu laſſen, in jener wird der Geiſt zum Körper, und ſein ätheriſches Leben haucht ſich von der äußerſten Locke bis in die zartgebildete Sohle. In reizender Umſchlingung iſt die liebliche Dreieinigkeit der Anmuth dargeſtellt; in der Nacktheit die reinſte Jungfräulichkeit, die natürliche Schaam und Keuſchheit, die unſchuldig Alles enthüllt, was nicht unſchön iſt. Das iſt helleniſcher Glaube, Religion. Das Schöne iſt geſchaffen, um zu erſcheinen; nur das Unſchöne gehört der Verhüllung, der Verborgenheit, der Nacht, dem Tartarus. Selbſt bei Furien und Meduſen darf, da ſie erſcheinen ſollen, die Schönheit auch im furchtbarſten Grauſen nicht erſterben! — — Darum zeigt ſich bei den Alten die jugendliche Unſchuld nackt, — doch die Matrone, über welche die Natur die traurige Verurtheilung zum Unſchönen geſprochen, verhüllt ſich tief. —

Selbſt der Thierwelt verleiht der Grieche, alſo auch Thorwaldſen, der ein Grieche iſt, trotz der Nebelküſten des Nordens, den Stempel des Göttlichen. Ein Löwe, ein Roß, die der Meiſter gebildet, treten uns, jener majeſtätiſch, dieſes voll edler Anmuth der Kraft entgegen. —

Doch was vermag ich! Wären mir tauſend Stimmen, fleht ſchon Vater Homer, an der Macht ſeines ewigen Geſanges verzweifelnd, — was ſoll ich thun? Geleitete mich wenigſtens Winkelmanns unſterblicher Schatten und flüſterte mir die Worte der Schilderung zu! Dann wollte ich's verſuchen, Euch dieſe reizende Hebe zu mahlen, die den Adler füttert, — dieſen lieblichen, unſchuldsvollen Hirtenknaben, — dieſe

Aphrodite, welche selig lächelnd den Apfel wägt, den ihr Paris geschenkt, — jenen wilden Nessus, der in lodernder Brunst die sträubende Desanira umschlingt, und den reizenden Leib wollustvoll an sich preßt, während er den Schrei ihrer Lippe durch gewaltsamen Kuß erstickt! —

Mit welchen Wundern einer Götterwelt
Umgab reich schaffend sich der Göttliche!

Siebentes Reisebild. „Architekturbild."

Heilige Hallen, Heiligenbilder.

Wir wallfahrten nach einem andern heiligen Orte. Es ist die Frauenkirche, unter den kirchlichen Bauwerken der neueren Zeit gewiß eines der schönsten, wenn nicht das schönste überhaupt. Der Styl ist griechisch, mit leichter Mischung des römischen, und solchen Elementen, die der Zweck des Gebäudes bestimmt. Die Kirche selbst bildet ein Oblongum, in den edelsten Verhältnissen. Für den Altarraum ist jedoch eine unter dem Thurm befindliche halbrunde Abtheilung, überwölbt von einer halben Kuppel, also in Form einer kolossalen Nische angebaut. Das Schiff nimmt fast das ganze Oblongum ein; zwei schmalere Räume laufen parallel mit den längeren Seiten hin, und dienen zu Verbindungswegen, zu Treppen, die nach dem Chor hinaufleiten; die größere Breite des Altarraums gewährt den Vortheil, daß die Sakristei und sonst kleine Nebenabtheilungen sehr zweckmäßig angebracht werden konnten. Jede der langen Seiten des Oblongums theilt sich in sieben Bogen, welche den Chor tragen. Dieser selbst ist durch eben so viele Säulenpaare auf jeder Seite (also durch vierzehn Säulen), die bis an die Decke reichen, geschmückt. In den sechs Pfeilern zwischen den unterhalb des Chors fortlaufenden Bogen sind Nischen angebracht, und in ihnen stehen die berühmten Thorwaldsenschen Bildsäulen der zwölf Apostel, auf jeder Seite sechs. Eine eben so einfache, klare, als schöne Anordnung, welche dem Auge Ganzes und Theile desselben gleich übersichtlich darstellt, und ihre Wirkung nicht verfehlen würde, auch wenn nicht jede einzelne dieser kolossalen Bildsäulen ein wunderwürdiges Kunstwerk wäre. Am Schluß der Perspektive, den diese beiden korrespondirenden Wände von Bogen, Säulen, und Statuen bilden, befindet sich

der schon erwähnte Raum für den Hochaltar. Im Hintergrunde desselben, wo sonst das Altarbild zu hängen pflegt, erblicken wir die erhabene Bildsäule des Christus, würdig, mild, kraftvoll, fromm im Ausdruck der Züge und Haltung. Vor dem Hochaltar, in der Mitte des Raums, ist ein knieender Engel gebildet, der eine Taufschale in den Händen hält, ein in der weichen reinen Körperform, wie im lieblich frommen Ausdruck der Züge gleich reizendes Kunstwerk. Der Altarseite gegenüber liegt, unter der Orgel, der Haupteingang der Kirche. Hier sind vier Nischen, zwei von jeder Seite der Thüre befindlich, bestimmt für die Bildsäulen der vier Evangelisten, welche noch nicht vollendet sind. Sind sie erst aufgestellt, so ist der ganze evangelisch-christliche Kreis von wirklichen und symbolischen Gestalten, so weit sie der Skulptur angehören können, vollendet. Christus, seine Apostel, die Evangelisten, — der Engel. Nur diese Bildwerke, kein einziges Gemählde, schmücken diese Kirche. Es erzeugt sich dadurch eine Harmonie, eine Einfachheit und doch zugleich ein Reichthum, der die Aufgabe aller Kunst seyn sollte. Wie die That, das Ereigniß, so oft das Gesetz ins Auge springen läßt, so ist es auch hier. Fast möchten wir es als Kunstgrundsatz hinstellen: „Nur Architektur und Skulptur schließen die innige Ehe des Schönen, der gegenseitigen Ergänzung miteinander, die auf eine organische Verbindung deutet." Die Mahlerei erscheint als ein Fremdes, Abtrennbares, das wohl einen Reiz verleihen kann, wie ihn der Schmuck einem Antlitz gibt, aber doch keinen wesentlichen Zusammenhang bekundet. Die Skulptur ist das volle, blühende Laub zu dem Stamm der Architektur; die Mahlerei ein künstliches Blumengewinde, das wir in den Zweigen des Baumes aufgehangen. Wo es also auf natürliche Einfachheit ankommt, da gatte der Künstler nur, was sich aus gleichem Stoff, aus dem Stein bilden läßt; zumal aber, wo das heitere Licht, das sonnige Kolorit griechischer Bauweise, die Farben der Mahlerei entbehrlicher macht, als in der düsteren Baukunst nordischer Völker.

Betrachtet die Frauenkirche zu Kopenhagen, und fragt Euch dann, ob ich Recht habe mit diesen, sonst noch nicht hingestellten Behauptungen! — Jedoch in der Kunst ist ein Gesetz niemals ein absoluter Wille; ihr Athem ist die Freiheit; sie wird ja eigentlich erst zur Kunst, indem sie sich frei vom Gesetz entfernt, wie der Baumstamm für den Mahler die freie, künstlerische Abweichung der Säule, die Säule für den Bildner die künstlerische Veredlung des Baumstamms bildet, wo in beiden Fällen, nur entgegengesetzt, vom strengen Gesetz abgewichen wird. Mit solchen Lizenzen nehme man daher auch mein Gesetz auf; in der Wahrheit, im Geiste, nicht nach dem Buchstaben.

Achtes Reisebild. „Panorama."

Stadt, Land, Meer, Himmel.

Man vergesse aber darüber nicht, mit mir auf den Thurm der Frauenkirche zu steigen. Er ist viereckt, oben mit flacher Zinne, die ein goldnes, in ebenmäßigen Verhältnissen zu dem Bau stehendes Kreuz trägt. Von der umlaufenden Gallerie haben wir den schönsten Prospekt der Stadt und des Hafens; der ganze Sund mit seinen stolzen Segeln breitet sich vor uns aus. Das kann sich Jeder denken; der Leser aber verlangt mit Recht von mir Mehr: bestimmtere Portraitzüge der Stadt. So zeichne ich ihm denn zuerst einen Irrgarten scharf zugespitzter Giebel und Dächer, die letzteren fast alle brennend roth, wie bei uns nach frischer Deckung. Dies muß in der bessern Ziegelbereitung liegen; man kann also hier Etwas lernen. Landschaftsmahler werden sich an diesem brennenden Roth ärgern; doch die große Zahl stolzer, eigenthümlicher Kirchthürme, die daraus emporsteigt, die langen weißen Straßenstreifen, die glänzenden großen Plätze, die blauen Adern des Hafens und der Kanäle, welche das rothe Feld durchziehen, gliedern die Masse fein und anmuthig. Noch viel wohler aber thut der wundervolle, weitgedehnte, grüne, dem Auge so milde Grund, auf den dieser brennende rothe Stern eingewirkt ist. Denn Kopenhagen ist, mehr noch wie Hamburg, die Stadt des Mattengrünes, der herrlichen Laubgänge. Eine sanfte Ueppigkeit der Wiesen breitet sich rings umher aus; das Auge, so weit es auf dem Strande umherschweift, entdeckt kaum eine andere Bodengattung. Nur daß dieser grüne Plan durch die herrlichsten Baumreihen oder Gebüschgruppen, dem Auge wohlthuend unterbrochen wird. — Das grüne Land hat nur einen Nebenbuhler, — das blaue Meer, die breite, prachtvolle Sundstraße, die die Halbinsel im freien Bogen umschlingt, und in der der stolze Zug der Segler nicht abreißt. Die Festungswerke springen mit scharfen Zacken in das Meer ein; die Kriegsflotte liegt schwer und dumpf unter ihrer Bedachung des Decks darauf, wie an Ketten geschlossen; die tausend Masten der im Hafen und auf der Rhede ankernden Schiffe ragen mit freien, schlanken Spitzen in die blaue Luft, und überdecken sie mit zierlichem Gitterwerk. — In der Ferne dämmert Schwedens Küste im graublauen Hügelzuge, kaum von dem heraufziehenden Gewölk zu unterscheiden, das sich am Rande des Meeres verbreitet, der Gränzwächter zwischen Himmel und Flut.

Unendlich — das Herz wird Dir groß dabei — wölbt sich der lichtblaue Dom über die unendliche, tief dunkelblaue Fläche. — Das Alles zeigt uns die Frauenkirche. Sie allein wiegt zehnmal Mühe und Preis der Reise auf. —

Neuntes Reisebild. „Seestück."

Dampfschiff-Eleganz. — Uferbilder.

Seefahrer können es nicht lange am Lande aushalten; wir weilten nur wenige Stunden in Kopenhagen. — Um vier Uhr lichtet das Dampfschiff Prinz Karl die Anker! Schon tönt die mahnende Glocke zum dritten Mal. Wir springen an Bord, und sind wieder auf dem herrlichen Element, auf der freien, leichten, tanzenden Welle — Staub und Koth der Erde bleiben schnell weit hinter uns. —

O hätte ich statt meiner Schreibfeder einen Bleistift, ich wollte Euch damit die zierlichste Skizze des Dampfschiffes auf's Papier werfen, in dem wir fahren. Alles ist allerliebst hier. Die über dem Deck erhöhte Aufenthaltskajüte so hell, so fensterreich, so wohnlich; ein reizender Pavillon! Die Kajüten im untern Raum Muster der Eleganz, Alles Mahagony und blankstes Messing. Selbst die Treppe, die hinabführt, hat polirte Mahagonystufen, mit dem saubersten Messingbeschlag an den Seiten. Die Boiserie ist in der Kajüte durchaus mit Goldleisten eingerahmt, die Kanapee's mit dem feinsten Saffian bezogen, eine spiegelhelle Sauberkeit überall! Genug, der Prinz Karl ist ein kleines Lust- und Zauberschloß, mit Zauberschwingen, denn diesen Namen verdienen seine brausenden Räder, die ihn vogelschnell über die Wellen hinwegtragen. Kopenhagens Thürme und Mauern, das goldne Kreuz der Frauenkirche, das auf dem Gipfel so vieles Schönen prangt, das lebenvolle Ufer, der Mastenwald des Hafens, fliehen; wir streifen an den grünen Umgebungen der Stadt dahin, schauen nach den hohen Dächern der Lustschlösser, und nach den weißen Landhäusern, die die Küstenhügel krönen. Das Ufer des schwedischen Malmö bildet im Osten unsern fernsten Augenpunkt. Beide Sundküsten geben uns das Geleit; in der breiten Straße, die sie einfassen, zieht die Prachtschaar der Segel wie am Morgen daher. Dort drüben liegt Charlottenlund, und dahinter der

berühmte Thiergarten mit seinen wundervollen Buchen. Ich werde Euch ein eigenes Bild davon mahlen. — Hier zur Rechten, jene kahle Küste mit der weißen Kirche, ist die Insel Ween. Andern Ortschaften fliegen wir in Weite von einer oder zwei Stunden vorüber. Jetzt wird, gerade im Norden, ein wunderliches Gebäude sichtbar, das fast wie ein Felsenriff aussieht. Holla, ihr Reisekameraden! Hut geschwenkt! Dort ist das Ziel unsrer Fahrt! Dieses alte Schloß, mit seinen hundert spitzen Zinnen und vier stolzen Eckthürmen, das wie ein Felsen mitten aus der Flut empor zu steigen scheint, ist die Festung Kronenburg, deren donnernde Kanonenschlünde die freie Sundstraße sperren! Dort zur Rechten, nach Osten, seht Ihr an Hügeln eine Stadt sich aufwärts ziehen, über der ein alterthümlicher Thurm, wie der einer Ritterburg am Rhein, hervorragt. Das ist Helsingborg, die schwedische Stadt. Und hier zur Linken, auf der Westseite des Sundes, wo die Menge weißer, zierlicher Häuser, mit ihren tausend Giebeln, röthlich im Abendsonnenglanz leuchtet, liegt Helsingör. — Wie Wölkchen am Horizont tauchten diese Orte auf, doch, Dank sey es der Pfeilschnelle des Dampfschiffs, zusehends wuchsen sie höher, entfalteten sich klarer, und jetzt zählen wir schon die Fenster in den Häusern. — Halt! Wir sind an Ort und Stelle! *)

Zehntes Reisebild. „Flüchtige Skizze."

Nordisches Nebel- und Traumbild.

Helsingör ist ein überaus freundliches, lebendiges Städtchen. Die Flaggen der Konsuln aller europäischen Staaten wehen dort von stattlichen Häusern herab. Im Hotel du Nord bei Herrn v. Halem findet man eine treffliche Aufnahme, durch diesen deutschen Wirth, der das

*) Es paßt nicht gerade in ein Bild, was ich hier mittheilen muß, daher kitzle ich's auf den Rahmen. Der dänische Vetter, der den Deutschen fast überall freundlich willkommen heißt, prellt ihn hier einmal recht derb, und läßt ihn, außer dem Sundzoll, einen Sund-Leibzoll zahlen. Das kleine Boot nämlich, welches wir zur Fahrt vom Dampfschiff ans Land nehmen mußten, und in welchem unsere zehn Personen starke Reisegesellschaft fünf Minuten lang (etwa zweihundert Schritte weit) fuhr, mußten wir mit vier Thalern preußisch Kourant bezahlen. Das ist Regierungstaxe!

bezeichnete Schröpfsystem nicht theilt. Wir langten mit der Abenddämmerung an. Außer einem Spaziergang durch die Hauptstraßen, und einem kühlenden Seebade, konnte der Tag Nichts mehr bieten, als das fröhlichste Abendessen deutscher Reisegefährten, ein lustiges Loosen um Bett und Zimmer, ein spätes Lachen und Necken, einen trefflichen Schlaf. Morgens machte unser Wirth selbst den Führer. Es geht zuerst in die alte Kronenburg, über schauerlich öde Höhen, mit düstern Linden bewachsen; Zugbrücken, tiefe, schilfbedeckte Gräben, grüne Schanzen, alte Thore mit Wappen und Inschriften, — kurz, jener ganze Apparat alter, verschanzter Pracht. Keine Beschreibung gibt einen Begriff von der Eigenthümlichkeit dieses alten, tausendspitzigen, tausendthürmigen Schlosses; doch aus diesem tausendfältigen, krystallinischen Zusammenwachsen gothischer, homogener Bestandtheile hat sich doch ein Ganzes geformt, ein mächtiges Viereck mit vier Hauptthürmen. Alles ist Stein; Holz entdeckt man gar nicht. Mittelst einer steinernen Wendeltreppe gelangt man auf einen der Eckthürme, und hat das großartigste Panorama zu seinen Füßen. Rechts die Sundstraße, fern die Ostsee, links das Kattegat; gegenüber Schwedens blaue Küsten, der alte, viereckte Wartthurm von Helsingborg; unter Dir das grüne, dänische Land, mit Wiesen, Waldung, dem hellen Helsingör, dem belebten Hafen, dem Grabsteine Hamlets, den die Sage hieher gelegt. Und über den Wundern des Landes und der Wasser webt und waltet, als geheimnißvoller Geist, der Gedanke: „Hier stehst du an der skandinavischen Pforte, die das Mittelalter mit eherner Hand verriegelte, wo der Donner der Kanonen für Jahrhunderte die Freiheit des Handels beschränkte, wo die Nationen noch heut' sich lösen müssen, bei Ein- und Ausgang, wo der europäische Weltverkehr seinen Knoten schürzt, (einen gordischen, den ein Heldenwille durchhauen sollte,) wo Du, auf einsamer nordischer Höhe, von Stürmen umbraust, unter grauem Gewölk, die Flaggen zählen kannst, die aus allen glückseligen Zonen, oft aber auch aus noch unwirthbareren, in Eis begrabenen Erdstrichen, hier vorüberziehn." — Schwerwiegende Gedanken durchschauern Dir hier die Brust! Du bist fremd und heimathlich zugleich. Hinter jenen Nebeln liegen die Geheimnisse des erhaben grauenhaften Nordens, und berühren Deine Linke schauerlich mit ehernet Hand; unter jener Sonne grünt Deine deutsche Heimath, und reicht Dir die Rechte mit warmem, herzlichem Druck! —

O glaubt mir, es fühlt sich Etwas dabei, hier zu stehn! Nicht das Auge allein staunt über die großartig geöffnete Wunderwelt; auch der Geist wird von geistigen Gewalten durchzittert.

Eilftes Reiſebild. „Landſchaft.“

Wald- und Gartenſtücke.

„Und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen.“

Dieſer Vers aus Wilhelm Tell ſagt eigentlich Alles, was wir von hier bis Kopenhagen zu ſagen hätten, — doch er ſagt nicht genug, denn das Land *iſt* ein Garten. Die kräftige Sonne des Südens iſt die Schöpferin der Frucht, doch wie die Blüte der Jungfrau abwelkt unter den Früchten, die der Mutterſchooß reift, ſo verbrennt und verdorrt auch die Glut die zarten Laubhüllen des Stammes, die grünen Pflanzenteppiche der Erde. Das Grün hegt der kurze Sommer des Nordens mehr, als der ewige Siziliens, wenn es ſich nicht in die **regio semper viridis** auf die Berge flüchten kann. Eine ſolche **regio *semper* viridis** iſt die Strecke, die wir jetzt durchwandern, dem Raum nach; in der Zeit freilich nicht, da der Winter ſeinen weißen Schneeflaum wohl ſechs bis ſieben Monate über dieſe grünen Auen breitet! — — Der Schwager ſtößt ins Horn; denn auf zwei offenen Extrapoſtwagen fahren wir, bei milder letzter Auguſtſonne, die Landſtraße nach Kopenhagen über Friedensburg, Friedrichsburg, durch den Thiergarten über Charlottenlund, am Sund hinab. Ehe ich einige kleine Handzeichnungen (die Gartenſtücke) gebe, fordere ich den Leſer auf, ſein Gedächtniß an drei Namen zu üben: Friedensburg, Friedrichsburg, und Friedrichsberg; das letzte bezeichnet ein Luſtſchloß, eine halbe Stunde von Kopenhagen; die beiden andern ſind merkwürdige Punkte, die wir auf unſrer Fahrt berühren. Der Fremde wirft die Namen oft durch einander, deßhalb unterſcheide man wohl, Frieden, Friedrich, Burg, und Berg! — Zuerſt nach Friedensburg; der ganze Weg iſt ein Park; grüne Hügel, Buchenwald, üppige Wieſen wechſeln; man ſieht wenig Häuſer und Ortſchaften. Es iſt noch unermeßlicher Raum zur Kultur jeglicher Art, landwirthſchaftlicher, wie zu Fabriken, Stutereien, u. dgl. m. Nach etwa zwei ſtarken Stunden haben wir das Sommerſchloß (dem Styl nach etwa hundert Jahre alt, Schwetzingen ähnlich) erreicht. Der Ort iſt angenehm, freundlich, ländlich. Der Park aber, der ohne Mauer- oder Gräbenabſchluß ſich in den wildgewachſenen Wald verläuft, wahrhaft wundervoll durch herrliche Baumgruppen, Raſenteppiche, endloſe Laubgänge, und reizende Durchſchläge mit Fernſichten auf Seen, Hügelgruppen, u. ſ. w. Von

jener verfeinerten Gartenkultur dagegen, die sich auf Pflege seltener Blumen, Gewächse fremder Zonen, mahlerische Anordnung der Bosquets und Aehnliches legt, finden wir wenig gegen Das, was wir in heimischen Gärten gewohnt sind. Der Garten ist noch inniger mit der Natur verwachsen, und trägt mehr ihre kräftigen, stolzen Züge. Dennoch fehlt es an kostspieligen Künsteleien nicht, besonders hat sich die Skulptur nach altmodischer Weise seltsam genug eingemischt. Von vielen Gruppen und Bildsäulen, die das Zeugniß geben, wie weit schlechter französischer Geschmack seine verderbten Säfte durch Europa ergossen hat, nennen wir nur eine, die durch ihre kolossale Ausdehnung merkwürdig ist. Auf einem geräumigen Platze befinden sich in dreifachem Kreise etliche und siebenzig Sandstein-Bildsäulen, die sämmtliche Volkstrachten der verschiedenen dänischen und norwegischen Provinzen *) darstellen. Um das Groteske dieses Anblicks noch zu vermehren, mußten Tags zuvor die Jünglinge der Militär-Akademie in Friedensburg (nomen et omen?) auf dieser Stelle des Parks ein Fest gegeben haben, wobei die guten norwegischen und dänischen Landleute und Brautpaare als Armleuchter gedient hatten; wir fanden noch bei Einzelnen die Stümpfchen der Lichter, die man ihnen in die Hand geklebt hatte.

Von dem schönen Friedensburg fuhren wir nach Friedrichsburg, einem freundlichen, lebhaften Städtchen, das sich halb um einen Weiher zieht, in dessen Mitte auf einer Insel das alterthümliche Schloß Friedrichsburg liegt. Ueber breite Gräben geht man in den mit Steinquadern gepflasterten Vorhof. Der Styl des Schlosses ist etwa zwischen dem westphälischen Frieden und spanischen Erbfolgekrieg gehalten. Es erinnert Vieles an die Art der Pracht, die der sächsische August der Starke liebte. Etwas Deutsches weht uns auch hier an, wie man denn überhaupt nie in der Fremde zu seyn glaubt, so lange man nicht mit den Eingebornen spricht, unter denen hier im Lande selten ein Deutschredender gefunden wird. — Im Schloß betrachte man die prachtbeladene Kirche, mit ihren in Silber und Gold getriebenen Altarblättern; dann die unendliche Reihe von Zimmern, mit zahllosen Bildern aller Christiane und Friedriche, mit sämmtlichen Bräuten, Vettern, Basen, die je zur dänischen Königsfamilie gehört. Ein Bild Friedrichs des Großen, in dessen Jugendzeit, in Rittertracht gemahlt, bietet uns einen willkommenen Gruß aus der Heimath. Endlich ist der alterthüm-

*) Denn der Däne und Norweger betrachten sich noch immer wie Brüder, den Schweden aber als den Stiefsohn der skandinavischen Familie, der durch aus der Fremde eingeführte Eltern ungerecht bevorzugt ist.

liche Rittersaal sehenswerth. Alles ist mehr reich, überladen, seltsam, als schön; letzteres ist nur die Aussicht aus den Schloßfenstern, über den Weiher nach dessen grünen Hügelufern; sie aber ist auch wirklich reizend. — Nachdem wir auf ein seit zwei Stunden bestelltes, weniger als mittelmäßiges, sehr frugales Mittagsmahl noch über anderthalb Stunden gewartet, fuhren wir weiter, unsern Weg nach Kopenhagen durch den Thiergarten nehmend. Dies versäume ja Niemand; doch richte er sich ein, mit mehr Tageslicht dahin zu gelangen, als wir. — Das Land wird immer anmuthiger. Wenig Getraidefelder sieht man, doch fast ununterbrochen wird die Straße durch die schönste, frischeste Buchenwaldung begleitet; saubere Pfade laufen neben der Chaussee hin, und von ihnen abwärts schlängeln sich andere tiefer in die Umbüschung hinein, fast unwiderstehlich zum einsamen, traulichen Spaziergange lockend. Hügel, mit sanft ansteigenden Triften, Landseen, ferner liegende stille Dörfchen wechseln an der Straße, die nach und nach auch die Spuren der Hauptstadt zeigt, durch einzelne herrschaftliche Wagen, und durch sorgfältiger eingerichtete Landsitze, welche näher und ferner vom Wege sichtbar werden. — Gegen Abend erreichten wir einen äußerst lieblichen Ort, dessen mahlerisch in der Mitte desselben auf einem Hügel gelegene Kirche, mit dem grünen, blumigen Friedhofe umher, den wohlthuendsten Anblick gewährte. Für ein Dorf zu groß, für eine Stadt zu ländlich, da alle Häuser zwischen Gärten lagen, erinnerte das Oertchen an unsre heimathlichen Sommerstädte, wie Charlottenburg, oder einige süddeutsche Badeorte. Offenbar war dies die ländliche Zufluchtsstätte vieler wohlhabenden Kopenhagener. Wir wollten uns nach dem Namen erkundigen, doch jeder Versuch, uns mit den Postillonen zu verständigen, war vergeblich. So fuhren wir denn schnell durch einige sich scharf krümmende Gassen oder Alleen hindurch, und erreichten bald einen Schlagbaum am Eingange eines Waldes: des Thiergartens. Eben berührte die röthliche Sonne den Rand des Horizonts, und warf ihre Strahlen tief zwischen die prachtvollen Stämme hinein. Als das breite, von Spitzpfählen gebildete Zaunthor des Geheges geöffnet wurde, war es mir, als führe ich in den Spessart ein, der auch durch dergleichen Pforten gesperrt wird. Doch, wie lieb ich das deutsche Vaterland und jenen wundervollen Wald auch habe, an Pracht des Wuchses und Reichthum der Gruppen wird er hier weit überboten. Schon der liebenswürdige Andersen spricht in seinem liebenswürdigen Roman: „Nur ein Geiger" von der Schönheit der nordischen Waldungen; doch er sagt viel zu wenig. Wahrhaft wie in einem Zauberwald glaubte ich mich, als der rosige Duft des Abends durch diese Laubgebilde schimmerte, und ihr

dunkles Grün noch vertiefte, die hohen, vielgespaltenen Stämme mit duftigem Schimmer umfloß. Hier wächst die Buche nicht, wie bei uns, in einem einzelnen, höchstens zweigespaltenen Stamm mit doppelter Krone: sondern, der abgestutzten Else gleich, treibt sie acht, zehn Stämme aus der Wurzel, doch riesenhaft gegen diese, und wölbt daraus einen Laubdom von majestätischer Pracht. Selbst die stolzesten Buchen des Harzes, dieses Königs der Laubwaldungen, würden sich hier unscheinbar verlieren. Das Staunen über die einzelnen Gruppen wächst noch durch die unabsehbare Weite der Forsten. Schon den ganzen Tag über waren wir kaum aus der Waldung herausgekommen; jetzt in zweistündiger, sehr schneller Fahrt, bis völligstes Dunkel uns umhüllte, blieben wir in der schweigenden Waldeinsamkeit, die bei Dämmerung und schwachem Mondlicht immer romantischer wurde. Tiefsichten in langen Durchschlägen, oder weiten Wiesenstrecken, auf denen die Bäume sich in abwechselnd vorspringenden Zungen gruppirten, zeigten, wie sich der Forst auch nach den Seiten hin ausdehne. Eine feierliche Stille herrschte hier; wir hielten von Zeit zu Zeit an; das Schnauben unsrer erhitzten Pferde schallte weit hin; dann und wann raschelte es durch die Gebüsche, flog es wie flüchtige Schatten über den Weg. Es waren einige Rehe, oder ein aufgescheuchter Hirsch. Plötzlich zeigte sich ein ganzes Rudel, das in der Nähe eines klaren Baches weidete. Ein Peitschenknall, und die scheuen, leichtfüßigen Thiere waren nach allen Seiten zugleich in den dunkeln Büschen verschwunden. — Endlich nahen wir, schon ermüdet von der Fülle der Eindrücke, einem zweiten Gehege; es öffnet sich, und wenige Augenblicke später liegt der breite, bleiche Spiegel des Sundes vor uns. Hart am Meere führt jetzt die schmale Straße hin, an Landhäusern, Gärten, Hecken, zahllosen kleinen Badehäuschen, die in die See hinausgebaut sind, vorüber. Ein Fußpfad begleitet die Chaussee, an schönen Tagen ein lebhafter Spaziergang. Noch voller zwei Stunden bedürfen wir, um die Hauptstadt zu erreichen; das Becken des Leuchtthurms gibt uns fortdauernd die Richtung an. Jetzt hören wir den Glockenschlag der Kirchthürme, und bald ruft uns die Schildwacht des Thors an. — Mit dem Schlage zehn hielten wir vor unserm Gasthause, fast übersättigt, überwältigt, von den reichen, wunderschönen, heimathlich verwandten Eindrücken des Tages.

Zwölftes Reisebild.

Architekturstücke. Portraits.

Wir sind wieder in Kopenhagen! Was bleibt uns noch zu sehen, was zu mahlen! Und doch ist nur ein einziger Sonntag unser! Nur ein Vormittag! Da diese Bilder aber in deutscher Gallerie hängen sollen, so möge man uns Recht geben, wenn wir lieber rasche, doch umfassendere Skizzen, als ausgeführte Gemählde des Einzelnen geben, damit unsre deutschen Landsleute mehr Fingerzeige für die Gegenstände, die wir nach der Natur abbilden wollten, erhalten, und diese selbst beschauen.

Zuerst sey der freundlichsten Führung und Belehrung durch dänische Ehrenmänner gedacht, die uns als Verwandte, als Brüder herzlich begrüßten, und gastlich, wie Hellenen, mit den schönsten Schätzen ihrer Hauptstadt beschenkten; beschenkten, denn was wir innerlich davon mitnehmen, bleibt unveräußerliches Eigenthum. So führte uns Professor F..., der biedere Freund und Schüler Thorwaldsens, zunächst in die unteren Räume der Christiansburg, angefüllt mit herrlichen Schätzen, die Thorwaldsens Museum schmücken sollen. Kein König hat je seine Residenz so beschenkt, als dieser königliche Künstler seine Vaterstadt; jeder Schritt auch hier gibt davon Zeugniß. — Doch noch voller grünt der Kranz seiner Lorbeern in den oberen Prachtgemächern dieser stolzen Burg. Diese Räume sind erst neuerlichst eingerichtet, und im edlen Styl der Bauart, wie in der künstlerischen Ausschmückung, vielleicht die ersten und reichsten Europa's, wenn nicht die neuen Bauten in München, das ich seit fast einem Jahrzehnt nicht betrat, sie überbieten. Doch der Rittersaal belohnt allein die schöne Fahrt übers Meer, mit seinen weißen Marmorsäulenwänden, und goldenem Prunk; und mehr noch der Alexandersaal, so nennen wir ihn, weil der ewige Ruhm des babylonischen Helden hier zu dem ewigen des germanischen Künstlers neu verherrlicht wird. Denn um keinen Preis geben wir die Verwandtschaftsrechte an den Stamm auf, dem Thorwaldsen entsproß! Der berühmte Alexanderzug, diese über hundert Fuß lange Reihe von Basreliefs, in denen jede einzelne Gestalt, jede Miene hellenische Anmuth athmet, umkränzt das Gesims eines der Nebensäle, und fordert, ein eigenes Museum, zu so langem

Verweilen auf, als nur irgend gestattet ist. — Doch eine freundliche Führerhand überliefert uns hier der andern, und durch ein Labyrinth von Korridors und Treppen werden wir der Bildergallerie zugeführt, die erst seit einigen Wochen öffentlich aufgestellt ist. Deßhalb finden wir sie mit vielen hundert Besuchern und schönen Besucherinnen Kopenhagens gefüllt, denen sie eine eben so große Neuigkeit ist, als uns Fremden. Da uns aber noch kein Katalog, sondern, gewiß unendlich besser, doch für das Gedächtniß schwieriger, der beredte Mund eines geistvollen Führers Anweisung gibt, enthalten wir uns jeder einzelnen Erwähnung. Nur allgemein bemerken wir, daß ältere und neuere lebende, dänische oder nordische Meister überhaupt, vereinigt sind; letzteren ist eine besondere Räumlichkeit gewidmet. Den größten Reichthum besitzt die Sammlung an Landschaften, und man kann hier die herrlichen Beispiele und Lehren der Natur wiederfinden. Unsre deutschen Mahler gehen nach Norwegen, um die See, das wilde Felsgebirg zu studiren! Verweilt doch halben Weges und studirt den dänischen Wald, oder den schwedischen, der gleiche Wunder der Schönheiten besitzen soll!

Aus dem Reich der Kunst führen uns abermals einige Korridore und Treppen in das des Wissens, des praktischen, geschichtlichen Wissens. Wir meinen die Sammlung nordischer Alterthümer, die uns der Kanzleirath Thomsen zeigt, dessen Kenntnisse und Freundlichkeit ihm bereits einen solchen Ruf erworben, daß wir uns wohl gestatten dürfen, seinen Namen hier dankbar zu nennen. Wir wollen den Versuch machen, einige Züge aus dem trefflichen Kommentar des Führers, der uns den anschaulichsten Ueberblick der technischen Zustände früherer Jahrtausende gibt, hier zusammenzustellen. Die Sammlung besteht etwa seit fünfundzwanzig Jahren; einige bedeutende Auffindungen haben sie veranlaßt; mit ihrem Wachsen wuchs das Interesse dafür, und nicht leicht wurde etwas dahin Gehöriges aufgefunden, das man ihr nicht zuwandte. Der Fund wird nach Verhältniß reichlich belohnt, so daß auch die Bauern damit nach der Stadt kommen; die reichsten Fundgruben sind die großen Torfmoore, in denen sich sogar hölzerne Geräthe, z. B. Axtstiele, die äußerst selten sind, erhalten haben müßten; bis jetzt ist es jedoch noch nicht gelungen, aus diesem Stoff Etwas von Belang zu erhalten. Die ältesten Gegenstände schätzt man auf dreitausend Jahre, also etwa homerischen Zeitalters. Dies ist keine willkührliche Annahme, sondern eine aus der Natur der Gegenstände sehr wahrscheinlich gemachte. Spitze Aexte aus Stein (Spitzhacken) sind das älteste, einfache Werkzeug; man kannte damals das Eisen nicht. Wie wurden daher

solche Werkzeuge gefertigt? Andre Auffindungen belehrten darüber; man traf halbfertige Aexte, die das rohe Behauen durch andere Steine klar machten; endlich fand man Schleifsteine, die die letzte Politur und Schärfe gegeben, freilich mit einem guten Antheil Geduld! Pfeilspitzen von Feuerstein gehören gleichfalls in dies Zeitalter vor Kenntniß der Metalle. Als eine merkwürdige Zusammenstellung zeigt man dieselben rohen Waffen aus japanesischer Vorzeit, wo sie fünftausend Jahre alt seyn mögen, und aus nordamerikanischer, wo sie etwa dreihundert zählen. Ein Beweis, daß nicht absolutes geschichtliches Alter, sondern gleicher Kulturgrad und Bedürfniß dieselben Resultate erzeugen. Höchst belehrend sind die Folgeschlüsse über Sitten, Preise, Verkehr, Reichthum, welche der geistreiche Verstand des Sammlers aus den anscheinend unbedeutendsten Umständen zieht. Gold und Kupfer sind die ältesten gekannten Metalle; man findet sie mit deutlichen Spuren, daß eiserne Werkzeuge unbekannt waren, als man schon goldne Zierrathen gebrauchte. Silber, Gold, vertraten in der Bearbeitung die Stelle des Geldes. Man zahlte z. B. mit Stückchen von goldnen oder silbernen Ketten. Kupfer war anfangs wohlfeiler, als Eisen; jetzt freilich umgekehrt. Man zeigt uns z. B. schwere Waffen, als Aexte, wo eine eiserne Schneide mit großer Mühe an die kupferne Masse befestigt ist. Wäre Kupfer nicht viel wohlfeiler gewesen, so hätte man, wie später, die ganze Masse aus Eisen gefertigt, und sich die große Arbeit gespart. Aehnliche Konstruktionen der Zierrathen zeugen dafür, daß Silber höher stand, als Gold. Schon in Zeiten, wo man Eisenwaffen genau kannte und geschickt fertigte, hütete man sich doch, Geräthe, die viel Masse erforderten, oder leicht verloren gehen konnten, aus diesem theuren Metall zu bilden. Daher findet man Ambose und Anker aus Stein, Pfeile und Speere aus Kupfer, als man schon eiserne Schwerter gebrauchte. Denn das Schwert ging nicht so leicht verloren, als Pfeil und Wurfspeer, und forderte nicht so viel Masse, als Ambos und Anker. Diese letzteren Werkzeuge in Stein sind höchst sinnreich. — Die Stunden, in dieser Sammlung zugebracht, entfließen unter der so freundlichen, klaren Belehrung, die mit keiner gewagten Hypothese, sondern mit den scharfsinnigsten, und doch, sind sie gemacht, natürlichst erscheinenden Schlüssen auftritt, gleich Minuten. Das Auge des Sammlers liest in diesen Geräthen wie in chronologischen Büchern über Sitten und Zustände jener alten Zeit; doch auch nicht das kleinste Abzeichen, nicht die unbedeutendst erscheinende Einrichtung bleibt unbeachtet. Was uns zuvor Hieroglyphenschrift war, wird, sobald uns der einfache Schlüssel gegeben, deutlichste, leichtfaßlichste Zeichensprache. Tausendmal sahen wir hier

das Ei des Columbus. — Einmal fand man eine Kiste voll Bernsteinverzierungen; es sind die ältesten, doch in dem Zeitalter, wohin diese gehören, sehr theure. So viel konnte selbst der Reichste nicht besitzen. Der Fund erregte das größte Staunen. Er war in einem Torfmoor geschehen. Es mußte ein Kaufmann, der mit diesen Waaren handelte, gewesen seyn, der zur Frühlingszeit über den Torfmoor geritten, durch das dünne Eis gebrochen, und versunken war. Das ungeheuer hohe Alter der Verzierungen erkannte man aber nicht aus ihrer Plumpheit, denn bei dieser blieb es noch viele Jahrhunderte, sondern aus der genauen Betrachtung der Löcher, die zur Aufreihung der einzelnen Stücke dienten. Man sah an ihrer dreieckigen, außerhalb weiteren, nach der Mitte trichterförmig zugehenden Gestalt, daß sie noch ohne Bohrer, (das älteste Werkzeug mit,) also vor der Kenntniß des Eisens gemacht waren! So könnte ich noch viele Züge anführen. — Doch sollte ich meinen deutschen Brüdern, wenn sie zu ihren nordischen Vettern reisen, nicht die freudige Ueberraschung der Belehrung an Ort und Stelle gönnen? Sollte ich ihnen nicht die Lust unverkümmert lassen, einen Kalender für einen Knittel zu halten, und zu erfahren, daß noch heut der dänische und norwegische Bauer diesen Kalender aus grauer Vorzeit als Hausrath, in zwar abweichender aber doch unverkennbarer Ueberlieferung, bewahrt? — Nein, Freunde, reiset selbst, und werdet dem geistvollen, freundlichen, unermüdlich eifrigen Führer eben so dankbar wie wir. —

Und nun? Nehmen wir Abschied? Kopenhagen bietet uns noch viel! Sehr viel! Ich habe Euch nur einen halben Blick in die reiche, seltsam wunderbare Stadt, die Altes und Neues mischt, thun lassen! Ihr habt gekostet, das soll Euch begierig nach mehr machen, Ihr sollt reisen! — Deßhalb schweige ich von andern Dingen und Zuständen, von Sitten, Abenteuern, Bekanntschaften, von dem Rosenburger Schloß, von Charlottenlund, von Friedrichsberg. Doch an eine Pforte klopfe ich noch einmal. Es ist Thorwaldsens Atelier! Es ist seine Wohnung, auch nur eine Kunststätte. Freundliche Vermittlung führt uns zu dem einfach hohen Manne, der eben so viel Herz als Geist ist, selbst. Wir sehen ihn unter seinen Kisten voller Schätze; nicht todtes, elendes Gold, sondern allbeglückende Reichthümer, geistige, in wundervolle Steinhüllen gebannt, die ihm Rom und Italien über das Meer nach dem rauhen Norden senden. Der ganze Hof ist bedeckt; Alles arbeitet rüstig; hier leuchtet das Haupt einer Minerva aus dem Strohballast, dort lagert eine Venus auf staubigen Matten. Tausend Hände rühren sich! Milden, und doch adlerscharfen Blicks geht der Greis, dem

die ſiebenzig Jahre jedoch kaum wie ſechzig auf der Scheitel laſten, waltend und ordnend umher. Seine Nähe befeuert doppelt, weil ihn Alle eben ſo lieben wie verehren! Drum erfreut es mich, und ich bin ſtolz darauf, daß er auch mit mir freundliche Worte gewechſelt, mir den deutſchen Händedruck und herzlichen Reiſegruß gegeben, als letztes, gültigſtes Siegel, daß ich auf dieſer Wanderung in verwandter Heimath geblieben, und daß dieſe nordiſche Herbſtbilderreihe in den Bilderſaal deutſcher Zuſtände gehört.

J. M. Söltl.

Kunst und Künstler in München.

Von

J. M. Sölkl.

München.

„München gleicht einem goldenen Sattel auf magerem Rosse!“ rief einst der große Schwedenkönig Gustav Adolf, als er in Bayerns Hauptstadt einzog. Diese Worte sind seitdem oft wiederholt worden, aber gewiß konnte man sie niemals mit größerem Rechte anwenden, als jetzt, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Hingelagert auf einer großen Hochebene, nicht in Mitte freundlicher Gärten oder am Abhang sonniger Hügel, vielmehr auf unfruchtbarer Haide, die mit kaum fußtiefer fruchtbarer Erde bedeckt ist, und welcher nur der Fleiß und die Kunst Leben abgerungen haben, hebt sich die Stadt empor in Majestät mit den vielen Kirchen, Thürmen, Palästen, und pallastähnlichen, öffentlichen und Privatgebäuden. Beinahe mit jedem Schritte begegnet dem Wanderer im Innern der Stadt ein anderes Denkmal früherer Jahrhunderte, als Zeugniß von dem Walten Ludwigs des Bayern, des vielgeprüften, vom Hasse des Pabstes verfolgten Kaisers aus Wittelsbachischem Stamme, welcher mit Recht als zweiter und eigentlicher Gründer Münchens gepriesen wird, bis herab zu dem gesegneten Wirken des geliebten Königs Maximilian Joseph; in den Vorstädten aber zumeist, die sich in beinahe unverhältnißmäßiger Ausdehnung für die Bevölkerung ausbreiten, spricht die Gegenwart mit ihren gewaltigen Schöpfungen zu dem Wanderer und eröffnet ihm ihre herrlichen Schätze,

daß er staunend in den neuen Tempeln, Gallerien, und Kunstwerkstätten schwelgt, und dann hinauseilt aus den Hallen der Kunst in den großen Tempel der Natur, um seinen Geist wieder zu sammeln und im strömenden Entzücken Wonne um Wonne zu tauschen!

Die Vorgebirge, bewachsen mit Laubwäldern, ziehen den Blick an, der dann weiter und weiter schweift bis zu den fernen, im blauen Dufte schimmernden, schneebedeckten Alpen, welche in den mannigfaltigsten Gestalten sich wie Riesen erheben und in die Ebene herniederschauen. Welch ein Anblick, wenn das Auge den majestätischen Zug der Gebirge in einer Ausdehnung von beinahe fünfzig Stunden verfolgt, von dem erhabenen Stauffen bis zur steilabsinkenden Zugspitze! Da jauchzt die Seele und freuet sich der Natur, und wendet sich dann wieder zurück zu den Kunstschöpfungen, welche im schönen Bunde vereinigt sich zeigen.

Der Dreibund der Künste.

Michel Angelo Buonarotti, der gewaltige Künstler, hatte in seinem Siegel drei in einander verschlungene Ringe, wohl nicht blos als Andeutung, daß er ein gleich großer Meister in den drei bildenden Künsten, der Baukunst, Mahlerei, und Bildhauerkunst sey, sondern daß diese drei Künste selbst, wie Grazien, in schwesterlicher Eintracht verbunden und in ihrer höchsten Vollendung beinahe unzertrennlich seyen, — wenn man anders die Mahlerei auf großen Wandflächen mit Michel Angelo selbst höher schätzen muß, als die Mahlerei in Oel, von welcher jener Meister den freilich etwas übertriebenen Ausspruch that, sie schicke sich nur für Frauen und Kinder.

Schon im Alterthume findet man diese innige Vereinigung der drei Künste, und in der schönsten friedlichen Epoche Athens, da diese Stadt als ein wahrer Musensitz, und im besonderen Schutze ihrer vor allen andern verehrten Göttin Athene erschien, blühten sie zugleich. Dasselbe sehen wir bei dem Ausgange des Mittelalters in Italien; eine dieser Künste ruft die andere, als könnte und möchte keine für sich allein bleiben, und wir sehen, wenn wir die Geschichte beachten, überall zuerst die großen Bauwerke, dann die großen Künste erstehen, welche die Räume und Wände derselben mit wunderbaren Gestalten erfüllen und schmücken.

Und diese drei Schwestern wollten denn auch, nachdem sie lange im Verborgenen gelebt, und vor den Kriegen und der französischen Kunstzierere unter Ludwig XIV. und eine geraume Zeit nach ihm sich in die Werkstätten weniger, kaum bekannter Lieblinge geflüchtet hatten,

in Deutschland erscheinen, welches schon im Mittelalter ihre Nähe geahnet und geschaut. Betrachtet nur die himmelanstrebenden Dome, die Riesenbäume jener gewaltigen Kunstzeit, die vollgültigen Zeugen der Kraft und Kunstliebe der Deutschen am Rhein und an der Donau, und selbst an den kleineren Flüssen, und ihr findet jene drei Schwestern vereinigt. Die Baukunst hatte sich so innig mit der Bildnerei und Mahlerei verschwistert, daß sie nur mit ihnen leben zu können schien; aus dem großen, vielastigen Baume keimen gleichsam wunderliebliche Engel- und Frauengestalten, dazwischen groteske, sonderbare Thiere, neckende Kobolde und Fratzengesichter, die aber alle vor den ungeheuren Rosen und den Fenstern mit einzelnen Heiligengestalten oder ganzen Gruppen aus der heiligen oder weltlichen Geschichte verschwinden, welche in glühender Farbenpracht durch das geheimnißvolle Dunkel strahlen.

Als nachmals Krieg und Uneinigkeit unter den einzelnen Gemeinden wie unter den einzelnen Stämmen Deutschlands hinderten, gleich große Baudenkmäler, wenn auch zu anderem Zwecke, zu schaffen; als trüber Egoismus an die Stelle froh gemeinsamen Wirkens trat, und die Zeit der Schnörkeleien kam: da entwichen mit der einfachen, großartigen Baukunst auch die anderen Schwestern, und Deutschland, das im Mittelalter so kunstreiche und erfindsame, blieb in den Künsten verwaist, und lebte von unedler Nachahmung falschen Geschmackes des Auslandes.

Die Akademie der bildenden Künste in München.

Die religiösen und politischen Wirren, welche bald nach dem Künste fördernden Mittelalter eintraten, Deutsche gegen Deutsche zum Kampfe führten, und die Blüte des herrlichen Volkes auffraßen, hemmten jede weitere Kunstentwicklung. Nach dem dreißigjährigen Kriege waren die Stadtgemeinden, welche im frommen Eifer das Ihrige zur Gründung und zur Förderung eines Thurmbaues beigetragen, verarmt; die Fürsten aber huldigten andern Neigungen, als den schönen Künsten, und so waren denn mit dem dreißigjährigen Kriege, der über Bayern und München unsägliches Elend gebracht, auch die bildenden Künste aus diesem Lande gewichen, die Kunstentwicklung für eine lange Zeit gehemmt, und als nach einer geraumen Zeit der Ruhe unter Ferdinand Maria, und dem prachtliebenden Max Emanuel neue Kirchen und Paläste entstanden, folgte man bei ihrer Ausführung ganz dem damals herrschenden falschen Geschmacke, und es entwickelte sich kein selbstständiges, freies Kunstleben, das den ewigen, unveränderlichen Gesetzen der Harmonie und Schönheit huldigte, obgleich mehrere Künstler hohe Anlage zu edleren

Schöpfungen zeigten, als sie wirklich ausführen konnten und durften. Bald verschwand bei dem Mangel an Gelegenheit und Uebung auch jene Fertigkeit, welche zu jeder Kunstdarstellung nöthig ist, und selbst unter Maximilian Joseph III. und Karl Theodor konnte sie nicht ganz wieder geweckt werden, als sich, nach der Gründung der Akademie der Wissenschaften, im Jahre 1770 drei Künstler in München zur Gründung und Fortbildung einer öffentlichen Zeichnenschule verbanden: der Hofmahler Christian Wink, der Hofbildhauer Roman Boos, und der Hofstukator Feichtmayr. Sie bestand im Stillen fort, ohne ihre Wirksamkeit öffentlich zeigen zu können, bis der König Maximilian Joseph, im edlen Streben, sein Land und Volk aus langer Vergessenheit und Nacht zu erheben, so vieles Gute und Herrliche schaffend und fördernd, jene geringe Zeichnenschule zu einer Akademie der bildenden Künste erhob (30. Mai 1808), erweiterte und königlich begabte, in der Absicht, „daß die wohlthätigen Einflüsse der schönen Künste sich auf das gesammte Volk in ausgedehnterem Maße, als bisher, verbreiten und dieses mächtige Bildungsmittel, mit den übrigen zusammenwirkend, die Neigung zum Schönen und Wohlgestalten vermehre, und so unmittelbar die Nationalgeschicklichkeit erhöhe, mittelbar aber den Geist und die Sitten des Volkes veredle."

Diese Akademie sollte die Erhaltung und Fortpflanzung der Künste, welche nur durch lebendige, ja persönliche Ueberlieferung möglich ist, sichern, und den Künsten ein öffentliches Daseyn, eine Beziehung auf die Nation und den Staat selbst geben, wodurch sie fähig werden, ihrerseits vortheilhaft auf das Ganze zurückzuwirken, und den Sinn für Schönheit und Geschmack an edleren Formen unter allen Ständen zu verbreiten; sie sollte sich mit andern Instituten von gleichen Zwecken, mit Künstlern und Kunstfreunden aller Länder und Völker in thätige Wechselwirkung setzen und sich so immer in der Kenntniß des Merkwürdigsten und Wichtigsten erhalten, was sich wo nur immer in den Künsten hervorthut. Der Unterricht an derselben umfaßte alle Zweige der bildenden Kunst: alle nöthigen Attribute wurden im reichlichen Maße gewährt, alle drei Jahre öffentliche Kunstausstellungen veranstaltet, zu welcher auch auswärtige Künstler häufig ihre Werke einsandten, und so ein reger Eifer geweckt und genährt, der die Anstalt durch Deutschland vor ähnlichen in andern Staaten auszeichnete, und ihr überallher Schüler zuführte, die sich zu größerer Ausbildung oft der königlichen Unterstützung erfreuten. J. P. v. Langer, welcher schon im Jahre 1806 von Düsseldorf gerufen und dann der Akademie als Vorstand zugetheilt war, wirkte mit seinem kunstbegabten Sohne eine lange Reihe von

Jahren segensreich für das Gedeihen der schönen Anstalt, welche vor allen andern Künsten die Oelmahlerei förderte; denn die Kriegsjahre erlaubten noch nicht, öffentliche größere Unternehmungen auszuführen.

Doch geschah schon Vieles zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt: der Bau mehrerer öffentlicher und Privatgebäude, ausgeführt in schönen Verhältnissen, der Bau einer trefflichen steinernen Brücke, und eines großen Schauspielhauses nach dem Plane und unter der Leitung des Professors Fischer, welches im Jahre 1818 eröffnet wurde, und dessen trefflicher Eintheilung, Festigkeit, und schwunghafter Erhöhung, mit der Vorhalle von acht großen korinthischen Säulen, selbst der Neid seine Bewunderung zollen muß, gaben ein schönes Zeugniß, wie sehr Kunstsinn und Kunstfertigkeit in der Baukunst fortgeschritten sey, und man konnte im Allgemeinen wohl erkennen, daß Talente und Kräfte zu Kunstschöpfungen hinlänglich vorhanden wären, wenn nur ein dauernder Friede und kunstliebende, gebildete Fürsten sie ins Leben rufen wollten.

Die Kunstepoche unter dem Könige Ludwig I.

Dieses geschah unter dem Könige Ludwig I., der schon als Kronprinz den edlen deutschen Künstlern, welche sich in Rom aus Deutschland zusammengefunden hatten, und dort in glühender Begeisterung dem Studium der Antike und der Natur lebten, und mit kühnem Geiste und fröhlichem Muthe die Bahn der Wahrheit und Schönheit in ihren Schöpfungen verfolgten, als ermunternder Freund, als Schützer und Förderer ihres Strebens erschienen war. Sobald es nur die Verhältnisse erlaubten, wollte er den bildenden Künsten insgesammt ein reiches Feld zur Uebung ihrer Thätigkeit gewähren. Schon als Kronprinz begann er mit der theilweisen Ausführung seiner Entwürfe, und setzt sie jetzt als König in dem Maße fort, daß er als der eigentliche Kunstförderer der neueren Zeit gepriesen wird, indem er einen schönen Kreis von Künstlern um sich sammelte, theils aus der Ferne, theils aus der Nähe, denen er Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Schöpfungen gibt, und sie mit ihren zahlreichen Schülern nach seinem Willen zu seinen Zwecken beschäftigt, ohne deßwegen den Flug der freien Schöpferkraft zu beschränken, und es steht nun zu hoffen, daß der dadurch geweckte Kunstsinn sich über Deutschland und weiterhin verbreite, entfalte, und eine wahrhafte, nachhaltige Kunstepoche in freier Wirksamkeit begründe.

Die Baukünstler.

Zuerst und zumeist fanden die Baukünstler große und vielfache Beschäftigung, da sich München in der neuesten Zeit nach allen Seiten

hin vergrößerte, und neue Straßen und Vorstädte mit Gebäuden aller Art sich erhoben, bei deren Entwürfen die Künstler meistens nachahmend, oft aber auch selbstschöpferisch verfahren konnten. Als die ersten Baumeister werden mit mehreren andern verdienten Männern jetzt gewöhnlich genannt: Klenze, Gärtner, Ohlmüller, Ziebland, und Metivier. Am meisten und glänzendsten wurde Klenze beschäftigt, den sein glückliches Geschick nach München führte, wo er sich Würden und Reichthum und Anerkennung erwarb. Sein erstes Werk, das ihm die Gunst des Kronprinzen Ludwig zuwendete, und seinen Ruhm in Bayern gründete, war der Entwurf und die Ausführung der Glyptothek, eines zur Aufbewahrung antiker Bildwerke bestimmten Gebäudes, für welches er den jonischen Baustyl in seiner Reinheit anzuwenden für passend fand. Dasselbe steht seit dem Jahre 1830 in außerordentlicher Pracht vollendet da, und erfüllt Jeden, der es betritt, mit Staunen und Bewunderung, und erhebt ihn zu der freien Stimmung, die nöthig ist, um die in den Räumen umher aufgestellten und ausgeführten Kunstwerke in sich aufzunehmen. Nach seinem Entwurfe wurde von 1826 bis 1836 die Pinakothek ausgeführt, in deren Erdgeschoß die Sammlung der Handzeichnungen, der Holz- und Kupferstiche, der antiken Mahlereien auf Gefäßen, Mosaiken, und Wandgemählden, und der Bibliothek, im ersten Stock aber eine Auswahl der schönsten Gemählde enthalten ist, welche von den Wittelsbachischen Fürsten in der Pfalz und Bayern seit Jahrhunderten mit großen Kosten und großer Mühe erworben wurden. Die innere Ausschmückung entspricht ganz dem Charakter des großartigen Gebäudes, und vereint, gleich der Glyptothek, die drei bildenden Künste der neueren Zeit in sich, denn die Muse der Baukunst hat freundlich zur Ausschmückung die Bildnerei und Mahlerei gerufen: An diese Gebäude schließt sich die Walhalla, unterhalb Regensburg am linken Ufer der Donau, im ächt griechischen Style nach den äußeren Verhältnissen aufgeführt und die Büsten der großen Deutschen aufzunehmen bestimmt, und dieses Gebäude scheint vorzugsweise auch dazu geeignet, die neuere Plastik in ihren Schöpfungen zu zeigen und zu verherrlichen. Nach Klenze's Plane ist das Odeon in München, zu musikalischen Versammlungen und Unterhaltungen bestimmt, und die Allerheiligen- oder neue Hofkirche in München erbaut, diese nach dem ausdrücklichen Willen des Königs im byzantinischen Style. Der neue Königsbau und der Festsaalbau nach den Planen desselben Künstlers zeigen, bei einem imposanten Aeußern, im Innern eine den häuslichen und geselligen Erfordernissen und Gebräuchen angemessene Eintheilung, mit einer reichen künstlerischen Ausschmückung, wie sie für die Wohnung eines Königs

sich ziemt. Die schönen Marmortreppen, das Einfahrtsvestibule, die geräumigen, durch hohe Fenster erleuchteten Säle und Zimmer, und die Ausschmückung dieser selbst hinterlassen einen angenehmen Eindruck. Dasselbe wiederholt sich in gewisser Weise im kleineren Maßstabe bei den Palästen des Herzogs Max von Bayern und des Herzogs von Leuchtenberg, welche nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden. Klenze entwarf außerdem noch den Plan zur Anlage des neuen Stadttheiles vor dem ehemaligen Schwabingerthore mit dem Bazar, der seine lange offene Säulenhalle dem Hofgarten zuwendet, den Plan zur königlichen Reitbahn, und zu vielen Privathäusern; dann zu mehreren eigentlichen Denkmälern, als dem großen Obelisk auf dem Karolinenplatze, zu dem Denkmale für den König Maximilian Joseph, u. A. Außerdem versuchte er sich mit Glück und Beifall in der Mahlerei, und trat als Schriftsteller in mehreren Monographien auf, bemüht, darin die Klarheit und Einheit der klassischen Kunst zu zeigen, und sie wieder einführen zu helfen. Das Hauptverdienst Klenze's, der früher über alle Maßen gepriesen wurde, und in neuester Zeit viele und nicht immer ungerechte Tadler gefunden hat, ist wohl dieses, daß er in seinen Bauten die drei bildenden Künste in schöner Vereinigung wirksam zeigen will, und dieses größtentheils erzielt hat.

In anderer Richtung, mit Vorliebe und beinahe ausschließlich dem deutschen Baustyle des Mittelalters in seinen vielgegliederten Entwürfen zugewendet, strebte Ohlmüller, diesen Styl, den Bedürfnissen der jetzigen Zeit anpassend, wieder einzuführen. Sein sehnlicher Wunsch, ein großes Werk dieser Art zu schaffen, ward erfüllt, obgleich er die Vollendung desselben nicht erlebte, das seinen Namen mit Ruhm auf die Nachwelt bringen wird. Der Anblick der von ihm erbauten neuen Pfarrkirche in der Vorstadt Au ist wahrhaft erhebend, man mag sie nun von innen mit ihren neunzehn großen, und durch die herrlichsten Glasgemälde geschmückten Fenstern, dem einfachen Schmuck der drei Altäre, der Kanzel und Orgel, und den sechzehn in einer doppelten Reihe emporsteigenden bündelförmigen Säulen betrachten, die sich über das Spitzgewölbe hin verzweigen, und durch welche die Kirche in ein Mittelschiff mit zwei Seitenschiffen abgetheilt wird; oder man mag sie von außen, besonders von der Vorderseite her anstaunen, wie sie sich in den schönsten Verhältnissen erhebt, bei dem Beginne des Daches ringsum mit Thürmchen geschmückt, und wie die Kirche sich, emporstrebend, dem herrlichen Thurme anschließt, der immer schlanker, baumähnlich, zu einer Höhe von 270 Schuh emporsteigt, und mit einer großen, über dem prächtigen Hauptportale angebrachten Rosette geschmückt ist.

Zwischen diesen beiden Künstlern bewegt sich in eigenthümlicher Kraft und Wirksamkeit bei seinen vielen Schöpfungen, die an Menge jener von Klenze beinahe gleichkommen, Gärtner, der seit 1822 in München in vielfacher Weise thätig ist, da er die oberste Leitung über das Artistische der Porzellanmanufaktur und der eben erwachenden Glasmahlerei übernahm, an jener Anstalt auf schöne Formen und Verzierungen nach den Mustern der Alten drang, und bei dieser vielfach zu ihrem Aufschwunge beitrug, dann aber in entschiedener Weise als Baumeister auftrat, und sich dem Rundbogenstyle zuwendete, den er für unsere klimatischen und geselligen Bedürfnisse, so wie zur Entwicklung einfach schöner und kräftiger Verhältnisse am geeignetsten hält. Indem es ihm gewährt wurde, die von Klenze begonnene Ludwigsstraße zu vollenden, und eine Menge Gebäude in dieser großen Straße aufzuführen, von welchen mehrere öffentlichen Zwecken gewidmet sind, konnte er wirklich ein Kunstwerk selbst aus einer Reihefolge von Kunstwerken bilden, was wenigen Künstlern zu Theil wird. Sieben große Bauten von ihm bilden imposant den Ausgang jener Straße: die königliche Bibliothek, die Ludwigskirche, das Gebäude für die Blindenanstalt, und das Universitätsgebäude mit anderen gewährt einen heitern Eindruck von schöner Mannigfaltigkeit, bei schwungvollem Rythmus und angenehmer Regelmäßigkeit. Es erscheint Gärtners vorzügliches Streben bei der Ausführung seiner Plane: unserem Klima, unseren häuslichen und geselligen Verhältnissen angemessene Gebäude herzustellen, welche, ohne den griechischen Styl nachzuahmen, doch die Entfaltung und Vereinigung der drei bildenden Künste gestatten.

Ziebland's seit wenigen Jahren in Anspruch genommene Thätigkeit ist jetzt ausschließlich auf die Ausführung zweier wichtigen, in schönen Verhältnissen nach innen und außen entworfenen Werke gerichtet: auf den Bau der Bonifaziuskirche oder Basilika, welche im byzantinischen Style gehalten, und besonders merkwürdig ist durch die schön gearbeiteten vierundsechzig Säulen aus weißem Tyroler Marmor, welche, in vier Reihen gestellt, die Kirche in fünf Schiffe theilen, und auf den Bau eines der Glyptothek entsprechenden Gebäudes für Kunstausstellungen.

Die Mahlerei in ihren verschiedenen Zweigen.

Alle Kunst hat ihren Urquell in der Poesie; sie alle stehen mit einander in wechselseitiger Verbindung. Es gibt im Grunde nur Eine Kunst, und nur die Art und Weise der Darstellung der inneren Gebilde, oder vielmehr die Mittel zu dieser sichtbaren Darstellung sind verschieden.

Bei dem bildenden Künstler wird die schöpferische Kraft ganz und gar durch die Hand in dem Pinsel oder Meißel sichtbar, so daß man mit Recht sagen kann: der bildende Künstler denkt in Bildern und Gestalten. Er will auch nichts Anderes, als der Dichter, nämlich: das Bild seiner Seele vor die Augen des Beschauers, vor den Geist eines Anderen führen, und in dessen Seele eben sein Bild neu erzeugen. Und so wie jeder wahre Künstler ein Dichter ist, so ist sein Werk ein Gedicht, der Ausdruck seiner lebendigsten Anschauung.

Die epische Darstellung in der Mahlerei.

Wie das epische Gedicht eine interessante, wichtige Begebenheit entwickelt, so stellt das epische Gemählde irgend eine bedeutsame Handlung aus dem menschlichen Leben, alter oder neuer Zeit, ferner oder naher Völker, als wirklich geschehen oder blos erdichtet dar, wenn sie nur wahr, d. h. der Natur und Kunst gemäß ist, und nichts Widersprechendes in sich hat. Wie der epische Dichter Gesang an Gesang reiht, so bildet der Mahler eine Reihe von Darstellungen einzelner Vorfälle und Szenen zu einem epischen Ganzen, und vereinigt, wie der Dichter, das dramatische und lyrische Element in sich.

Die alte Zeit sah das seltene Schauspiel von einem Bunde epischer Dichter, die mit und nach einander die Thaten der Helden Griechenlands besangen; unsere Zeit sieht einen Bund von Meistern in der Mahlerei, welche mit ächt epischem Geiste eine große Vergangenheit, oder eine ideale Welt in lebensvollen Bildern schildern, die ihnen von dem Könige Ludwig als Aufgabe gegeben wurden; es ist ihnen das seltene Glück gewährt, ein ganzes Epos in Bildern darzustellen. Mit der Ausführung dieser großen Aufgaben, für welche die Freskomahlerei auf die großen Flächen und Decken der schönen Gebäude ganz und einzig zu imposanter Wirkung geeignet erscheint, sind zumeist der Vorstand und die Professoren der königlichen Akademie der Künste beschäftigt: Cornelius, Heinrich Heß, Schnorr, Zimmermann, deren herrliche Leistungen hier nach Gebühr zu würdigen der Raum verbietet.

Selten wird wohl ein Künstler so vom Glücke begünstigt, wie Cornelius, daß die ihm gewordenen Aufgaben mit seiner Neigung zusammenfallen und die volle Entfaltung seines Geistes gewähren. Denn nachdem er in kräftigen, charakteristischen Zeichnungen eine Reihe von Bildern aus Göthes Faust und dem Nibelungenliede entworfen hatte, die durch den Kupferstich vervielfältigt sind; in Rom Plane und Entwürfe zur Ausschmückung einer Villa mit einem Zyklus von Darstellun-

gen aus der biblischen Geschichte begonnen, von welchen die Traumdeutung des Joseph wegen ihrer lichten Klarheit und einfachen, kräftigen Zeichnung, die dem Künstler in einem hohen Grade eigen, bekannt ist: begann er als Vorstand der Düsseldorfer Akademie einen Kreis begeisterter Schüler heranzubilden, welche, wie er, in unermüdeter Thätigkeit den großen älteren Meistern nachstrebend, sich selbst in eigenthümlicher Kraftfülle entwickeln sollten. Darauf folgte er dem ehrenvollen Rufe nach München, wo er drei Aufgaben ausführte, deren jede allein schon ihm hohen Ruhm zu erwerben geeignet war, den er auch im vollen Maße ärntete. In der Glyptothek stellte er die Mythologie der Griechen dar, in einem herrlichen Zyklus von Bildern, deren größere ganz episch aufgefaßt sind, so daß man sagen kann, er dichtete das große Epos dem Geiste Homers nach, während die kleineren Bilder in einzelnen Gruppen und Gestalten wie dramatische und lyrische Gedichte zu uns sprechen. Mit gleicher Meisterschaft löste er die zweite Aufgabe: in den Logen der Pinakothek die Geschichte der neueren Mahlerei seit ihrem Wiedererwachen in Italien in kleinen Skizzen darzustellen, wobei er die Fülle seines Erfindungsgeistes entwickelte, indem er zugleich die einfachsten, leichtverständlichsten Motive anwendete, um den Gedanken dem Beschauer klar entgegen zu führen, und eine angenehme Mannigfaltigkeit bei der Darstellung eines und desselben oft wiederkehrenden Grundgedankens zu entfalten. Diese in wenigen Zügen mit dem Stifte hingeworfenen Skizzen und Entwürfe entfalten sich durch den warmen Pinsel des trefflichen Professors Zimmermann lebensfreudig, und gehen ihrer Vollendung bereits entgegen. Jetzt ist Cornelius beschäftigt mit der Vollendung der dritten großartigen Aufgabe: der Ausschmückung der Ludwigskirche mit den Symbolen und der Verherrlichung des Christenthums. Das Hauptbild, das jüngste Gericht, führt er selbst nach seinem Entwurfe aus, während er bei den andern Bildern die Ausführung größtentheils seinen Schülern überlassen muß, um das Ganze innerhalb des bestimmten Zeitraums zu vollenden. Jenes Hauptbild erfüllt jeden Beschauer mit der lebendigsten Vorstellung des göttlichen Gerichtes, und hinterläßt einen großartigen Eindruck. Der Welterlöser sitzt auf seinem Throne, Gestalt und Antlitz gegen den Beschauer gewendet, in einer milden Glorie, um ihn her die Auserwählten seiner Herrschaft, schwebende Engel mit den Marterwerkzeugen seiner Welterlösung um und über seinem Haupte. Abwärts vom Throne des Erlösers erscheint der Cherub mit dem aufgeschlagenen Buche des Lebens, und unter ihm schweben Engel nach den vier Enden der Erde, die Posaunen an den Lippen, den Tag des Gerichtes zu verkünden und

herbeizurufen. Noch tiefer unten, in gleicher Linie mit der Gestalt des Heilands und des Cherubs, steht Michael der Erzengel, zu scheiden das Reich des Lichtes und der Finsterniß, und den göttlichen Befehl zu vollziehen, der so eben aus dem Munde des Herrn kam. Gesprochen ist das Entscheidungswort: „Kommet her, ihr Guten, zu mir! Wendet euch hinweg, ihr Bösen!" Dieses deutet noch die Bewegung der Hände an, welche die Guten heranwinkt, die Bösen von sich abweist, und schon schweben jene Seligen im schönen Reigen empor, getragen und geführt von Engeln, während die Bösen widerstrebend von den seltsam gebildeten Geistern mit Gewalt niedergezogen, hinabgestürzt, und festgehalten werden in dem Raume, wo der Höllenfürst in schauerlicher, unerquicklicher Majestät sitzt. Es ist ein entsetzliches Menschengewühl, ein ungeheurer Menschenknäuel, der sich aber dem ruhigen Beobachter in einzelne tief durchdachte und harmonisch ausgeführte charakteristische Gruppen auflöst. Der gelungene Kupferstich dieses Gemäldes durch Merz wird, den vielfach schöpferischen Geist des Meisters von Neuem seinen Verehrern offenbar machen.

Mit Heinrich Heß schien die einfache, liebliche Kunst der Oelmahlerei, wie sie in Italien von den größten Künstlern geübt wurde, wieder zu erwachen und nach Deutschland zu wandern, und hier ihre herrlichen Gebilde mit den milden Farbentönen zu entfalten. Denn als er nach mehrjährigem Aufenthalte in Italien in sein Vaterland zurückkehrte, und seine Werke, vor allen das große Oelgemählde: „der Parnaß mit Apollo und den Musen," zur Schau ausstellte, erscholl nur Eine Stimme über die Vortrefflichkeit des Geleisteten, über die sichere und anmuthige Behandlung, so wie über die Wahl des dankbaren Stoffes. Jedes Auge weidete sich an den schwesterlichen Gestalten, welche alle die Schönheit, durch Anmuth gehoben, ihr Erbtheil nannten; man freute sich über die durchdachte Anordnung des Künstlers, der die große Gruppe so schön abrundete, die Gestalten vor- und zurücktreten hieß, und überall bei der größten Einfachheit die entschiedenste Wirkung hervorbrachte. Konnte der Künstler ferner seine tiefsten Anschauungen in Oelgemählden wiedergeben, so würde die Mit- und Nachwelt wahrscheinlich einen schönen Kranz von Bildern gesehen haben. Aber durch den ehrenvollen und großartigen Auftrag des Königs, „die Allerheiligenkirche mit Fresken, die dem byzantinischen Style des Gebäudes entsprächen, zu schmücken," wurde er der Oelmahlerei entfremdet, erwarb sich aber großen Ruhm durch die Lösung jener Aufgabe, wobei die einfache und gewissermaßen alterthümliche Auffassung, nach welcher die Figuren wie einzelne Statuen oder ganze Gruppen aus dem Goldgrunde

hervortreten, bedingt war, der Künstler jedoch jene Leichtigkeit und jenen Schwung dem Ernst und der Würde beigesellte, welcher dem Wesen der dargestellten Gegenstände als angemessen erschien. Das Ganze ist ein wahrhaft biblisches Epos, welches in schöner Reihenfolge die Hauptmomente des alten und neuen Testamentes entwickelt, und die einzelnen Darstellungen durch schöne Verbindungsmittel, wie Gesang an Gesang, zu einem Ganzen verknüpft. Da ist Alles überdacht, und das Einzelnste in eine wirksame Beziehung zum Ganzen gebracht, und dadurch ein überraschender harmonischer Eindruck auf das Gemüth des Beschauers erzielt. — In ähnlicher Weise wird er nun die Bonifaziuskirche mit Darstellungen aus dem Leben des Apostels der Deutschen schmücken, wobei ihn sein jüngerer Freund Schraudolph unterstützt.

Bewegen sich die beiden vorigen Künstler als Meister im antiken und religiösen Epos, so hat sich Schnorr, durch eigene Wahl und Umstände bestimmt, mit Vorliebe dem romantischen Epos zugewendet. Seitdem er in der Villa Massini in Rom zuerst Szenen aus Ariost in wohlgelungenen Freskobildern zu geben unternommen, wozu der Kronprinz Ludwig schon die Veranlassung gewesen, hatte er sich so in den poetischen, ritterlichen Geist des Mittelalters versenkt, daß er beinahe nur Darstellungen aus jener Zeit mit dem damals eigenen Leben in jeder Beziehung, sowohl bürgerlicher, als religiöser, zum Gegenstand seiner Entwürfe macht, wobei ihn das Glück auf sonderbare Weise begünstigt. Denn der König Ludwig übertrug ihm die Ausschmückung mehrerer Säle des König- und Festsaalbaues seiner neuen Residenz mit Bildern aus dem herrlichen deutschen Epos, den Nibelungen, und aus der deutschen Geschichte die Schilderung der Thaten Karls des Großen, Friedrichs I., und Rudolfs von Habsburg, so daß er sich in solchen Kunstschöpfungen recht wie in seinem Elemente bewegen kann, wobei er einen außerordentlichen Reichthum lebendiger Anschauung in effektvollen Schilderungen entwickelt. Seine Bilder sind meistens den Schriftstellern, Dichtern, oder Geschichtschreibern nachgebildet, und stellen trauliche Szenen oder große Begebenheiten dar, welche entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung anderer großartiger Begebenheiten, für einen Familienkreis oder für ein ganzes Volk, hatten, wobei der Künstler dann mehrere Bilder in einer schönen Reihefolge zu Einem Ganzen zu verknüpfen weiß.

Kl. Zimmermann besitzt eine eigene, anmuthige Art epischer Darstellung, eine Art, wie sie jetzt nur vorzugsweise der bildenden Kunst zukommt, worin sie die lieblichsten Szenen entfaltet und die Blüten des stillen häuslichen Lebens offenbart: die Form der Idylle, in welcher

er seine schönsten Schöpfungen gab. Dieses zeigte er schon früh in seinen trefflichen Oelgemählden: Theseus und seine Mutter; einer lieblichen Madonna mit dem Christuskinde und dem kleinen Johannes in einer anmuthigen Landschaft; einem Johannes in der Wüste, und andern. Seine vielen Portraite, welche er während seines Aufenthaltes in Augsburg mahlte, athmen Leben und lassen den innern Charakter sichtbar erscheinen; sein gediegener Sinn für Farbengebung veranlaßte seine Berufung nach München, um die Fresken in der Glyptothek ausführen zu helfen, und endlich den königlichen Auftrag, die Logen der Pinakothek mit Freskomahlereien zu schmücken, zu welchen Cornelius die Skizzen verfertigte, daß also Zimmermann die oft freilich nicht genug gewürdigte Aufgabe zu lösen blieb, jene Skizzen in großen Kartons und dann im lebendigen Farbenglanze wieder zu geben. Ungeachtet diese Aufgabe einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, genügte er doch auch dem ehrenvollen königlichen Auftrag, den Speisesaal des Königsbaues mit vierunddreißig Darstellungen aus den Liedern Anakreons nach eigenen Zeichnungen zu zieren, wobei er sich wahrhaft als Idyllendichter zeigte, der in lebendigen, anmuthigen Bildern die schalkhaften Lieder und Erzählungen des greisen Sängers versinnlichte, in solch lebendigen Farbentönen, wie sie in Fresken und in Wachsfarben nur können gegeben werden. Während dieser vielfachen Thätigkeit ward der Künstler der Oelmahlerei nicht untreu, sondern vollendete ein großes Bild aus der biblischen Idylle, welcher er mit großer Zuneigung huldigte: den Abschied des jungen Tobias von seinen Schwiegereltern. Schon früher hatte er ein ähnliches Bild ausgeführt: wie Joseph von seinen Brüdern verkauft wird. An beiden Bildern rühmt man mit Recht die plastische und anmuthige Ausführung der Formen, Sicherheit der Zeichnung, und prägnante Charakterauffassung, so wie die schöne, tief durchdachte Gruppirung.

In solch epischer Weise konnten diese Künstler ihre Schöpferkraft entwickeln, indem sie die königlichen Aufträge ausführten, und sie haben sich dadurch einen dauernden Ruhm gegründet; jene großen Aufträge gaben aber zugleich Gelegenheit, daß auch jüngere Künstler beschäftigt, geweckt, und vielfach gefördert wurden.

Unter diesen ist anerkannt der geistreichste Kaulbach, der tief in den Geist seines Lehrers Cornelius eindrang, und nun in selbstständiger Weise seine Bahn geht, nachdem er sich in den mannigfaltigsten Kompositionen versucht hatte; vielfach beschäftigt bei der Ausführung der Fresken im Königsbau, bei deren Entwürfen häufig das lyrisch-elegische Element sichtbar ist. Die Gabe der Charakterschilderung zeigte sich bei

ihm schon früh in hohem Grade lebendig, was besonders im „Narrenhaus" sich beurkundete, welche Zeichnung unter den Künstlern und Kunstkennern Aufsehen erregte, da er jede bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft in ihren eigenthümlichen Aeußerungen so treu schilderte, daß man mit Bewunderung, aber auch mit Mitleid und Abscheu, die versteinerten Gesichtszüge der Irren betrachtet. Allgemeinen Beifall und Ruhm errang er durch seine große, in Tuschmanier ausgeführte Zeichnung: „die Hunnenschlacht"; besonders aus Norddeutschland und Berlin, wohin das Bild gekommen war, erscholl der lauteste Beifall über ein solches Werk der Münchner Schule, nachdem man dort früher die weiche Anmuth der Düsseldorfer Schule genug beschaut und bewundert hatte. Die einfache Fabel des Bildes ist: Die Hunnen kamen gegen Rom, die Einwohner der Stadt zogen gegen sie aus, und sie schlugen mit einander die furchtbare Schlacht, bis Alle erlegen waren. Dann aber erneuten die Geister, nachdem sie in ihre Körper zurückgekehrt, den Kampf in der Luft. Dieser furchtbare Kampf ist im Bilde dargestellt, und mit solcher Lebendigkeit gegeben, daß der Beschauer vor inniger Theilnahme vergißt, daß diese Menschenkörper, nicht bloße Schattenbilder, nicht in der Luft streiten können. Das Bild beschreibt einen Halbkreis; im Vordergrunde liegen in mannigfaltigen, herrlich geordneten Gruppen die Erschlagenen umher, Römer und Hunnen, beide kenntlich durch Gestalt und Waffen, Männer und Greise, Kinder, Frauen, und Jungfrauen. Todtenstille herrscht in der Mitte, aber gegen das Ende der Grundlinie hin, wo der Halbkreis emporsteigt, beginnt das Todte wie vom Schlummer zu erwachen; die Einen erheben sich, greifen nach den Waffen, Andere schweben schon empor; links die Römer, rechts die Hunnen. Schon hat hoch in den Lüften der neue Entscheidungskampf begonnen; Attila stürmt heran, auf einem Schilde von Hunnen getragen, und schwingt die zermalmende Geißel auf die Römer, welche im siegreichen Andrange, das Kreuz über die Heiden erhebend, heranstürmen, mitten unter ihnen die edle Gestalt des Führers, den edle Jünglinge unterstützen. Man sieht es, schon naht der Kampf seinem Ende; die Römer, wie in einem furchtbaren Wolkengebirge hereinragend, siegen, und werden die Feinde hinabstürzen, um nimmer zu erstehen. — Jetzt ist der Künstler beschäftigt, nachdem er mehrere Monate in Rom, zur Pflege seiner Gesundheit und zum Studium vorzüglich der Oelmahlerei, mit trefflichem Erfolge zugebracht hatte, die Zerstörung Jerusalems in Oel auszuführen, wozu er den Karton seit längerer Zeit schon entworfen hat; — ein Karton, welcher mehr als neun verschiedene größere und kleinere Gruppen zeigt, die alle mit einander in gewisser

Verbindung stehen, und welche die Ausführung selbst zur wahren Einheit der Handlung gestalten wird. Ganz oben in einer Glorie von Wolken die Propheten, welche den Untergang der Stadt weissagten, mit den Büchern in den Händen; unter ihnen niederschwebend die Engel zur Vollziehung des Gerichtes; rechts in der Mitte des Bildes über die niedergestürzten Mauern hereinziehend die Römer, Titus an der Spitze; links die Juden, vor dem großen Tempel Schutz suchend, andere alle Weissagungen höhnend, und schon einige von dem Blitz der Engel getroffen. Gegen den Mittel- und Vordergrund des Bildes, als den Vorhof des Tempels, Szenen des Gräuels und Entsetzens: der Altar von römischen Soldaten entweiht, von welchen schon einige mit Beute schwer beladen forteilen; vor dem Altar der Hohepriester, umgeben von seiner Familie in einer herrlichen Gruppe, sich selbst das Schwert in die Brust stoßend; links davon mehrere Frauen, durch Hunger zu wahren Furien umgestaltet, um einen Kessel; eine reicht das eben getödtete Kind dar; und zu äußerst auf dieser Seite der ewige Jude, von bösen Geistern aus der Stadt gejagt, während auf der entgegengesetzten Seite rechts eine christliche Familie, von Engeln begleitet und umfriedet, auswandert.

An diese epischen Künstler reihen sich Genelli und Lindenschmitt, jener vielfach thätig und geistreich, bisher der Oeffentlichkeit sich noch entziehend, und darum weniger bekannt und gewürdigt, als er verdiente. Seine Zeichnungen einzelner Szenen aus Homers Ilias und Odyssee beweisen, wie rein und wahr er den Geist dieser Gedichte aufgefaßt und im Sinne der Alten darzustellen verstehe; bald wird das Publikum über dieselben, wenn sie sämmtlich in Kupfer gestochen sind, urtheilen können. Das Leben eines Wüstlings schilderte er in trefflichen Charakterszenen; von hoher poetischer Auffassung zeugte vor Allem das etwas flüchtig in Aquarell ausgeführte Bild: der Untergang von Sodoma. Mit wenigen Figuren schilderte er das ungeheure Ereigniß eben so wahr als tief ergreifend: die ganze Katastrophe tritt mit Einem Male lebendig vor das Auge, hier links die brennende, versinkende Stadt, über welche der Engel das Schwert der Vernichtung schwingt; in der Stadt noch das ängstliche Streben um Lebensrettung sichtbar, Menschen auf Bäume kletternd, sich anklammernd; ein Bull, wuthgereizt emporspringend; ein Mann mit flüchtigen Rossen dahinjagend, während unter ihnen Feuer emporschlägt; hier im Vordergrunde die Familie Loth's zu dem Nachbarvolke eilend, in athemloser Hast, Aufnahme suchend und findend, die Todesangst in allen Zügen, Loth's Weib im Zurückblicken erstarrend; das Nachbarvolk selbst, am frühen Morgen durch das grauenvolle Ereigniß aus dem Schlafe gedonnert, hervorstürzend aus den Häusern,

Alt und Jung, halbbekleidet, Andere, selbst Frauen, unbekleidet, nach der in Schwefeldampf gehüllten Stadt hinschauend, während ein Engel, vor ihrer Stadt sitzend, in der Linken die Friedenspalme, mit der Rechten das Feuer abzuwehren scheint. Das ist der wahre Augenblick des Untergangs, und Alles im Bilde ist Handlung und Bewegung, ausgehend von jenem Hauptmomente, dahin Alles gerichtet, Schrecken, Angst, und Theilnahme ergreifend ausgedrückt.

Mit entschiedener Vorliebe wendete sich dagegen Lindenschmitt der Darstellung wichtiger Ereignisse aus der deutschen Geschichte zu, und er fand Gelegenheit, sein schönes Talent in manchem Bilde zu zeigen. Schon seine ersten Entwürfe behandelten solche Gegenstände: der Tod des Mainzer Stadthauptmannes Fust in der Nacht, da die Freiheit der Stadt unterging; der Abschied der Frauen von Mainz von der Leiche des Minnesängers Frauenlob; — beide in Tuschzeichnung im großherzoglichen Museum zu Darmstadt. In den Arkaden des Hofgartens in München mahlte er nach seinem Entwurfe den Sieg Ludwigs des Reichen bei Giengen; in dem Königsbau mehrere Bilder als Darstellungen aus Schillers Gedichten. Gewissermaßen populär wurde er in Bayern durch seine kräftig und lebendig gehaltene Sendlinger Schlacht, ein großes Bild in Fresko an der Sendlinger Kirche zur Verherrlichung des Heldenmuthes der bayrischen Oberländer, welche in Sendlingen im Kampfe gegen die Oesterreicher den Heldentod starben. Der Künstler führte das Gemählde aus reiner Liebe zu dem Gegenstande unentgeldlich aus, und ließ das Bild nachmals durch den Steindruck vervielfältigen. Ein weites, schönes Feld zu geschichtlichen Schilderungen wurde ihm geöffnet, als ihm der Auftrag ward, auf der Burg Hohenschwangau eine Reihe von Gemählden in Fresko auszuführen, welche interessante Begebenheiten der Umgegend der Burg, dann aus der Geschichte der Hohenstaufen und Welfen, darstellen sollten. Er genügte dem hohen Auftrage, zu voller Anerkennung seiner künstlerischen Auffassung und Behandlung. Mit ihm wetteiferte in ähnlichen Darstellungen auf jener schönen Burg Glink, der außerdem durch mehrere größere Oelgemählde für Kirchen vielen Beifall errang, und durch zwei schöne Bilder, welche er bei der Kunstausstellung in München zeigte: die Heimsuchung Maria's, und die Flucht nach Egypten, wohlbekannt wurde. — Ueber einige Andere, unter welchen Rhomberg durch biblische und romantische Darstellungen bekannt ist, und die jüngeren emporstrebenden Künstler in epischer Darstellung zu reden, über Hermann, Gassen, Schwind, Hiltensperger, Anschütz u. A., wird künftig Gelegenheit seyn, wobei dann auch die vielfachen Verdienste des Direktors von Langer

um die gediegene Ausbildung vieler Künstler, sowie seine vielen und trefflichen Kunstleistungen bis auf die neueste Zeit, unter welchen viele Altarbilder und ein schönes mythologisches Bild, die Erziehung des Bacchus, sich auszeichnen, nach ihrem wahren Werthe sollen gewürdigt werden.

Peter Heß.

Dieser Künstler steht einzig und unübertroffen da als moderner Epiker, in so fern er die wichtigen Begebenheiten unserer Zeit, welche auf das Schicksal eines ganzen Landes und Volkes entscheidenden Einfluß haben, mit wahrhaft poetischer Auffassung zu schildern weiß, so daß seine Gemählde, jedes für sich betrachtet, wie die letzte Szene einer großen Reihefolge von Bildern erscheinen, in welcher er Vergangenes und Zukünftiges ahnen läßt. Dabei weiß er die Individualität irgend einer Gegend, eines Volkes so wahr wiederzugeben, daß Jeder, der seine Gemählde betrachtet, unwillkührlich und entschieden auf denselben Standpunkt gestellt wird, von welchem aus der Künstler das Ereigniß ansah und schildern wollte. Das, was der epische Dichter in einem ganzen Gesange voll anmuthiger Episoden besingen würde, hat der Künstler in einem großen Gemählde voll Leben und Bewegung sichtbar vor den Augen ausgebreitet, und jeder Gebildete erkennt sogleich die Haupthandlung so wie die einzelnen charakteristischen Nebenszenen. Wer erinnert sich dabei nicht an die herrlichen Schlachtgemählde aus dem Tyroler- und dem französischen Kriege? Mit welcher Meisterschaft ordnet er die Massen, vertheilt er die einzelnen Gruppen, läßt er Kanonen, Reiter, und Fußvolk wirken, hebt er die Hauptpersonen heraus; und wendet auf sie die Aufmerksamkeit der handelnden, wie der das Bild betrachtenden Personen! Welche wohlthätige Ruhe herrscht in den Tyroler Schlachtenbildern in der Landschaft, die er in ihrer Majestät und heitern Größe auffaßt; wie ragen die Bergesriesen herein über den Kampf der Leidenschaften zu ihren Füßen; wie spielen die saftigen, würzigen Alpenkräuter im freundlichen Lichte der Sonne; wie sind die verschiedenen Gruppen alle zu Einem Ganzen vereinigt! Hier der Angriff in geordneten Massen, der Feldherr inmitten seiner Offiziere, Befehle gebend, Nachrichten empfangend, zugleich das spähende Auge auf den fortschreitenden Kampf gerichtet; dort heftiger Widerstand; die Massen zertheilen sich, umgehen, bewegen sich aufwärts, abwärts, klimmen an den Felsen empor; hier Gefangene gefesselt, andere noch im Augenblicke des Erliegens die letzte Kraft aufbietend; hier im Vordergrunde die Spuren der feindlichen früheren Niederlage: Leichname von Menschen und Pfer-

den, halbverhüllt, Kriegsgeräthe. Seitwärts einzelne Szenen voll idyllischer Wirksamkeit: ein Tyroler, schwer verwundet, läßt sich den Arm von seinem Mädchen verbinden, aber beide lauern auf den Feind, ob sie nicht überfallen werden, bereit, den Kampf sogleich wieder aufzunehmen, das Leben so theuer als möglich zu verkaufen; und mitten in dieses lebendige Ringen, Drängen, und Treiben um den Sieg Züge heiterer Laune, wie ein Eichhörnchen auf dem Tornister eines Soldaten, während er das Gewehr losdrückt, seine possierlichen Sprünge macht. Wer erkennt nicht auf den ersten Blick die Bayern und die Tyroler, den Sieger und die Besiegten; wer weiß nicht jede einzelne Episode sich zu deuten? In ähnlicher Weise sind die Kämpfe der Bayern, allein oder in Verbindung mit Oesterreichern und Russen, gegen die Franzosen geschildert. Der Nationalcharakter in jeder der vielen hundert Physionomien ist getreu ausgedrückt; jedes Bild besteht auch hier wieder aus einer Menge von einzelnen Gruppen, ohne die großen Massen, welche abwärts, in Pulverdampf gehüllt, den Feind verfolgen und verdrängen, alle harmonisch zu Einem Ganzen geordnet; und jede Gruppe allein betrachtet gibt ein schönes, wohl durchdachtes und ausgeführtes Bild. In dem einen schwebt über der Landschaft das Zwielicht des scheidenden Tages, brennende Dörfer rechts und links, die Hauptmassen, von dem Zuschauer weg, vorwärts drängend, im Hintergrunde wie verschwindend, die Eile des fliehenden Feindes andeutend; der Anführer mit seinem Generalstabe ihnen nachblickend, und freudig über den schön vollendeten Tag; hier Verwundete, sorgsam herangebracht oder gepflegt; seitwärts Gruppen von Feinden, die sich noch mit Verzweiflung wehren; die Reiterei eindringend, Rosse scheu und sich bäumend, dadurch scheinbare Verwirrung, welche der Offizier, ruhig befehlend, löst. Wer möchte Das Alles nach einander beschreiben, was der erstaunte Blick, von Gruppe zu Gruppe eilend und dann das Ganze in sich saugend, wie mit Einem Male überschaut?

Bezeichnen diese Bilder die kriegerischen Ruhmesthaten eines tapferen Volkes, und gelten sie als wahre geschichtliche Denkmäler, so bildet der Einzug des Königs Otto in Nauplia den wahren Wendepunkt einer gefahrvollen Kriegeszeit und den Anfangspunkt einer neuen Zeit zu friedlicher, segensreicher Umgestaltung, und die Darstellung dieses wichtigen und erfolgreichen Augenblickes wird für alle Zukunft ein wahr-lebendiges geschichtliches Denkmal bleiben, welches das wichtige Ereigniß noch der fernen Nachwelt schildern wird, wie es der Künstler selbst anschaute. Welche friedliche Feier waltet hier in diesem ganzen großen Bilde! Der tiefblaue südliche Himmel breitet sich aus über die fernen Gebirge und das in noch tieferem Blau schimmernde Meer, auf welchem viele

Schiffe, mit wehenden Flaggen und Wimpeln, im Hintergrunde sich zeigen, und wolkengleich um sie wogt Pulverdampf. Linkshin ist Nauplia, die Felsenstadt, und zu den Thoren heraus und auf den Wegen ist überall freudige Bewegung sichtbar; es ist, als hätte das ganze Volk, Städter und Landleute und Gebirgsbewohner in ihrer mahlerischen Tracht, sich aufgemacht, seinem Könige, dem ersten, entgegenzujauchzen, denn er bringt den Frieden und den Segen. Ganz links erklimmen Mehrere den Felsen mit seinen Vorsprüngen; rechts vom Wege sitzt und hockt auf einem Holzstoße eine Gruppe älterer und jüngerer Griechen, Geistliche darunter. Dort, noch weiter rechts, eine Gruppe ländlicher Frauen, im eigenthümlichen Kopfputze, auf Maulthieren; hart am steilanragenden Felsen, fast im Vordergrunde, ist ein Brunnen von Quadern aufgemauert, ringsum üppiges Kaktusgebüsch, zwischen welchem sich mehrere ältere Griechen gelagert, während die Platte des Brunnens eine schöne Gruppe vornehmer griechischer Frauen einnimmt, die in angenehmer Nachläßigkeit hingeworfen, und angethan mit dem reichsten Nationalschmuck, bei welchem alle Stoffe, Pelz und Seide, und Gold und Perlen und Silber, besonders im phantastischen und orientalisch geordneten Kopfputze, in schöne Wechselwirkung des Farbenspieles treten, den Blick mit Wohlgefallen auf sich ziehen, aber ihn nicht zu fesseln vermögen. Denn man folgt unwillkührlich der Richtung der schönen Augen dieser Frauen. Wohin schauen sie, wohin ist der Blick Aller auf dem Bilde gerichtet? Wem streckt hier ein liebliches Kind auf dem Mutterarme mit seinen Händchen eine Goldorange entgegen? Wem weichen hier im Vordergrunde einige Kameeltreiber so voll Ehrfurcht? Wem jauchzt das auf der Straße mit Palmen dahin wallende Volk, Jung und Alt entgegen? Sieh! der jugendliche, freundliche König kommt, vor ihm die Edlen des Landes, die alten, erprobten Führer zu Wasser und Land, die tapferen Palikaren, nach ihm die Glieder der Regentschaft in ihren europäischen Uniformen, und das bayrische Militär; und der König lenkt ruhig sein Roß mit der einen Hand und breitet den andern Arm aus, als wolle er sein Volk ans Herz schließend bewillkommen! Mehr, als diese kurze Schilderung, wird einen Jeden ein Blick auf das von Hohe trefflich in Steindruck wiedergegebene Bild belehren, welche Bewegung, welche Einheit in der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Gruppen, welche Harmonie der Farbentöne in dieser Schöpfung herrscht! Wahrlich, hier ist epische Auffassung und Darstellung!

Im Vergleiche mit diesen großen, denkmalartigen Gemählden, an welche sich bald andere aus der neueren russischen Geschichte reihen werden, erscheinen andere Bilder desselben Künstlers nur wie geistreiche

Erholungen, liebliche Skizzen voll Anmuth und Leben, Idyllen, ausgeführt mit zartem Pinsel, und Heß zeigt sich auch als Meister landschaftlicher Darstellung. Davon zeugen seine geistreich und anmuthig aufgefaßten Szenen aus dem italienischen und griechischen Volksleben, welches er in mannigfaltiger Beziehung schilderte; davon zeugt seine Jagdgesellschaft beim Frühstück, welche auf grünem, schattigen Rasen, unter Buchen und Tannen, mit einer Fernsicht auf sonniges Hügelland, Dörfer, und fernes, in milden Duft gehülltes Hochgebirge, sich in mannigfaltigen Gruppen gelagert hat, umher allerlei erlegtes Wild. Während die Einen trinken, die Andern bequem hingeworfen essen, wieder Andere in heiteren Gesprächen sich unterhalten, beschäftigt sich Einer mit seinen Hunden, Jener lädt sein Gewehr, hier kommt noch Einer, der den Ruf überhört hat; in der Ferne haben sich die Treibjäger gelagert, und es wandert der Krug fleißig bei ihnen umher, indeß die Jungen sich am Boden balgen. — Wieder ein anderes Mal schildert er mit heiterem Humor das Treiben in einer italienischen Landschenke, oder ländliche und militärische Auftritte von den verschiedensten Gegenden und Völkern, z. B. einen wallachischen Pferdefang; nicht selten schafft er aber auch Bilder, die von tiefem lyrischen Hauche umweht sind.

Die Mahler des Volkslebens.

Die Gegenwart mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen gewährt einen unendlich reichen Stoff für mahlerische Darstellungen, der denn von fähigen Künstlern auch sogleich ergriffen und verarbeitet wird, und die Lebendigkeit und Wahrheit solcher Bilder, ob sie nun aus dem ganz gewöhnlichen bürgerlichen oder dem höheren gesellschaftlichen Leben irgend eine Erscheinung darstellen, oder in naiver Auffassung selbst das ganz Natürliche wieder geben, wie solches die Spanier und Niederländer gethan, gibt, verbunden mit angenehmer Farbengebung, denselben stets einen hohen Grad von Kunstwerth, und verleiht ihnen, zumal wenn sie Völker und Sitten schildern, ein besonderes, dauerndes Interesse. Dabei geschieht es wohl, daß der eine Künstler sich vorzugsweise in der Schilderung irgend einer Erscheinung, irgend eines Standes oder Volkes in mannigfacher Abwechselung wohlgefällt und sich gewissermaßen wiederholt, während ein anderer die Gegenwart in ihren unendlichen Erscheinungen aufzufassen und darzustellen sich gedrungen fühlt, und deßwegen auch eine große Mannigfaltigkeit seiner künstlerischen Erzeugnisse entfaltet, indem er stets das jeder Erscheinung Eigenthümliche getreu auf-

faßt und wiedergibt. Er führt uns bald zu einem einfachen Gebirgsvolke, zeigt uns deſſen Leben und Beſchäftigungen, ſo wie deſſen Vergnügungen; bald zu einem Trunkgelage oder einem Familienkreiſe; bald zu Räubern, Fiſchern, Köhlern; ſchildert dann das Soldatenleben mit ſeinen Freuden und Leiden, oder mit ſatyriſcher Laune und heiterem Humor irgend eine andere Erſcheinung aus dem großen Völkerleben. Solche Künſtler waren bei ihren Zeitgenoſſen ſtets beliebt, ihre Werke geſucht, und München erfreut ſich einer Menge dieſer trefflichen Schilderer, die man gewöhnlich mit einem fremden Worte Genremahler heißt, welcher Begriff jedoch viel zu enge iſt für die Mannigfaltigkeit ihrer Leiſtungen.

Bürkel widmete ſein ſchönes Talent mit beſonderer Vorliebe der Auffaſſung des bayriſchen Gebirgslebens, und dabei iſt Landſchaft und Handlung der dargeſtellten Perſonen aufs ſchönſte und innigſte mit einander verbunden. Jetzt ſchildert er das heitere, romantiſche und idyllenartige Alpenleben, zeigt, mit welcher Freude im erwachenden Frühling die Senninnen und das Vieh hinaufziehen zu den bekräuterten Höhen; ſchon iſt der Bube oben bei der Sennhütte angekommen, nach klettert das Vieh, und er ſteht und ſchaut hinab in die ferne Ebene, und ſchwenkt den Hut, und läßt ſeinen Gruß von Berg zu Berg, von Thal zu Thal erſchallen. Der Beſchauer fühlt ſich ſelbſt wie auf eine vom klaren Himmel umfloſſene Alpenſpitze verſetzt, und ſchaut ſelbſt mit Wohlgefallen dahin in die Ferne, die mit Dörfern und Städten beſäet erſcheint. Ein anderes Mal ſchildert er den Heimzug von der Alpe, oder er zeigt uns die Sennin neben der Hütte, Waſſer ſchöpfend am Brunnen, umher das Vieh im fetten, glänzenden Graſe, Schwalben im reinen Himmelsblau ſchwebend, die weite Landſchaft unten im Morgenſcheine, und Beſuchende ſteigen den Berg herauf. Wieder ein anderes Mal führt er uns aber zu einer Schlägerei, wie ſie im Gebirge häufig vorkommen, in einer Schenke, und ſchildert die Szene mit lebendiger Treue; ſelbſt aus Italien, dem Lande des Schönen, bringt er vorzugsweiſe ſolche Volksſzenen, und führt uns in die ſchmutzigen Kneipen, zeigt uns das Getreibe der Eſeltreiber und Bettler, der Mönche und Hirten, dabei die ſchönen italieniſchen Frauen, auf welchen der Blick mit Wohlgefallen ruht; oder einen ländlichen Tanz vor einem italieniſchen Wirthshauſe; dann eine Bauernfamilie, die nach Rom reist, und die pontiniſchen Sümpfe in der Ferne, mit ihren unheilvollen Dünſten. Mit eben ſolcher Wahrheit, wie dieſe und ähnliche Szenen, ſchildert er aber auch den Winter, wenn die ganze Natur ringsumher erſtorben ſcheint, und nur

ein leiſes Leben in falbgrünen Gräſern und Tannenzweigen aus dem Schnee hervor ſich ankündet.

Heideck dagegen behandelt mit beſonderem Intereſſe und zum Danke des Publikums gern Szenen aus dem griechiſchen Volksleben, ſeitdem in jenem Lande ſeine politiſche Thätigkeit in mancher Beziehung in Anſpruch genommen wurde, und er Gelegenheit und Muße fand, das Land mit ſeinen Bewohnern kennen zu lernen. Beſonders ſind es die Kämpfe des zur Freiheit erwachenden Volkes, welche er gerne darſtellt; das freie Leben der Palikaren, die in ihrer mahleriſchen Tracht, ſonnenverbrannt, zum beſtändigen Kriege gerüſtet ſind: hier lagern ſie auf den Ruinen einſtiger Größe des alten Hellas; hier vergnügen ſie ſich; dort ſind ſie im harten Gefechte mit den Türken begriffen, und jedes Volk zeigt die ihm eigenthümliche Phyſionomie, ſo wie die Art des Kampfes: die Türken zu Roß anſtürmend, mit dem krummen Säbel und den Piſtolen angreifend; die Palikaren zu Fuß, mit dem langen Feuergewehre ſich vertheidigend. Dort auf einem andern Bilde ſind Palikaren und Philhellenen im Lager vor Athen in bunter Miſchung traulich zu einander geſellt, in verſchiedene Gruppen vertheilt; hier ſchildert er den belebten Marktplatz in Athen; ein anderes Mal aber nur eine einfache Szene aus dem griechiſchen Volksleben, wie ein Greis mit ſeinem Enkel im Schatten an einem Brunnen ſitzt, daneben die junge Frau mit ihrem Säuglinge, weiter ab der Vater ſteht, welche beide dem Geſpräche und der Unterhaltung Jener zu lauſchen ſcheinen. Oder wie hier die Türken eine griechiſche Schanze angreifen, heiß der Kampf und die Vertheidigung glüht, wie die Maſſen und einzelne Geſtalten und Gruppen die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken, theilen, und wieder vereinigen; wieder ein anderes Gefecht zwiſchen griechiſchen und türkiſchen Reitern ſtattfindet; oder wie Seeräuber auf Beute lauern, ein anderes Mal verfolgt ſich in eine Bucht retten. Dagegen gibt er auch mit derſelben techniſchen Fertigkeit Bilder, in welchen das Architektoniſche oder Landſchaftliche als die Hauptſache hervortritt: Brunnen, wohlummauerte, welche aus früherer Zeit herſtammen, und die als Denkmale gelten können; Thore; das Gewölbe in den Kaiſerpalläſten zu Rom; doch auch andere Szenen, wie Hirten mit Vieh, und nicht ſelten läßt er der heiteren Laune freies Spiel, wie bei der Schilderung des Momentes, da ein Viergeſpann kräftiger Hengſte, durch ein Gewitter ſcheu gemacht, durchgeht, und der Bauernburſche ſie vergebens zu zügeln ſich bemüht. Der mit Leder bedeckte Wagen wird über Stock und Stein fortgeriſſen, droht jetzt umzuſtürzen: da ſucht das in demſelben mit einem Kapuziner befindliche Mädchen, deſſen Buſentuch etwas in Unordnung gekommen, voll Angſt

und Entsetzen sich zu retten, zu entkommen, während der Pater selbst ziemlich große Fassung zeigt.

In heiterer und gemüthlicher Anschauungsweise gibt Mende die Erscheinungen der Gegenwart, und schildert Krieg und Frieden, Freuden und Leiden in mannigfacher Weise, stets wahr und natürlich, jetzt mit etwas bitterem Humor, dann wieder mit tragischem Ernste, je nachdem er nun seinen Gegenstand wählt und darstellen will. Man erinnert sich an das größere Bild, welches erst im vorigen Jahre ausgestellt war, und die Vertheidigung eines Hauses in Schwaz durch Tyroler so lebendig schilderte, daß man sich selbst mitten unter sie versetzt fühlte und Theil nahm an der allgemeinen Bewegung. Hier im Vordergrunde rechts Knaben, die Kugeln gießen; links zu den Fenstern hinaus schießen Männer und Jünglinge, der eine wird so eben verwundet, ein Knabe sucht mit einem Kissen das Fenster zu verstopfen; im Hintergrunde noch regeres Gewühl, während im Mittelgrunde ein auf den Tod Verwundeter liegt, um ihn seine Familie, hingeworfen vor ihm, hinstarrend, händeringend, der Priester im vollen Ornate, tröstend, stärkend; indem öffnet sich die Thüre rechts, und der Schein des Feuers fällt herein, und ein Mann tritt in die Thüre und ruft, man erkennt es an seiner ganzen Bewegung, daß Jeder sich retten möge. Aber seine Stimme verhallt, Niemand achtet seiner in der allgemeinen Bewegung. In einem andern Bilde läßt er uns mit seinen Bauern die Schlacht bei Leipzig von einem Dache aus sehen. Jene sind auf einen Boden gestiegen, und es schaut der Eine voll Schrecken, der Andere voll Furcht und Angst, der Dritte voll Neugierde durch ein Fernrohr hinab in das Schlachtgefild, das sich im Hintergrunde ausbreitet und auf welchem man deutlich Napoleon gewahrt. Hier aber führt er uns in die Werkstätte eines Schuhmachers, der so eben mit der Brille auf der Nase ein politisches Blatt liest, und seinen aufhorchenden Lehrjungen umher das Gelesene mittheilt, indem er sich hinter den Ohren kratzt. Und ein anderes Mal zeigt er uns ein betendes Kind, das von seiner Mutter so eben ins Bettchen gelegt worden, und jetzt noch, ehe es einschläft, vor einem Kruzifixe und einer oben an der Wand angebrachten Gruppe kleiner Heiligenfiguren, die von einer Lampe beleuchtet werden, von der Mutter gelehrt, sein Abendgebet hersagt mit rührender, kindlicher Unschuld.

Monten dagegen widmet sich ganz der Schilderung militärischer Szenen: bald wie einzelne Heeresabtheilungen, Mann an Mann gedrängt, in perspektivischer Linie hinab in Reih und Glied stehen, der Musterung harren, welche die eben heransprengenden Oberoffiziere vornehmen;

bald wie sie im Lager ruhen oder sich beschäftigen; bald wie sie angreifen oder sich vertheidigen. Oftmals zeigt er nur einzelne portraitähnliche Gruppen, oder er schildert mit großer Lebendigkeit, einem Dichter oder Geschichtschreiber folgend, irgend eine größere Kriegsthat, die Entscheidung einer Schlacht, das tragische Ende eines großen tapferen Kriegsmannes. So sind noch in gutem Andenken von ihm der Tod Gustav Adolfs, der Tod des Max Piccolomini, Georg I. in der Schlacht bei Neerwinden, und andere Kriegsschilderungen.

M. Müller hingegen wählt vorzugsweise zu seinen Darstellungen wieder das bayrische Gebirgsvolk, offenbart uns aber gleichsam nur die Nachtseite desselben, und weiß mit seltener Kunst einen angenehmen, lebendigen Lichteffekt zu erzeugen, um den ihm anfangs allein zu thun schien, der aber jetzt, nach Ueberwindung der großen Schwierigkeiten, von dem Künstler nur angewendet wird, schön geordnete, lebendig gehaltene Gruppen noch mehr hervorzuheben, die er in großer Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit bildet, nachdem er früher blos einzelne Figuren in solchem Lichteffekte dargestellt: einen Sennbuben in einer Felshütte, neben dem hellauflackernden Feuer stehend und sich wärmend, oder Kastanien röstend, oder ein anderes Gericht sich bereitend; eine Sennin in ihrer Sennhütte am Feuer, oder dieselbe Nachts, halb entkleidet aufspringend und mit der Kienfackel hinableuchtend, denn sie hat den Ruf ihres Buben vernommen, den man auch von der Tiefe heraufsteigen sieht, u. s. w. Vor allen ausgezeichnet aber war die Heimkehr von der Hochzeit. Der fröhliche Zug mit dem Bräutigam und dem lieblichen jungen Bräutlein ist gerade in Mitte einer von Laternen und den Kerzen des begleitenden Wirthes erleuchteten Vorhalle angelangt; Andere sind schon voraus (man sieht durch die Thoröffnung ins Freie mit dem sternbesäeten Himmel) und vergnügen sich noch mit Freudenschießen; der in stolzer Jugendfülle aufblühende Bräutigam eilt mit seiner Angetrauten nach Hause; da wird er plötzlich durch den Ruf eines schelmischen Freundes aufgehalten, er wendet sich um, die Braut schaut mit halbgewandtem Köpfchen ebenfalls zurück und zeigt das liebliche, glühende Antlitz; — ungewiß, ob von Scham oder Freude, oder blos von der Beleuchtung so strahlend. Aber was hemmt denn den Zug? Der neckende Freund, den Hut seitwärts auf dem Haupte, deutet dem Bräutigam lachend auf die gespendeten Geschenke, welche ein Knabe in einem Korbe nachträgt, oben auf aber liegt eine Puppe; auf diese weist er hin; der Bräutigam lächelt, er versteht den Freund. Hinter ihnen sind eine Menge Personen, theils im Gespräche, im wichtig politischen, mit dem Schulmeister, theils in neckender Unterhaltung begriffen. Das Bild,

deſſen einzelne Figuren ganz im Koſtüme des Gebirgsvolkes mit der treueſten Charakterſchilderung ausgeführt ſind, war bis ins Einzelſte trefflich gemahlt, und that ungemeine Wirkung auf jeden Beſchauer, ſo daß der Künſtler daſſelbe mit wenigen Veränderungen ſchon mehrmals wiederholte.

Von ähnlicher angenehmer Wirkung zeigten ſich mehrere Bilder von Petzl, der jedoch ſeine Stoffe, wenigſtens lange Zeit, gern aus Griechenland nahm, und das häuslich frohe und gemüthliche Leben jenes Volkes in mehreren Darſtellungen wiedergab, wobei er in der wohlgefälligen Anordnung, Hervorhebung der reichen und mahleriſchen Bekleidung, ein beſonderes Talent zeigte. So in jenem ländlichen Feſte, da Frauen im neugriechiſchen Koſtüme vor einer Weinlaube ſitzen, die ihre Ranken um eine Palme ſchlingt, ein Knabe Erfriſchungen reicht, ein anderer mit einem kleinen Mädchen tanzt, im Mittelgrunde aber Männer ihren Nationaltanz aufführen, während andere rauchen; fern im Hintergrund ziehen ſich Meer und Gebirg unter einem heiter-blauen Himmel hin. Ein anderes Bild zeigte uns eine griechiſche Braut, des Bräutigams zur Trauung harrend, in einem orientaliſch mit Reſten antiker Baukunſt verzierten Zimmer, mit einem weitoffenen, rebenumkränzten Fenſter, durch welches man zunächſt auf die Straße, und weiter auf Meer und Gebirg ſieht. Im Zimmer umher liegen mancherlei koſtbare Geräthſchaften, Teppiche, Schmuck; ein Kreis von Frauen und Jungfrauen, alle im reichſten Schmucke, ſind um die Schönſte, um die Braut verſammelt, die in beinahe phantaſtiſcher, übermäßig reicher Kleidung den ganzen Schatz ihres Hauſes zur Schau legt; zunächſt vor ihr ſteht ein Knabe mit einem Blumenkorb und Schleier, eine Mohrin mit dem Spiegel und Schmuckkäſtchen; eine Frau ordnet ihr noch den Kopfputz; es gilt Eile, denn ſchon naht der Bräutigam, man ſieht durch das Fenſter die Straße daher ſchon den jubelnden, muſizirenden Zug ſeiner Begleiter; ein kleines Mädchen ſtreckt ihm durch das Fenſter einen Blumenſtrauß entgegen, eine der älteren Frauen deutet nach ihm: aber die Braut ſteht und weiß nicht, ob ſie ſich freuen ſoll, Das iſt in ihrem ſchönen Antlitze, in der ganzen Haltung ſichtbar; ſie kennt den künftigen Mann und Herrn vielleicht noch kaum! — In andern Bildern ſuchte er die Eigenthümlichkeit des türkiſchen Phlegma's wiederzugeben, und ſtellte ſie dar, wie ſie im Kaffeehauſe oder unter einem Zelte, Taback aus den langen Pfeifen ſchlürfend, beim Schachſpiele ſitzen; ein Phlegma, welches ſich ſelbſt da nicht verläugnet, als einem Paſcha ſchöne gefangene Griechinnen, die er jedoch mit gierigen Augen, auf dem Boden ſitzend und rauchend, muſtert, zum Verkaufe angeboten werden, welche in ihrer

Schönheit und Furchtsamkeit, und halb entkleidet, einen sonderbaren, effektvollen Kontrast gegen den Türken bilden.

Lorenz Quaglio dagegen führt uns in das bayrische Gebirg, schildert Spiele, Trinkgelage, und die ganze Lebensweise in anmuthigen, lebendigen Bildern, und versetzt uns gänzlich in den Kreis der gutmüthigen, fröhlichen Gebirgsbewohner, an welche jeder Reisende sich mit Vergnügen erinnert, der nur einige Stunden unter diesem Volke gelebt hat.

In reicher Mannigfaltigkeit von Kunstschöpfungen aus dem gewöhnlichen Leben ergeht sich Schelver, der jetzt militärische Szenen aus Kriegs- und Friedenszeiten, Jagdgesellschaften, Pferdemärkte, jüdische Roßhändler vor einer Schmiede, Trinkgesellschaften in einer Schenke u. s. w. mit großer Wahrheit, Lebendigkeit, und gutem Humor darstellt, während Simonsen sich seit längerer Zeit ausschließend der Schilderung des Seelebens, vorzüglich der Seeräuber, hingibt, und in größeren und kleineren Bildern das mannigfach bewegte Leben und Treiben derselben schildert: jetzt die Ruhe derselben, wie sie aus verschiedenen Völkern, Schwarzen und Weißen, mit den markirtesten Gesichtszügen, im Innern des Schiffes umherkauern, und nur Einer wachsam an der Kanone steht und in die Ferne hinauslugt; dann wie sie die Beute theilen; ein drittes Mal den furchtbaren Kampf zur See, erst von ferne, wo nur die Feuerschlünde Tod und Verderben ausströmen, dann den Angriff in der Nähe, das Entern u. s. w.

Die lyrischen Mahler.

Wie der lyrische Dichter nicht blos seine eigenen Gefühle in Liedern ausdrückt, die, je nachdem Liebe, Sehnsucht, Schmerz oder Freude die Saiten seiner Seele berühren, nun jene tief ergreifenden, den Gefühlen entsprechenden Töne hervorbringen: so sucht auch der tief- und zartfühlende Künstler gern solche Augenblicke geistiger Regung in ihren Erscheinungen aufzufassen und darzustellen, und so entstehen die zarten Bilder, die wir füglich als lyrische Darstellungen bezeichnen, weil sie Das sichtbar in Farbentönen zu geben suchen, was die Seele bewegt und sich in der ganzen Haltung des Körpers, zumeist aber im Antlitze, dem Spiegel der Seele, ausdrückt. Freude oder Schmerz, nach ihren verschiedenen Graden und Aeußerungen, jetzt in bewegter, jetzt in sinnend stiller Haltung, sind also der Gegenstand der lyrischen Mahlerei, und es gibt keinen großen Künstler, dem diese Art der Darstellung fremd seyn dürfte; denn nur durch das Gemüth rührt, bewegt, und reißt er hin, und wir treffen selbst bei den größten epischen Künstlern in dem

Zyklus ihrer Darstellungen auf einzelne lyrische Stellen, die ihr ganzes reiches Gemüth wiederspiegeln. Solche einzelne Gestalten oder einfache Gruppen zu bilden, möchte wohl Mancher für eben so leicht halten, als ein Lied oder eine Romanze dichten. Aber in beiden gibt es der verkehrten und mißglückten Versuche zu viele, als daß man die Meister in beiden nicht auszeichnen sollte, welche wirklich Gefühle schildern, und statt die Anstrengung und Kunst ihres Verstandes zu zeigen, wie Viele thun, wirklich zu rühren wissen.

Foltz zeigt sich als lieblicher Romanzenmahler, sey es nun, daß er einen Sennbuben, oben auf den Bergeshöhen einsam sitzend, zeichnet, wie er voll Sehnsucht hinüber schaut nach einem anderen Berge, oder hinab in die freundliche Ebene; oder ein Fischermädchen, am Strande ruhend, und auch sie schaut hinüber — über die Flut in tiefer Sehnsucht; oder wie eine Fischerfamilie unter der Hausthüre dem zurückkehrenden Schifflein, das den Vater bringt, entgegensieht; oder daß er Uhlands schöne Ballade, „des Sängers Fluch," in einem kräftig-lebendigen Bilde gibt, und den Augenblick schildert, da der König in seiner Wuth dem Sängerjüngling das Schwert in die Brust wirft, der alte Vater den Sinkenden umfängt, die Königstochter in Ohnmacht vergeht, und alle Diener erstarrt stehen.

Mit tiefem lyrischen Gefühle und wundersam zartem Pinsel sind die Bilder der Freifrau Elektrine von Freiberg, gebornen Stuntz, ausgeführt; sie weiß die zartesten Gefühle mit jungfräulicher Anmuth und Wahrheit zu schildern, und in jedem Beschauer die Gefühle der stillen Freude, der Andacht und Liebe durch ihre Darstellung zu erwecken. Wer erinnert sich nicht an die schöne Madonna, die jetzt um einen hohen Preis für die Leuchtenbergische Gallerie erworben ist? Wie ist die schöne, anmuthvolle Mutter (in halber Lebensgröße ausgeführt) im Anblicke des göttlichen, blonden Kindes beseligt, das vor ihr steht, und in eben so milden als kräftig warmen Fleischestönen gehalten ist? Wie lieblich naiv ist in einem andern Bilde der Hirtenknabe, welcher die Flöte bläst! Wie edel das kleine Brustbild einer betenden Madonna! Wie oft, treu und wahr, und beseligend schilderte die Künstlerin nicht die Mutterliebe in der Madonna, die sie mit dem göttlichen Kinde in den mannigfaltigsten Gruppen darstellte! So in einem Bilde, wie sie, in einer Rebenlaube sitzend, das Kind auf ihrem Schooße hält, welches den vor ihm stehenden kleinen Johannes liebkosend umfaßt. Sinnend und voll inniger Freude ruht der Blick der Mutter und jedes Beschauers auf der schönen Gruppe.

Ruben ist Lyriker und Romanzendichter in allen seinen Schöpfungen; seine Gemählde sind Lieder, durch welche der Hauch der Sehnsucht weht, der die tiefsten Saiten der Seele berührt. Wer kennt nicht seinen Karthäuser Mönch, der im Jahre 1835 von dem Münchner Kunstvereine angekauft wurde, den er seitdem auf vielfaches Verlangen in demselben Maßstabe nur verkleinert ausführte, und der nun auch durch gelungene Steinzeichnungen vervielfältigt ist? Am Ausgange eines Klosterganges, über welchen Rebenzweige sich hinranken, in deren Zweigen ein munterer Vogel pickt, lehnt am Pfeiler rechts der Mönch im weißen Ordenskleide, das in schönem Faltenwurfe bis zu den Knöcheln niederfällt; auf dem wehmuthschweren Haupte, das nur ein schmaler Kranz von Haaren schmückt, liegt die rechte Hand, deren Ellenbogen ihm zugleich als Stütze gegen den Pfosten dient, in eine Faust zusammengezogen; so wendet er dem Beschauer den im Schatten gehaltenen Rücken, die linke Seite, und das Profil seines noch jugendlichen, aber höchst schwermüthigen Antlitzes zu, während die linke Hand, auf dem Rücken hinabgleitend, nachläßig ein Buch hält. Die Sonne ist eben untergegangen, der ganze Horizont mit einem warmen und milden Farbenton umhaucht, dessen Widerschein in dem kummervollen, ernsten, blassen Antlitze des Mönches sich spiegelt. Die Aussicht ist über den tief liegenden Kirchhof und eine Landschaft nach der See hin, über welche der zarte, gelbrosige Schleier der Abendröthe gebreitet ist; ein Schiff in der weitesten Ferne will mit seinen Segeln eben unter den Horizont hinabgleiten. Unwillkührlich ergreift dieses Bild jeden Beschauer: diese halbverblühte Jugendkraft, die untergehende Sonne, das absegelnde Schiff, des Mönches unverwandter Blick nach demselben, erwecken eine innige Theilnahme, und man vergißt sich und den Künstler, und schaut durch den Klostergang hinaus in die Ferne, als wollte man den Gegenstand der tiefen Sehnsucht des Armen erspähen. — Auch in dem Gegenbilde weht derselbe Hauch der Wehmuth. Der Hintergrund zeigt eine schöne, vom fernen, duftumflossenen Gebirg eingeschlossene Gegend, auf welchem der glühende Widerschein der Mittagssonne strahlt. Da kommt des Weges daher eine blühende, kräftige Jungfrau, unter dem Arm ein Bündelchen, pocht an die Klosterpforte, welche von einer Nonne geöffnet wird, so daß eben der Klostergang den ganzen Vordergrund bildet, und durch die geöffnete Pforte, hinter welche die Nonne halb zurücktritt, der freudige Tag einfällt, die schöne Jungfrauengestalt mit halb gesenktem Haupte in der Pforte im schönsten Lichte, und weiter hinaus die herrliche Landschaft erscheint. — Aehnlichen Charakter trägt ein drittes Bild desselben Künstlers: „der Räuber." Auf die Trümmer eines Bergschlosses gelehnt,

mit dem tiefgefurchten, kummervollen Antlitz, in unscheinbarer Kleidung, die Bruſt und den Hals frei, den Kopf unbedeckt, an ſeine Seite die Flinte gelehnt, ſchaut er hinunter in die Ebene, über welche die Nacht ihre Schatten ausbreitet, in welcher er einſt ſo glücklich war, wohin ihn die Sehnſucht zieht, er aber nicht wiederkehren darf. — In ähnlicher lyriſcher Stimmung, mit denſelben warmen Lufttönen, iſt jenes Bild gehalten, welches uns einen See zeigt, bekränzt vom ſchneebedeckten Hochgebirge, um das der milde Hauch der Abendröthe ſchwimmt und ſich auf dem See wiederſpiegelt. In einem kleinen Kahne führen ein Schiffer und ſein Weib einen Pilger zum Kloſter, das auf einer Inſel mitten aus dem See ſich erhebt: da tönt durch die Abendſtille die Veſperglocke den Tag zur Ruhe, die Menſchen heimwärts mahnend, und die Ruder ſinken, die Hände der Schiffer und des Pilgers falten ſich zum Gebet. — Und ſo herrſcht in allen Bildern dieſes Künſtlers, welche Romanzen, in Farbentönen ausgeſprochen ſind, bei weitem das lyriſche Element vor; ſelbſt in dem großen, mit Kühnheit entworfenen, und der Ausführung nahen Bilde, welches die Entdeckung Amerika's durch Chriſtoph Colomb darſtellt.

Weller folgt bei der Wahl ſeiner meiſtentheils kleinen Bilder ähnlichen lyriſchen Motiven. Anſprechend vor allen war jenes, welches den Hof eines Gefängniſſes darſtellte. Hier lehnt an dem halb verwitterten, doch maſſiv aufgeführten Geſimſe des Gefängnißfenſters, das ſtark vergittert iſt, eine ſchöne italieniſche Frauengeſtalt, ſchwermüthig, ihr Mädchen von etwa fünf Jahren an der einen Hand haltend; der Vater und Gatte aber hält ſich an den Eiſenſtangen des Fenſters innen, und ſchaut mit Liebe nach den Seinen. Eine andere Darſtellung zeigt, wie eine Mutter ihr neugebornes Kind dem gefangenen Vater an das Fenſtergitter hinaufreicht, der die Hände herausſtreckt, es zu liebkoſen. Mit beſonderer Liebe ſchildert dieſer Künſtler das italieniſche Leben von ſeiner gemüthlichen Seite: eine italieniſche Bauernfamilie in ſchöner Landſchaft, auf einer Wallfahrt begriffen, jedes Glied den Pilgerſtab mit einem Bilde in der Hand. Auf einer andern Pilgerfahrt ſchreitet die größere Tochter rüſtig neben der Mutter einher, die jüngere aber iſt krank geworden; zum Glück trafen ſie einen Einſiedler, der das kranke Kind mitleidig auf ſeine Arme genommen, und es in ſeine am Berg gelegene Felſenklauſe zur Pflege tragen will, und jene beiden folgen ihm. Oder er ſchildert die Bewirthung eines Bettelmönches in einem Landhauſe: er hat ſich niedergelaſſen; ein kleines Mädchen bringt ihm ein Glas Wein, das er ſchon ergreift; die Mutter mit dem einen Kinde ſteht theilnahmsvoll daneben; von der anderen Seite heran aber

kommt die Kindsmagd auf dem Esel des Mönchs geritten, und hält das kleinste Kind vor sich hin. Und wieder ein anderes Mal italienische Frauen mit ihren Kindern an einem öffentlichen Brunnen, daneben ein Hirt mit seinen Ziegen, auf dem Dudelsack blasend; — eine Gruppe auf freiem Platze versammelt, aufmerksam dem Improvisatore lauschend; oder eine Familie daheim, der Vater hält das kleinste Kind, die Mutter schlägt das Tamburin, nach dem ein Mädchen und ein Knabe tanzen, u. s. w.

Die Portraitmahler.

Das Bildniß eines Menschen ist gewissermaßen seine Charakterschilderung: wenn der Biograph dem Einzelnen durch alle Lebensverhältnisse folgt und zeigt, wie er Das geworden, was er wirklich ist, so faßt der Charakterschilderer alle die Eigenschaften, Leidenschaften und Neigungen, Tugenden und Fehler des Einen in wenige, aber genau bezeichnende Züge zusammen, und zeigt des Menschen Inneres durch das Aeußere, zumal das Angesicht, auf welchem sich alle inneren, nicht blos vorübergehenden, sondern andauernden Bestrebungen in gewissen Linien ausprägen. Die Kenntniß derselben ist nicht leicht zu erwerben, und die Zahl der wahren Portraitmahler, welche nicht blos eine äußere Aehnlichkeit mit der dargestellten Person selbst, sondern wirklich eine Charakterschilderung geben, sehr gering. Auch München besitzt ihrer nur wenige, unter welchen Stieler, Dürk, Hitz, und einige Andere allgemein bekannt sind. Stieler ist vorzugsweise der Mahler weiblicher Schönheit und Anmuth, die er im wundersamen Farbenschmelze wieder zu geben weiß, weßwegen er denn eine Menge weiblicher Bildnisse aus kaiserlichen, königlichen, und fürstlichen Familien von ganz Europa gemahlt hat. Wie schön er auch die Umgebung zur Abrundung eines interessanten Bildes zu benützen weiß, zeigte er an dem Bildnisse seines Töchterchens, welches in einer Gebirgslandschaft, am Ufer eines klaren Gewässers, das blonde Lockenköpfchen ganz gegen den Beschauer gewendet, auf den rechten Arm gestützt, Blumen in die vorüberziehenden Wellen wirft; die mit gelben Stiefelchen bekleideten Füßchen sind über einander gelegt, das weiße Kleid über das Knie zurückgeschlagen. Seine ersten Gemählde, ehe er sich ganz der Portraitmahlerei widmete, zeugen von seinem tief lyrischen Gefühle, das er auch später, je nach Gelegenheit, frei walten ließ; bekannt sind: „das schlafende Kind," dem sich eine Schlange nähert, das aber von seinem Engel beschützt wird; „zwei Kinder, am Grabe der Mutter betend;" „der Fischer," nach Göthe. Seine Figuren heben sich auf einem reichen, dunklen Hintergrunde sehr

vortheilhaft hervor; in allen seinen Bildnissen sind die Züge sehr ähnlich, Stoffe und Schmuck sehr täuschend und brillant gemahlt. Im Festsaalbau zu München wird von ihm eine Sammlung weiblicher Schönheiten aufgestellt werden, die er im Auftrage des Königs Ludwig mahlte, und aus welchen die Nachwelt erkennen mag, wie sich der Charakter weiblicher Schönheit in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Bayern, zumal in München, und die Kunst der Bildnißmahlerei ausgesprochen hat, — wenn anders, wie zu erwarten ist, die Bildnisse in der Weise ausdauern, wie sie gemahlt sind. — Dürk's männliche Bildnisse zeichnen sich durch edle Einfachheit und zarten Farbensinn aus, und sind oft wahre Charakterbilder.

Die Thiermahlerei.

Ihr Zweck geht dahin, das Eigenthümliche und Bezeichnende der einzelnen Gattungen von Thieren, die Stärke oder Schwäche, Trägheit oder Schnelligkeit, so wie die mannigfachen Ausdrücke ihrer Naturtriebe, Leidenschaften u. s. w. wieder zu geben. Solche Darstellung von Thieren geschah schon in den frühesten Zeiten, aber immer erscheinen dieselben als untergeordnet und den Menschen nur beigesellt, bis erst später und in der neueren Zeit wieder diese Thiermahlerei als selbstständig sich geltend macht. Besonders ist das Pferd, dieser treue Gefährte und Gehilfe des Menschen, Zweck und Stoff künstlerischer Darstellung geworden, bald als bloses Abbild, bald in Verbindung mit dem Menschen gebracht, entweder als friedlicher, starker Diener, oder im Kampfe gegen denselben; bald einzeln, bald in Gruppen oder großen Massen. Vielleicht als der ausgezeichnetste Künstler in dieser Art Mahlerei glänzt vor allen andern A. Adam, der nicht blos die Anatomie dieser Thiergattung nach ihren verschiedenen Abarten in allen Theilen kennt, sondern auch die größte Treue und Eleganz bei der Darstellung derselben anwendet, und besonders im Glanzlichte Meister ist. Seine größeren und kleineren Schlachtbilder scheinen blos der Pferde wegen gemacht: das Pferd erscheint darin als handelndes Wesen; ihm wendet sich die Theilnahme im vorzüglichsten Grade zu. Um so mehr ist Dieses dann der Fall, wenn er ein einzelnes Pferd oder eine Gruppe darstellt, und mit Vorsatz oder unwillkührlich den Effekt einer dramatischen Handlung, einer Fabel hervorbringt. Die vielen gediegenen Darstellungen aus dem russischen Feldzuge, in welchen er jetzt den muthigen Angriff oder die Wachsamkeit, — dann die Trauer und das allmählige Verkümmern dieser Thiergattung in den wirksamsten Einzelheiten schilderte, sind allgemein

berühmt worden. Die Massen sind schwer in Worten zu schildern, aber seine kleineren Darstellungen mit einzelnen Pferden sprechen wie im elegischen oder Idyllenton. Hier steht ein Pferd einsam in öder, flacher Gegend, vor einem Sumpfe, in welchem man die Reste eines todten Pferdes sieht; zu seinen Füßen liegt der Helm eines französischen Küraſſiers, hinter ihm, neben einem Weidenstrunke, halbversunken, eine Kanone; in der Ferne ziehen einige Küraſſiere ihre abgemagerten Pferde über einen Knütteldamm; der Himmel ist trübwolkig, in der Ferne zeigt sich Feuersglut am Horizont. Ein anderes Bild zeigt uns das Innere eines Stalles, ein Knabe führt ein weißes Mutterpferd mit einem braunen Fohlen herein, voran aber kommt eine Henne mit ihren Küchlein, und der Hahn lustig krähend; durch eine offene Thüre sieht man in einen anderen Stall mit Pferden. — Die beiden Söhne scheinen ganz die Meisterschaft des Vaters zu erringen, von denen der eine sich besonders die Darstellung des kräftigen Rindviehschlages auf den bayrischen Alpen in schöner Gruppirung mit Schafen, Ziegen, und landschaftlicher Umgebung, der andere aber vorzugsweise das Pferd zur mahlerischen Darstellung gewählt zu haben scheint. Habenschaden mahlt die dem Menschen nützlichen Thierarten, besonders Rinder und Schafe; Lotze und Melchior am liebsten Rinder in schöner landschaftlicher Umgebung. Zu wahren Idyllen weiß Karl Heß seine Bilder zu gestalten; das einfache Naturleben der Hirten spiegelt sich in treuer Wahrheit in denselben, und seine Auffahrt auf die Alme, oder seine Heimkehr sind liebliche Bilder voll Wahrheit und Leben. Der Beschauer fühlt sich ganz in jene hohen, friedlichen Gegenden versetzt, welche der Künstler zu schildern beabsichtigt, oder er hängt mit Interesse an der Szene, in welche der Künstler besonderes Interesse legte. Jetzt ist es der Abend, den er nicht nur in seinen sanften Lufttönen und der untergehenden Sonne zeigt, sondern auch in dem müd und langsam heimkehrenden Gespann vom Felde, oder der vorwärts nach Hause eilenden Heerde. Ein anderes Mal zeigt er uns das Vieh auf den hohen Alpen umher in Gruppen vertheilt, an sonnigen Stellen, an steilen Abhängen, unter hereinragenden Felsen. Jetzt schildert er den erwachenden Frühling in den Tönen der Luft und in der saftig und blumig erwachenden Landschaft, im munteren Spiel der Thiere, die endlich wieder den Ställen entkommen sind und gen die Berge ziehen; die Sennin weilt, während die Heerde vorüberzieht, und schwatzt mit einem kräftigen Burschen, als wollte sie ihn einladen: „und komma mußt all' Woch' a mol!" Oder wenn der Künstler uns an einen einsamen, hochgelegenen Bauernhof versetzt, von welchem aus man im Hintergrunde die Alpen sieht.

Ueber das ganze Bild iſt ein mildes Licht ausgegoſſen, alle Farben erſcheinen wie durchſichtig: da ruht nun eine gefleckte Kuh mit ihrem Kalb im fetten Graſe, ein brauner Ochs ſteht, den Kopf zum Brunnen erhoben, daneben, eine Ziege und mehrere Schafe, die ſich einem Bauernmädchen nähern, ſchließen die Gruppe. Oder er führt uns zu einem Teiche oder Bache, wohin Abends die Thiere zum Trinken kommen, und zeichnet ſie hier in mannigfaltiger Gruppirung. Aber wie er immer dieſe Thiere ſchildern und in welcher Umgebung er ſie zeigen mag, ſtets ſind ſie in treuer Naturwahrheit aufgefaßt und gebildet. Holm verſetzt uns dagegen in ſeinen Schilderungen in den fernen Norden, und zeigt uns Rennthiere, die treuen Gefährten des genügſamen Lappländers, in Heerden oder einzelnen Gruppen, als die nützlichen Hausthiere jenes Volkes, oder er ſchildert ſie in eiliger Flucht vor ihren Verfolgern, den Wölfen, ſchwer aufathmend, von Klippe zu Klippe ſpringend, oder unter dem Zahne des Raubthieres verſcheidend. Wyttenbach gefällt in der Darſtellung von Hunden und Affen.

In ganz eigenthümlicher, keiner der genannten Weiſen, gibt Neureuther ſeine Anſchauungen, und ſteht in dieſer Hinſicht beinahe einzig da: er zeigt, wie Göthe rühmend anerkannte, die glücklichſte Einbildungskraft in Arabesken, Randzeichnungen, und Zierraten. Er weiß die Legende und das Mährchen in höchſt naiver, anmuthiger Weiſe bildlich darzuſtellen, und dazu benützt er auf das glücklichſte und bezeichnendſte wirkliche oder erdichtete Thier- und Pflanzenformen, dazu architektoniſche Verzierungen, zwiſchen und aus welchen ſich die Menſchengeſtalten einzeln oder in Gruppen erheben, und in ſo ſchönen Verhältniſſen ſich zu einem Ganzen abſchließen, daß alle dieſe verſchiedenartigen Geſtalten nothwendig zu einander zu gehören ſcheinen.

Die Landſchaftmahler

ſchildern den Eindruck, den die Anſchauung der Natur in ihrem Gemüthe hervorbrachte; dieſe Schilderung iſt aber nur eine allgemeine, und man ſtellt an den Künſtler nur die Forderung, daß er den jeder Landſchaft eigenthümlichen Charakter auffaſſe und im Allgemeinen wieder gebe; denn in jenem Lande, wo „die Zitronen und Goldorangen glühen,“ werden Luft und Waſſer und die Felſen gewiß in anderen Lichttönen ſtrahlen, als wo ewiger Schnee auf den Gebirgen ſich lagert, oder feuchte Nebel ſich ſtets aus den Waldthälern erheben. Dieſe Einheit der Landſchaft dehnt ſich nothwendig auf ihre Thierarten aus, und kein Mahler wird wohl einen Schwan in ein Waſſer mahlen, das nur

Molche und Frösche nähren kann. Wie jeder andere Künstler, wird auch der Landschaftmahler von seiner inneren und der ihn umgebenden Natur zu der ihm eigenthümlichen Art der Auffassung und Darstellung geführt; ein düsterer Sinn wird selbst in dem heitersten Lande düstere Szenen darstellen, und die Vorbilder dazu, wenn es seyn müßte, in fernen Ländern aufsuchen, seine Seele damit sättigen, und immer wieder, in verschiedener Auffassung aber doch in denselben Grundtönen, auszusprechen sich gedrungen fühlen.

München zählt jetzt viele der ausgezeichneten Landschaftmahler, welche durch ganz Deutschland und im Ausland als solche anerkannt sind, ungeachtet gerade Landschaftmahlerei an der Akademie der bildenden Künste nicht eigentlich gelehrt wird. Aber die Nähe der Gebirge und Italiens, die großen Felsenmassen, die riesengleich himmelan streben, die scharfen Umrisse der Gebirgsformen, und der prächtige Baumschlag wirken auf jeden Künstler, der Sinn für Natur hat, unwiderstehlich, daß er sie gleichsam wieder reproduzirt. Wer sich nicht weiter erhebt oder erheben will, sondern blos den Eindruck einer Gegend wieder gibt, erscheint als ein Portraitmahler der landschaftlichen Natur; die München nahe liegenden Gebirgsgegenden haben aber so viel Mahlerisches und Großartiges, daß ihre Nachbildung der Phantasie schon großen Spielraum gewährt, während die poetische Erfindung ihre Darstellung aus sich nimmt, und Gegenden auf die Leinwand in köstlich harmonischen Tönen und Gruppirungen von Fels und Wald, Fluß und Wiesenland hinzaubert, welche wie Länder der Sehnsucht vor dem Auge der Seele in Träumen sich darstellten.

Crola und Fohr sind Meister in Darstellung von Eichen. Jener liebt es, seine Bilder in mäßiger Größe, wie liebliche landschaftliche Schilderungen in der Art von Matthisson, zu geben, und weiß unübertrefflich Eichen und moosige Hügel, vom Sonnenblick bestrahlt, wieder zu geben; oder einen Eichenhain im Licht des thauigen, kühlen Morgens, Hirsche und Rehe umher grasend; oder eine Landschaft bei veränderlichem Wetter, da es so eben geregnet hat, das Wasser noch in den Wagenspuren steht, und man den Wind noch in den Bäumen zu vernehmen glaubt. Fohr dagegen bildet größere Landschaften, alte Eichenhaine, in welchen neben den bemoosten, absterbenden, tausendjährigen Stämmen ein neues Geschlecht hervortreibt, mit bedeutenden Fernsichten zur Seite und gegen den Hintergrund, zugleich mit angenehmer, meist abendlicher Beleuchtung, oder auch ein großes Bild mit den mächtigen dunklen Eichen am Waldstrom rechts, linkshin aber eine große, unermeßliche Einöde unter einem düster glühenden Himmel, um die Landschaft

zu bezeichnen, durch welche Mazeppa, auf's Roß gebunden und von Wölfen verfolgt, dahingejagt wird. Stange wandelt, wie ein Pflanzensammler, gern in heimlichen, trauten Hochthälern, schildert diese in kleinen Bildern in zarter Weise, und weiß sie, ob er nun solche, oder Sandhügel, oder Bergrücken, oder laubenähnliche Walddurchgänge darstellt, in bedeutsamer Beleuchtung zu halten, die ihnen gleichsam erst den wahren Lebenshauch verleiht. Heinlein wählt die im tiefsten Waldgebirge gelegenen Thäler aus, welche nur von Gemsen und Hirschen besucht werden, und schildert dieselben mit der rings umher ruhenden Waldeinsamkeit, die nur selten von dem Laut eines Aars und dem Rauschen der dunklen Tannen unterbrochen wird, in treuer Wahrheit. Am liebsten weilt er im bayrischen Hochgebirg, am Hintersee bei Berchtesgaden, und versetzt uns selbst durch seine wahre und kühne Schilderung eben dahin, wo der dunkelgrüne See inmitten einer tiefen Schlucht ruht, welche durch steile, mit dunklen Tannenwäldern besetzte Höhen eingeschlossen wird. Sie liegt im dunklen Schatten; nur durch eine ungeheure Felsenspalte bricht das helle Sonnenlicht herein, und beleuchtet einen Theil des Sees und des hervorspringenden Felsens. Aber jenseits jener Höhen streben die sonnenbestrahlten Alpengipfel empor; ein Hirsch klettert über das wild zerklüftete Gestein des Vordergrundes dem See zu. In ähnlicher großartiger Auffassung sind die meisten seiner Felsenlandschaften behandelt; wenn er z. B. die via mala schildert, wie sie zwischen und an den ungeheuren Felsenwänden sich hinanwindet, menschliche Kunst hie und da einen Stütz- und Uebergangspunkt angebracht hat, die Gießbäche herniederstürzen, und die Sonnenstrahlen einzelne Theile beleuchten, wodurch die schauerlichen Tiefen des andern Theiles um so furchtbarer hervorgehoben werden; oder wenn er schildert, wie anfangs zwischen großen Steinblöcken, an den hohen Felswänden, sich der Weg hinanzieht zu den Häusern, welche wie große Vogelnester hingebaut sind, und die Gletscherhäupter darüber hinwegragen.

Obgleich Kaiser mehrfach ähnliche Gebirgsgegenden nachbildet, und die ernsten Gebirgsformen wie durch heiteres Licht verklärt erscheinen läßt, und den klaren Spiegel des Sees, das tiefe, saftige Grün der Waldungen, und gleichsam selbst den Duft der sonnigen Matten am Vorgebirge wieder zu geben weiß, wenn er größere Landschaften darstellt; so sind doch seine kleineren Bilder bei weitem die angenehmsten und gesuchtesten, weil er in ihnen eine ganz eigene Auffassungs- und Darstellungsweise kund gibt, daß man bei näherer Betrachtung sich über die einfachen Mittel wundert, mit welchen er eine köstliche Wirkung erreicht. Schaut hier in einer Landschaft den einfachen Hügel als

Mittel- und Vordergrund; offenbar ist seinetwegen das ganze Bild da. Sieht man ihn von einer geringen Entfernung aus, so glaubt man ihn von tausend der mannigfaltigsten Blumen und Kräuter überdeckt, und je näher das Auge rückt, desto mehr verschwinden die Blumen, erstaunt man über die Einfachheit der Darstellung, und die wenigen angewandten Mittel, solchen Zweck zu erreichen. — Dort bildete er eine Waldkapelle auf hellgrüner Matte und dunklem Fichtengrund unter einem grauen Himmel, und die Matte ist mit den zartesten Gräsern überdeckt, und Matte und Kapelle heben sich von dem dunklen Fichtengrunde lebendig ab. Und in solcher Weise ist eine große Zahl seiner landschaftlichen Bilder aufgefaßt und dargestellt.

Haushofer beschränkt sich nicht auf die Darstellung solcher einzelnen, still abgeschiedenen Felsen- oder Hochthäler; seine Bilder sind wahrhaft große Landschaften, die sich meilenweit mit reichem Vor-, Mittel-, und Hintergrunde vor dem Blicke ausbreiten, in welche man gleichsam wie von einer Höhe herab hineinzuschauen, sich heimisch zu fühlen meint: es ist die Hochebene Bayerns, die reiche, gesegnete, mit ihren Flüssen und Seen, Schlössern, Dörfern, und Weilern, und dem in den schönsten Wellenlinien sich hinziehenden, vom blauen Duft der Ferne umhauchten Hochgebirge im Hintergrunde, was dieser Künstler vorzugsweise, und mit dem Gefühle darzustellen pflegt, welches deutlich ausspricht: das ist mein Vaterland! Besonders gefällt er sich am Chiemsee, und schildert ihn mit seinem schönen Kranz von Gebirgen und dem mannigfachen Vordergrunde im verschiedensten Lichte, zu den verschiedensten Jahres- und Tageszeiten. Hier auf diesem Bilde liegt der See mit seinem schönen Wellenspiegel und seinen beiden Klöstern, Herren- und Frauen-Chiemsee, im Mittelgrunde, eingeschlossen vom Kranz der hohen Gebirge, die im hellen Sonnenscheine glänzen; es ist Mittag, und die Sonne scheint warm aus reinem Himmel; nur einzelne Wolken, die man diesseits des Bildes denken muß, werfen ihre Schatten über die Matten und Waldungen des Vor- und Mittelgrundes. Auf einem andern Bilde schildert er jene Gegend im Reiz des lieblichen Frühlings; darum der Vordergrund dieses Mal überaus reich, mannigfaltig, und ins Einzelnste ausgeführt. Durch das wallende, duftende Getraidefeld zieht sich ein Steig hin, ein anderer durch die blumigen Matten, und auf beiden wandeln Menschen; die ganze Natur prangt wie neuerstanden; das Laub des Waldes wie frisch! die Luft wie rein! Ein köstlicher, milder Himmel umarmt die ganze Landschaft, und herein, weit her vom Hintergrunde, schauen die Hochgebirge in die glückliche Landschaft. Dann schildert er die Gegend, stets von einer andern Seite her aufgenommen,

doch so, daß man sie schnell wie einen lieben alten Bekannten erkennt, zur Zeit der Sommerärnte. Die Sonne drückt schwer; es ist Mittagszeit im Anfange des Augustmonates; in der Mitte des Bildes ist eine Gruppe Bäume auf einem Hügel; unter denselben lagern die müden Schnitter; links von jener Gruppe ist das Getraide schon abgeschnitten, und liegt in Bündeln und Schwaden umher, auf der andern steht es noch, reif die schweren Aehren senkend, und weiter gegen den Hintergrund der See, und fernhin die Gebirge! Oder er schildert eine andere Hochebene mit Seen in der Ferne und dem Gebirge, im Mittelgrunde aber ein stattliches Schloß auf einem waldbewachsenen Hügel, und im Vordergrunde Hain und Quellen. Auch in seinen italienischen Landschaften gibt er stets ein großartiges Bild, und schildert stets mit warmem Pinsel den Charakter einer Gegend, indem er einen hohen Standpunkt zur Uebersicht wählt und dahin auch den Beschauer des Bildes stellt.

Alb. Zimmermann belauscht die Natur in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen, und bildet diese in treuer, ergreifender Weise mit wahrhaft poetischem Sinne nach. Er versteht es, sie in ernsten, feierlichen Tönen der Trauer, oder in den sanften Weisen der Wehmuth, so wie in jenen der Freude sprechen zu lassen. Jeder Pinselstrich ist ein Griff in die wundervolle Aeolsharfe der Natur, und die Töne offenbaren das innerste Leben. Hier in diesem großen Bilde schau' den herbstlichen Abend; diese Lufttöne, dieses Roth am fernen Horizont ist nur dem Herbste eigen; die Landschaft ringsum hat ihren herrlichen Schmuck schon abgelegt; Gras und Blatt entfärben sich, das Leben zieht sich zurück, und die Natur erstirbt allmählig vor dem kälter wehenden Lufthauch. Jetzt schildert er ein nahendes Gewitter: über eine Ebene, welche niederes Gesträuch deckt, und einen Landsee einschließt, sehen wir zwei Reiter eilig entfliehen, denn schwere Wolken wandeln heran; schon erhebt sich der Luftzug, man sieht es an den sich beugenden Baumgipfeln, am Faltenwurfe der Reiter; die Sonne wirft noch, ehe sie verhüllt wird, einen hellen Blick auf einen Theil der Gegend. Oder er bildet eine große Landschaft mit grünen Hügeln, trefflichem Baumschlage, und über einen Theil rieselt ein milderquickender Regen hernieder, während sich auf den anderen das glänzende Sonnenlicht schon spiegelt; oder wir blicken in ein tiefheimliches Thal, wie beim Eingange nach Italien, von Wallnuß- und Lorbeerbäumen eingehägt; eine Quelle sprudelt lustig hervor, sammelt sich in einem Becken, und lädt zum Bade ein; die Vögel haben sich in den traulichen Schatten geflüchtet; denn drückende Mittagshitze liegt auf dem fernen, reichen Hintergrunde und dem näher gelegenen, im hellen Sonnenscheine glänzenden Felsengebirge.

Ein anderes Mal zeigt er uns eine große Gegend bei wechselnder Tagesbeleuchtung, oder bei dem Einbruche der Nacht in großartigen Umrissen und massenweisen Gruppen, wenn Bäume und Hügel, Nähe und Ferne in einander zu verschwinden beginnen. Alle seine Bilder sind tief durchdacht, und verfehlen ihre Wirkung auf das Gemüth nie.

Morgenstern verbindet mit einer klaren, lebendigen Anschauung eine eben so gediegene, als anmuthige Darstellung, er mag nun Hochgebirge mit schauerlichen Thalgründen, oder unabsehbare Ebenen aus den Haidegegenden, eine einsame Maierei mit ihrem Gehäge, oder den Wogenschlag des Meeres an das einsame Felsenufer bilden. Wer erinnert sich nicht an sein schönes, großes Bild, das nun in Hannover ist: an jene tiefeinsame, schauerliche Waldgegend, durch welche links vom felsenumschlossenen Hintergrunde nach der rechten Seite ein Bergstrom daherbraust, sich hier an dem Felsen bricht, der in stolzanragender Größe der Zeit zu trotzen scheint, die doch schon Vieles von seiner Oberfläche wegzehrte; dort über zerrissene Steinblöcke herabschäumend wendet sich das mächtige Gewässer, am Felsen gebrochen, von der Rechten wieder zur Linken. Jedem Beschauer war zu Muthe, als wäre er plötzlich in einen Urwald versetzt. Umgestürzte Baumstämme, mit Moos überzogen, hinsinkende alte Tannen, und wie sich aus dem Tode ein neues Geschlecht in üppiger Kraft empordrängt. Auch die Bären, welche in ungelenker Roheit am Flusse lagern und schlürfen, oder langsam sich fortbewegen, gehören nur in ein solches Bild. Aber das eigentliche Leben kam erst durch die Beleuchtung, die wie zur Mittagszeit von oben herab kommt, und Fels und Wasser umspielt. Ein anderes Mal zeigte er das sturmbewegte Meer, über welches ein dunkler Himmel wie zürnend sich hinlagert; von der Ferne, wie aus unermessener Weite daher die Wogen immer größer und mächtiger an das Felsengebirg nach dem Vordergrunde heranrollen, und wie unbändige Rosse sich bäumen und überschlagen. Seine Darstellungen zeugen von einer außerordentlichen Vielseitigkeit, und doch sind alle mit gleicher Liebe und Sorgfalt behandelt. Wo er stille steht, findet er gewiß den Punkt aus, von welchem aus die Landschaft am anziehendsten erscheint, und in Allem, was er schildert, herrscht Leben und Wahrheit.

Ganz anderer Art sind die landschaftlichen Gemählde von Chr. Etzdorf. Ihm scheint jene Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit zu mangeln, oder er strebt geflissentlich nicht darnach; alle seine Bilder scheinen vielmehr im Norden entstanden, aus der tiefen Anschauung einer nördlichen Gegend geschöpft, und der Künstler hat sich so in den Charakter jener Länder versenkt, daß er mit wahrer Begeisterung nur diese vor-

zugsweise darstellen will, und seine ganze Einbildungskraft scheint davon erfüllt. Er bildete sich auf der Akademie in München, und wanderte dann, statt dem gewöhnlichen Zuge nach Süden zu folgen, zur Anschauung einer großen Natur nach Norden, nach Schweden und Norwegen, und dort empfing er jene mächtigen Eindrücke in seine Seele, welche sich in allen seinen Bildern wieder aussprechen. Das erste große Bild, welches er in München ausstellte, und welches der König für die Gallerie in Schleißheim ankaufte, erregte ein wahres Erstaunen über die Art der Auffassung und Ausführung. In einer Waldgegend lehnt eine Sägmühle rechts an einem hochanstrebenden Felsen; das Wasser rauscht aus dem waldigen Hintergrunde, stürzt sich auf die Räder, und sprudelt in vielen, kleineren und größeren Fällen über die Felsenblöcke und zwischen denselben durch. Fremd war der blasse, graue Himmel, fremd die Felsenformen mit ihrer düstern Beleuchtung, fremd die Pflanzenwelt; nur die Fichten und Tannen erinnerten an unsere Wälder. Alles war höchst harmonisch zu einem Ganzen verbunden, über dasselbe gleichsam nur Ein Ton verbreitet; die technische Ausführung vollendet; Felsen und Luft von bezaubernder Naturwahrheit; die Farben so stark aufgetragen, daß man die Spuren der Verwitterung an den Felsen und das Moos nicht blos sah, sondern fühlen zu können glaubte. In diesem Geiste sind alle die vielen Bilder, die wir bisher von ihm sahen, mit wenigen Ausnahmen, aufgefaßt und ausgeführt. Die Seele des Künstlers scheint wie vom Heimweh nach jenen Gegenden ergriffen, die trotz ihres düsteren, kalten Ernstes durch die Kunstdarstellung jenen poetischen Zauber bei dem Beschauer hervorbringen, von dem derselbe selbst beseelt war. Diese Gemählde scheinen ganz jene Gegenden zu schildern, in welchen Ossians Helden spielen: die sonderbar gezackten, nebelumflossenen Felsen, die feuchten, schweren Lufttöne, und die ernste Stimmung, welche über das Ganze verbreitet ist.

Rottmann dagegen weilt mit Vorliebe im Süden, seitdem er Italien und Griechenland kennen gelernt hat, und schildert uns den klaren, heitern italienischen Tag mit seinem reichen Sonnenlichte und dem tiefblauen Himmel, der sich um Meer und Gebirg legt, mit unübertrefflicher Meisterschaft. Dieses bezeugen die Landschaften aus Italien und Griechenland, welche er in Fresken in den Arkaden des Hofgartens ausführte und ausführt, oder welche er in Oelbildern zur Schau stellte. Besonders auf seinen griechischen Landschaften scheint ein Hauch tiefer Wehmuth zu ruhen, der in das Gemüth des Beschauers dringt; denn wenn man diese Gegenden betrachtet, auf welche ein so freundlicher Himmel herabschaut, und die Oede der Erde umher, die

baum- und buſcharmen Gefilde erblickt, welche für Oelpflanzungen, Lorbeer- und Roſengebüſch geſchaffen ſcheinen, und jetzt trauern, daß barbariſche Hände ſie ihres Schmuckes beraubt haben: wer möchte ſich da eines tiefen Mitgefühls erwehren? Stellen dieſe Gemählde aus den ſüdlichen Gegenden oft nur die treue Nachbildung der Natur dar, ſo überläßt er ſich in anderen dagegen wahrhaft einer großartigen Erfindung, wenn er von Ruinen aus eine weite Ausſicht in das Meer hinein in wundervoller, kräftiger Beleuchtung ſchildert, oder eine kleine deutſche Gebirgslandſchaft, mit der Ausſicht nach dem entfernten Felſengebirge, wie einen ſtillen Aufenthalt von Berg- und Waldnymphen, mit gefälligem Zauber hinſtellt.

Alle Künſtler aufzuführen, welche ſich die Schilderung der Natur zum Gegenſtand ihrer Kunſt gemacht, würde hier zu weitläufig ſeyn, da ich nur die verſchiedenen Arten der Auffaſſung der Natur andeuten wollte, und der Eine ſich gern großartiger Darſtellung, der Andere aber der Schilderung einſamer, kleiner Stellen hingibt. Bekannt und beliebt ſind die Landſchaften von Gurlitt, Heinzmann, Scheuchzer, Seeger, Mohr, Neelmeyer, Dorner, Schleich, und Anderer. Vollmer ſteht unübertroffen da in Schilderung der See, beſonders des ruhigen, klaren Waſſerſpiegels, wenn die Sonne darin wiederſtrahlt, und die goldenen Lichtpunkte von Welle zu Welle wie Flammenſpitzen zu hüpfen ſcheinen. Die Darſtellung eines Morgens an einer flachen Seeküſte iſt köſtlich ausgeführt, Duft und Waſſerſpiegel bewunderungswürdig wiedergegeben. Zugleich ein reges Leben ringsum, Schiffe fahren ab, andere liegen am Strand, der Horizont verſchwindet im aufſteigenden Nebel, den die Sonnenſtrahlen röthlich-gelb, wie einen zarten Schleier färben, der ſich über das ganze Bild verbreitet. Die Perſpektive der Waſſerfläche mit dem Wellengekräuſel iſt in ſeinen Gemählden ſtets vortrefflich gehalten; am meiſten bewunderte man ſie in dem Bilde, welches Venedig mit ſeinen in das Meer ſich verlierenden Kanälen darſtellte. Mit wahrhaft poetiſchem Sinne ſind die Landſchaften von O'Livier erfunden und trefflich ausgeführt, daß man wünſchen muß, er möchte ſich ganz ſolchen Schöpfungen hingeben.

Die Mahlerei von Gegenſtänden der Natur und Kunſt

zeigt ſich in der treuen Nachbildung der gewählten Gegenſtände, und ſucht durch gefällige Gruppirung und Vertheilung des Lichtes einen angenehmen Eindruck zu erregen. Sie bildet entweder Gegenſtände aus dem Pflanzenreiche nach, oft mit ſolch täuſchender Wirkung, daß man wirkliche Gegenſtände jenes Naturreiches zu ſchauen meint, was bei

Blumen- und Fruchtstücken von alten und neuen Künstlern erreicht wurde, oder sie geben sogenanntes Stillleben, die Abbildung mehrerer durch Menschenhände verfertigter, und gefällig gruppirter Gegenstände. Oft weiß der Künstler diese beiden Arten mit einander zu verbinden, und zeigt künstliche, der Wirklichkeit nachgebildete, Gefäße oder Werkzeuge, umgeben von Früchten oder Blumen, oder sonst auf eigene, gefällige Weise zusammengereiht. In dieser Art der Darstellung zeichnen sich aus: Mattenheimer, Nachtmann, Preyer; der Eine besonders glücklich in der Nachbildung von Blumen mit ihrem zarten Bau und lieblichen Farbentönen, so wie von Vögeln mit dem schillernden Glanze ihrer Federn; der Andere von Früchten, die, so eben reif vom Baume gepflückt, noch vom Morgenthau und Duft in saftiger Frische glänzen, während der Dritte in unnachahmlicher Einfachheit und Treue Gegenstände der Kunst wiedergibt, und Blumen- und Fruchtstücke.

Hieher gehört auch die Architekturmahlerei, welche uns einzelne größere oder kleinere Gebäude, oder eine Reihe derselben, nach den Regeln der Perspektive und nach ihren äußern Verhältnissen und Merkmalen schildert. Dabei geht Bayer bei der Anordnung seiner Bilder, die uns meistentheils kühle und still-feierliche Klostergänge oder Hallen mit überraschenden Fernsichten ins Freie schildern, zunächst und vorzüglich vom Lichteffekte aus, und ordnet die Schattenpartien diesem unter, was der gewöhnlichen Weise zu mahlen entgegengesetzt ist. Die zarten Lasuren in den Reflexen sind von wunderbarer Wahrheit und Wirkung. Von eigener Schönheit sind seine Spitzbogenfenster im deutschen Style mit den Glasmahlereien wiedergegeben, die eine herrlich reizende Aussicht ins Freie gewähren, durch welche das Sonnenlicht hereinfällt. Er hat der Architekturmahlerei einen eigenen Reiz abgewonnen; er sucht weder mahlerische Punkte geflissentlich auf, noch charakteristische Massen; jede, auch die allerunbedeutendste Stelle eines Gebäudes scheint ihm recht, und er weiß diese auf ganz eigenthümliche Weise durch Streiflichter und Reflexe so zu erhellen, daß man darüber vergißt, daß der so im Licht stehende Gegenstand ein ganz gewöhnlicher ist. Dominik Quaglio, der zu früh Dahingeschiedene, gab mit bewunderungswürdiger Auffassung und Genauigkeit die großen Massen der mittelalterigen deutschen Baudenkmäler, Kirchen, Klöster, und Rathhäuser nach ihren äußern imposanten Formen, oder einzelne Säle und Hallen aus dem Innern solcher Gebäude, und seine Art und Weise, wie er den eigenthümlichen Eindruck solcher altdeutschen Bauwerke auf das Gemüth des Beschauers im Bilde zu fesseln und durch dasselbe wieder zu erwecken wußte, bleibt vielleicht unübertroffen. Man glaubte

an den täuschend nachgeahmten verwitterten Massen die Jahrhunderte bemessen zu können, die es durchlebt, und wurde in eine ganz eigene, wehmüthig-feierliche Stimmung versetzt, wenn man seine Dome betrachtete, die bis ins kleinste architektonische Einzelne ausgearbeitet waren. Gail dagegen, der längere Zeit in Spanien weilte, gibt uns die Ansichten maurischer Gebäude, oder der von ihnen eingeschlossenen Höfe, und läßt die Baudenkmale, welche die Araber einst in jenem Lande errichteten, in köstlichen Ueberresten bewundern: die luftigen Bogen auf den schwachen, rohrförmigen Säulchen, die Marmorbrunnen und Bäder, oder er führt uns in die stillen und öden Gänge alter Klöster, oder in feierliche Kirchenhallen. Zuweilen gibt er aber durch eine architektonische Verzierung, gleichsam den Vorbau eines großen Gebäudes, eine überraschende und entzückende Aussicht auf Meer und Gebirg, welche im warmen Lichte des Südens schimmern. Bekannt ist sein Löwenhof im Schlosse Alhambra bei Granada. In der Mitte der Säulenhalle, welche den Hof umgibt, gibt ein Brunnen mit doppelten Bassins, der von zwölf steinernen Löwen getragen wird, Wasser nach verschiedenen Richtungen hin. Die ganze glänzend phantastische Pracht des mit Stukkatur und Mosaik reich geschmückten Pallastes aus dem dreizehnten Jahrhunderte wird hier sichtbar; dazu kommt der Zauber des Lichtes, die üppige Pflanzenwelt, eine Gruppe von spanischen Frauen und einem Sänger, welche sich auf reichem Teppich im Schatten der Halle um eines der acht kleinen Bassins gelagert haben, die in den verschiedenen Theilen des Hofes Kühlung verbreiten. Ein anderes Bild schildert die Vertheidigung und Erstürmung der Kirche des Klosters S. Juan de los Reyes in Toledo. Die Wölbungen des im altdeutschen Style erbauten Kirchenschiffes stürzen zusammen, an den Säulen des Schiffes sind die Heiligenbilder aus Stein, verstümmelt, sichtbar; durch eine weite Oeffnung erblickt man den lichten Himmel und den Thurm der Kirche, Schutt und rauchende Trümmer bedecken den Mittelgrund, auf welchem verschiedene kriegerische Gruppen sichtbar sind; vor allen zieht den Blick auf sich ein Mönch, der sich um einige verwundete Franzosen bemüht. Der Vordergrund ist im Reflexlichte gehalten. Heinrich Adam und Neher geben in schönen perspektivischen Linien mit großer Naturwahrheit Straßen und Marktplätze, wohl auch einzelne interessante Gebäude aus alter und neuer Zeit.

Die Schwarzkunst

sucht durch Schatten und Licht die Wirkungen eines Gemähldes zu erreichen, was ihr oft auf ausgezeichnete und anmuthige Weise gelingt.

Dieſes geſchieht entweder durch den Kupfer- und Stahlſtich, indem man durch Striche und Punkte, oder auf andere Weiſe die Formen, Lichter, und Schatten eines Gegenſtandes auf einer Fläche in Kupfer oder Stahl abbildet, oder in Holz ſchneidet, oder auch eine Zeichnung auf Stein entwirft. Bei dieſen drei Arten iſt der Zweck der Darſtellung, ſie vermittelſt des Druckes zu vervielfältigen. In allen dieſen hat München ausgezeichnete Künſtler: Amsler, Merz, und Thäter als Kupferſtecher; Hohe und Kohler, Strirner und Piloty mit Anderen als Steinzeichner, und Braun und Neuer als Holzſchneider. Zu den ſchönſten Kupferſtichen Amslers gehören: die h. Familie nach Raphael, und der Alexanders-Zug nach Thorwaldſen. Merz gibt das berühmte jüngſte Gericht von Cornelius im kräftigen Stich; Thäter gab die Hunnenſchlacht nach Kaulbach, und iſt jetzt mit dem Stich eines ſchönen Blattes nach Carſten beſchäftigt. Die lithographiſche Anſtalt von Hohe, welche ſich zur vorzüglichſten Aufgabe geſetzt hat, die Meiſterwerke der Münchner Mahler in treuen Steinzeichnungen wiederzugeben und ſo den Charakter der neuen Schöpfungen allgemein bekannt zu machen, iſt mit Recht im In- und Auslande berühmt; ähnlichen Zweck verfolgt Kohler. Hanfſtängl, der nun in Dresden die ausgezeichnetſten Bilder jener Gallerie in Steinzeichnungen wiedergibt, in welchen, ſo viel es dieſer Kunſt nur möglich iſt, Kraft und Zartheit je nach dem kräftigen oder milden Charakter des Bildes ausgedrückt erſcheinen, hat ſich in München, wo die Lithographie durch Senefelder erfunden worden, gebildet und heimiſch angeſiedelt. Die trefflichen Nachbildungen der königlichen und Leuchtenberg'ſchen Galleriegemählde durch Strirner und Piloty ſind, wie allgemein verbreitet, ſo auch allgemein geſchätzt.

Die Glasmahlerei,

welche eine geraume Zeit hindurch ganz verloren ſchien, indem die Wenigen, welche ſich in und außer Deutſchland noch mit dieſer Kunſt beſchäftigten, die Stärke, Harmonie, und Pracht der Mahlereien des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit ſie am ſchönſten blühte, nicht mehr zu erreichen verſtanden, wurde nicht nur in München wieder erfunden, ſondern bereits auf eine ſolche Stufe der Entwicklung gefördert, welche die Alten nicht kannten. Veranlaſſung dazu gab der König Ludwig, da er einen Theil der ſchadhaften Fenſter im Regensburger Dome mit neuen Glasgemählden wollte ſchmücken laſſen. Die Mittel, welche er gewährte, um dieſe altdeutſche Kunſt wieder zu erwecken, waren großartig, und der Erfolg krönte ſein Vertrauen. Die Verſuche ge-

schahen in der königlichen Porzellanmanufaktur zu München, und Frank von Nürnberg, der die Kunst der Glasmahlerei aus besonderer Neigung, ohne Unterstützung, und deßwegen ohne bedeutenden Fortschritt, getrieben hatte, wurde als Glasmahler gerufen, um mit seinen noch bewahrten Grundkenntnissen der Anstalt, welche, anfangs unter der Oberaufsicht Gärtner's, seit dem Jahre 1828 unter Heinrich Heß steht, zur Basis zu dienen. Alsobald wendeten sich Andere derselben Kunst zu, und die Fenster, welche für den Regensburger Dom nach und nach entstanden, lassen deutlich die überaus großen Fortschritte erkennen, welche im steigenden Verhältnisse gemacht wurden. Da die anfänglichen Kenntnisse bei weitem nicht ausreichten, die Sättigung, Kraft, und Pracht der mittelalterigen Glasgemählde zu erreichen, vielmehr die ersten Versuche auch in München völlig durchscheinend waren; so fand jeder von den Künstlern, die bei der Anstalt beschäftigt waren, ein schönes Feld zu neuen Versuchen und Entdeckungen offen, die jeder auf seine Weise benutzte. Vor Allen zeichnete sich aus der jetzige Inspektor der königlichen Glasmahlereien, Max Ainmüller, auch als tüchtiger Architekturmahler bekannt, der die Haupthindernisse, welche die neue Kunst zu bekämpfen hatte, glücklich besiegte; besonders thätig unterstützten ihn bei der Ausführung die Künstler Wehrsdorffer, Hämmerl, und Kirchmair, und so gelang es, die großen Glasgemählde für die Marienkirche in der Vorstadt Au im einfachen alten Style nicht nur zu vollenden, sondern in solcher Weise auszuführen, daß sie Alles übertreffen, was man in dieser Art an Pracht und Harmonie der Farbentöne bisher gesehen hat. Dieselben sind aus einzelnen größeren und kleineren Gläsern zusammengesetzt und mit Fensterblei verbunden, aber so kunstreich, daß sie nie eine Fleischform durchschneiden, und stets einen natürlichen Schatten bilden. Diese Bleiverbindung ist bei so großen Fenstern der Haltbarkeit wegen nöthig, und um die Fenster an die Eisengitter befestigen zu können. Einzelne Theile der Gemählde, namentlich die Köpfe und landschaftlichen Gründe, sind mit einer Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farbentöne ausgeführt, wie man sie bei den besten älteren Glasgemählden nicht findet.

Mit dieser Art der Glasmahlerei wurde auch eine früher übliche wieder aufgenommen und ungemein gefördert, oder vielmehr ganz verändert: die Art, ganze Figuren auf einer einzigen Tafel darzustellen. Veranlassung dazu gaben Melchior Boisserée und Bertram, und man machte in der königlichen Porzellanmanufaktur zu München den Versuch, den h. Christoph von Hemling und den h. Lukas von van Eyck auf ein Glas überzutragen, was durch Ainmüller und Wehrsdorffer geschah.

Beide Bilder gelangen wider alles Erwarten vollkommen, nicht nur in Hinsicht der Farbenpracht und Harmonie, sondern sie entwickelten auch, gleich miniaturartigen Kopien, die ganze Mannigfaltigkeit der Töne, die sich in den Originalen finden, überdies mit einer Wirkung, welche diese selbst nicht in so hohem Grade erreichen können. Die fortgesetzten Bemühungen Boisserée's brachten, nachdem er die Künstler Börtel und Scherer gewonnen hatte, fast das Unglaubliche zu Stande. Sonnenlicht, Luft und Wasser, glänzende Stoffe, Perlen und Edelsteine, werden auf das Brillanteste nachgebildet, und es erscheint hier das Bild, ohne Rücksicht auf architektonische Umgebung, welche bei jenen großen Fenstergemählden nothwendig wirken muß, als ein wahres für sich bestehendes Kunstwerk. Den Fernen, welche die Anschauung eines solchen Bildes nicht selbst genießen können, läßt sich dasselbe wohl nicht anders, als auf diese Weise deutlich machen: Jeder hat gewiß schon beobachtet, wie die Finger, besonders die eines Kindes, gegen das Licht gehalten, wie durchsichtig, lichtum- und durchflossen erscheinen; Jeder hat beobachtet, wie ein hochrother oder blauer Zeug, gegen die Sonne frei gehalten, vom Lichte durchdrungen, und in Licht getaucht erscheint. Dieses zeigt sich nun vollkommen in einem solchen Glasgemählde, das lichtdurchdrungen eine himmlische, ätherische Gestalt statt einer irdischen zeigt, und bei dem Anblick eines solchen Bildes kann man verstehen, wie die Alten dichteten, ihre Götter hätten kein Blut, sondern es durchströme ein eigener Lebenssaft ihre Adern. Man denke sich das Bild eines Meisters mit Oel auf eine dunkle Fläche, Holz, Kupfer, oder grundirte Leinwand gemalt, so daß die darauf fallenden Lichtstrahlen das Bild beleuchten, und dann denke man sich dasselbe Bild ohne die dunkle Grundfläche plötzlich frei in die Luft gegen die Sonne hingestellt: welch einen Anblick müßte es gewähren! Und diesen Anblick gewährt wirklich das Glasgemählde, wie diese Kunst jetzt in vollendeter Meisterschaft von den bei Boisserée und in der k. Porzellanmanufaktur beschäftigten Künstlern geübt wird.

Die Bildhauerkunst.

welche seit dem Mittelalter beinahe in ganz Deutschland, namentlich in Bayern, schlummerte, wurde, gleich den beiden andern bildenden Künsten, zumeist durch die Pflege des Königs Ludwig wieder geweckt, und entfaltet jetzt in seinem Auftrage eine Fülle schöner Schöpfungen, vorzüglich durch Ludwig Schwanthaler, gewissermaßen den Repräsentanten der Plastik in Bayern, dessen Leistungen innerhalb weniger Jahre wirklich bewunderungswürdig sind, und sich nur durch seine viel-

seitige Bildung und unermüdete, rastlos schaffende Thätigkeit, und durch die unendliche Fülle seines Geistes erklären lassen, aus dem eine Gestalt nach der andern lebendig, als herrliche Kunstblüte und Frucht hervorbricht. Diese vielseitige Bildung erlangte er zuerst auf den gelehrten Schulen und durch eigenes Studium; seine Künstlermeisterschaft errang er durch unermüdetes Ueben und Bilden, durch den Umgang und die Schule der großen Meister in Italien, wo die plastischen Kunstwerke der Griechen, jene Göttergestalten voll ewiger Jugend, Würde, und Hoheit, auch seine Seele mächtig ergriffen, und seine Phantasie mit den schönsten Gestalten entzündeten. Aber er blieb ein Deutscher, und die ersten Eindrücke seiner Jugend, der Anblick der frommen und naiven Gebilde des Mittelalters, die in der deutschen Heimat besonders aus den Tempelhallen sprechen, konnten durch den Anblick der schönen Idealgestalten der Antike nicht verwischt werden, und so bewahrte und übt er mit Meisterschaft eine ungemeine Vielseitigkeit in der Bildhauerei, daß er mit gleicher Lebendigkeit und Innigkeit jetzt im Gebiete der Antike, jetzt im Reiche der Romantik sich ergeht. So begreift man, wie die ungeheure Zahl seiner Schöpfungen, jede in ihrer eigenthümlichen Gestalt eine ganze und vollendete, entsteht. Er zeigt sich wahrhaft unerschöpflich in der Mannigfaltigkeit und Wahrheit seiner Werke. Dazu kommt, daß er blos seiner Kunst lebt, und in seiner Werkstätte, als seinem wahren Museum, sein Leben hinbringt. An der königlichen Akademie besorgt er als Professor den Unterricht in der Bildhauerkunst. Bekannt sind seine schönen Reliefe in Gyps für die Glyptothek aus der Antike, und jene aus der christlichen Legende für die Brüder Boisserée; bekannt die große Anzahl mythologischer Figuren und Gruppen in Hochrelief für die Reitbahn des Fürsten von Thurn- und-Taxis in Regensburg. Aber die meisten und schönsten Werke vollendete er im Auftrage des Königs für den Königs- und Festsaalbau, in welchem er, ohne die Entwürfe für die enkaustischen Mahlereien zu nennen, die schöne Mythe der Aphrodite im Hochrelief ausführte, und dabei Gelegenheit nahm, die lieblichsten Szenen der erwachenden, seligen und beseligenden, so wie der unglücklichen Liebe zu schildern. Einfach, großartig, und lieblich sind die Reliefe aus Pindar's Gesängen in Gyps auf Goldgrund im Thronsaale des Königs. Ein langer Fries im Pallaste des Herzogs Maximilian schildert die Mythe des Bacchus, den Triumphzug, die Freuden und Feste des weinspendenden Gottes, sinnig durchdacht, verständlich und trefflich ausgeführt. Außer mehreren Reliefen, welche als Grabmäler in Kirchen aufgestellt sind, verdienen besonders hervorgehoben zu werden zwei von kararischem Marmor in Medaillonform, von welchen das eine den Bellerophon darstellt, wie er

mit Hilfe der Athene den Pegasus bändigt, das andere aber den Kampf des Theseus gegen die Amazonenkönigin Hippolytha. Für die Ludwigskirche arbeitete er sieben kolossale Statuen, Christus mit den vier Evangelisten und den Aposteln Peter und Paul; für die Zinnen des Festsaalbaues acht allegorische Figuren, die acht Kreise Bayerns darstellend; für die Pinakothek die schönen Modelle zu den Standbildern der berühmtesten Mahler, welche in lebendiger Individualität aufgefaßt sind; in derselben charakteristischen Weise sind es die vierzehn Modelle zu den Statuen der berühmtesten Wittelsbacher, die unter seiner Leitung in beinahe kolossaler Größe in Gyps ausgeführt werden, wonach sie in Erz gegossen und vergoldet in den Thronsaal zu stehen kommen. Als sein bedeutendstes Werk und eine der schönsten monumentalen Aufgaben, welche die Plastik in der neueren Zeit ausführt, gelten zwei der vier Giebelgruppen, welche von dem Könige für die Glyptothek, das Gebäude für Kunstausstellungen, und die Walhalla bei Regensburg bestimmt wurden, von welchen Schwanthaler die Gruppe von eilf Statuen für das Giebelfeld des Gebäudes für Kunstausstellung entworfen hat und unter seiner Leitung ausführen läßt: in der Mitte der Gruppe sitzt die Bavaria auf ihrem von Löwen bewachten Throne, Kränze in ihren Händen haltend, um sie den Künstlern zu spenden, welche von rechts und links ihre Arbeiten herbeibringen. — Der nördliche Giebel für die Walhalla, eine der schönsten Erfindungen Schwanthalers, stellt die Hermannsschlacht gegen die Römer dar, und es versinnlichen die fünfzehn Statuen, aus welchen die Gruppe besteht, in klarer und deutlicher Allegorie den ganzen welthistorischen Kampf mit seinen verschiedenen Elementen. In der Mitte steht Hermann, in übermenschlicher Größe, als Heros, den linken Fuß auf Adler, Beile, und Manipeln, die römischen Heereszeichen, stützend; Blick und Haltung des Helden aber ist links gegen den Feind gerichtet. Zu seiner Rechten sind die Elemente des deutschen Lebens versinnlicht: Helden, ein Barde, eine Seherin, ein im Kampfe gefallener Greis, dessen Helm von einer weiblichen Gestalt bekränzt wird; linkshin zeigt sich das heimathlose Soldatenleben der römischen Legionen: voran, dem Hermann zunächst, Leichtbewaffnete, den Varus zu schützen, der sich aber schon das Schwert in die Brust stößt, darauf Andere, ein Legionist, der seinen Adler in den Sumpf zu verbergen bemüht ist, ein im Sumpfe versinkender Römer u. s. w. Die ganze Gruppe wird, über lebensgroß, in weißem Tyroler Marmor ausgeführt, nach allen Seiten ausgearbeitet, als wären sie von allen Seiten in der Nähe zugänglich. — Zu den neuesten Werken des Künstlers gehört ein großer Fries, Szenen aus den Kreuzzügen in

Hochrelief darstellend, für den k. Festsaalbau in München; mehrere schön in Sandstein gearbeitete Statuen nach Wiesbaden, und eine über fünfzig Fuß hohe Bavaria, welche, von Bronce gegossen, auf der Sendlinger Anhöhe bei München aufgestellt wird.

Weniger in Gruppen, als in einzelnen Statuen, führte Konrad Eberhard mehrere treffliche Werke aus, unter welchen eine Muse mit dem Amor von kararischem Marmor in der Glyptothek, und ein Faun mit dem jungen Bacchus und Amor, Leda mit dem Schwan, Endymion und Diana, von Amor geführt, im Kabinettsgarten zu Nymphenburg aufgestellt sind. Im Auftrage des Königs verfertigte er mehrere Büsten für die Walhalla, und die Denkmale für die Bischöffe Sailer und Wittmann in den Dom zu Regensburg. Von ihm ist auch das schöne Denkmal von kararischem Marmor für die k. Prinzessin Karoline in der Theatinerkirche zu München. Außerdem fertigte er mehrere Büsten und Reliefe.

Leeb arbeitet theils nach eigenen Entwürfen und Modellen Reliefe, Statuen, und Büsten, theils nach den Modellen Schwanthalers mehrere Künstlerstatuen. Unter den ersteren nenne ich hier blos die Statue des Perikles für eine Nische der Glyptothek, seinen Amor, der einen Bogen schärft, und Venus mit einem Neste lieblicher Amoretten, die eben flügge werden, in kararischem Marmor, und seine kolossale, in Gyps ausgeführte Gruppe eines Sohnes der Niobe, der, auf schäumendem Rosse dahinsprengend, den Todespfeil von sich mit emporgehobener Hand abwehren will. Die Modelle zu öffentlichen Brunnen erhielten gebührende Anerkennung, und verdienten in Marmor als schöne Denkmale in großen Städten ausgeführt zu werden; auf dem Brunnen „Hippokrene" ist zu oberst auf einem Felsen Bellerophon mit dem Pegasus, dessen Hufschlag die Quelle erzeugt; den Felsen umfaßt ein rundes Wasserkastell von zwölf Bogen, aus welchen das von oben herabströmende Quellwasser über sechs Stufen sich in das unterste Wasserbecken ergießt; um die Stufen sitzen auf vier Sockeln vier Minnesänger u. s. w.

Mayer, bekannt durch seine wohlüberdachten und schön ausgeführten Ergänzungen der beschädigten Antiken in der Glyptothek, ein tüchtiger Schüler Thorwaldsen's, für den er Mehreres in Marmor arbeitete, leitet den Unterricht der Schüler für Bildhauerkunst an der polytechnischen Schule, und ist in vielfacher Beziehung als Künstler thätig. Für die Walhalla führte er mehrere Büsten und vier Kandelaber mit kleinen Reliefen in kararischem Marmor, höchst gelungene Werke, aus; mehrere Reliefe für die Pinakothek, so wie viele Köpfe berühmter Mahler in Stukko; mehrere Statuen für das Giebelfeld der Glyptothek, und Bü-

sten berühmter Männer, unter welchen Thorwaldsen und der Fürst von Oettingen-Wallerstein. Auch schmückte er den Pallast des Herzogs Max mit sechzehn Figuren, etwas unter Lebensgröße: den Musen, Apollo, Mnemosyne, Diana, und den Horen, und sieben Medaillons mit bacchischen Genien. Von seiner Erfindung sind die sitzenden Statuen des Homer und Thukydides, welche auf die Einfassung der Eingangsstiege zur Bibliothek zu stehen kommen; die beiden andern Kolossalstatuen, Aristoteles und Hippokrates, sind von Sanquinetti entworfen und ausgeführt, der auch die Medaillons modellirt, welche die Bildnisse ausgezeichneter Gelehrter darstellen, und die Fenster des neuen Universitätsgebäudes schmücken.

Schöpf, der erst seit Kurzem aus Rom zurückgekehrt ist, zeigte sich als trefflichen Künstler durch die Werke, welche er zur letzten Kunstausstellung brachte: eine schön gearbeitete Büste für die Walhalla; das Modell: Oedipus, eine lebensgroße, charakteristisch aufgefaßte Figur, wie er in nachdenkender Stellung das Räthsel der auf einem Fels neben ihm sitzenden Sphinx zu lösen bemüht ist; eine Venus, die sich in einem Spiegel besieht, und ein außerordentlich anmuthig gearbeitetes Relief: Sappho, mit der Leier, liebkost den Amor.

Lossow ist zwar größtentheils mit der Ausführung der Entwürfe Schwanthalers in dessen Atelier beschäftigt, zeigte sich aber außerdem als selbstschöpferischen Künstler durch manche wohlgelungene Figur und Büste, unter welchen vor allen die Statue einer Madonna gefiel, die als wahre liebende Mutter aufgefaßt, und höchst zart ausgeführt ist, mit dem Kinde auf dem rechten Arm, das sich liebend an sie schmiegt, und ihr an's Kinn faßt, indem die linke Hand, herüberlangend, den rechten Arm leicht unterstützt; in Wellenlocken fällt das Haar über die Schultern auf den Rücken herab; das Haupt neigt sich, mit dem Antlitz voll Liebe und Anmuth, dem himmlischen Kinde zu.

Die Kunst der Erzgießerei,

welche zur Bildhauerkunst in freundlichem Verhältnisse, wie eine Tochter zur Mutter, steht, ist vielleicht die jüngste der jetzt in München blühenden Künste, und wird in vollendeter Meisterschaft geübt von Stiglmaier, so daß die k. Erzgießerei als wahre Musteranstalt, und einzig in ganz Deutschland dasteht. Schon unter dem Könige Maximilian erhielt derselbe, damals noch Münzgraveur, und durch mehrere schön ausgeführte Medaillen bekannt, den Auftrag, nach Italien zu reisen, und auf die Kunstgießereien besonders zu achten. Nach dem Regierungs-

antritte des Königs Ludwig wurde dann die Anstalt für Kunstmetallgießerei angeordnet, Stiglmaier zum Vorstande derselben ernannt, und seitdem gingen aus ihr die großen und herrlichen Erzdenkmale hervor, welche München und andere Orte zieren. Der erste Guß war jener der großen Konstitutions-Denksäule nach Gaibach für den Grafen von Schönborn am 12. Oktober 1826; darauf folgte der Guß des Denkmales für den König Maximilian Joseph nach Kreuth, welches der Künstler nach eigenem Modelle ausführte, und des großen Obeliskes für München, bei welchem Gusse ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden waren, und endlich glücklich überwunden wurden, wodurch der Weg zum ferneren Gusse größerer Denkmale gebahnt ward. Nach einigen kleineren Sachen, unter welchen das Grabmal der Karoline von Mannlich, nach Stiglmaiers Entwurfe, besondere Erwähnung verdient, gingen aus der Anstalt hervor: das Denkmal für den König Max Joseph, welches dem Verstorbenen die Stadt München setzte, nach dem Modelle von Rauch in Berlin; die Statue Schillers nach Thorwaldsen für Stuttgart; die Statue Maximilians I., des ersten Kurfürsten von Bayern, zu Pferde, nach demselben Meister; endlich die Reihe berühmter Wittelsbacher nach Schwanthalers Modellen, welche außerordentlich kunstreich in mehreren Theilen gegossen, vergoldet, und zusammengefügt sind, und im Thronsaale des neuen Festsaalbaues aufgestellt werden. — Die mit der Plastik verwandte

Stempelschneidekunst,

in welcher die Alten sich so sehr auszeichneten, war in Deutschland wenig gekannt und gepflegt, welches darin lange Zeit hinter den Franzosen und Engländern zurückblieb. Auch sie erfreut sich jetzt der königlichen Pflege, und wird von einem trefflichen Künstler, Voigt, geübt, der sich durch Anschauung und Studium der alten Meisterwerke in Rom bildete, und den der König von dort für seinen Dienst nach München gewann. Von der kräftigen und zierlichen Weise, mit welcher er die Bildnisse, allegorischen Darstellungen, und sonstigen Embleme für Münzen und ähnliche Werke behandelt, zeugen die vielen und schönen Denkmünzen, welche er zur Verherrlichung wichtiger Ereignisse oder Anordnungen unter der Regierung des Königs Ludwig verfertigte, und die allgemein bekannt sind. Von ausgezeichneter Reinheit und Schönheit ist die Denkmünze auf Thorwaldsen, welche auf der einen Seite dessen Bildniß, auf der andern eine Muse mit Amor nach des berühmten Dänen herrlicher Statue zeigt. Die Köpfe und Figuren Voigts treten ganz plastisch hervor, und sind mit außerordentlicher Wahrheit und Kraft ausgeführt.

Schluß.

Diese wenigen, durch den bestimmten Raum bedingten, Züge und Umrisse mögen hinreichen, — nicht das lebendige Schaffen und Bilden der Künstler Münchens in allen seinen Aeußerungen zu schildern, sondern vielmehr die Lust der Fremden zu wecken, dieses Leben selbst zu schauen, und in den stillen Museen und Kunstwerkstätten dem Schaffen des Genius zu lauschen, der, unberührt von dem Fanatismus und der Heuchelei der Zeit, seine Gebilde zur Freude der wahren Kunstfreunde, und der Nachwelt zum schönen Denkmale hinstellt, daß er mitten unter gemeinem Treiben seine schönsten Blüten erschlossen habe.

Friedrich Ludwig Bührlen.

Wandertage im Schwarzwald.

Von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Der Schwarzwald-Touren zehn hab' ich gemacht; —
Noch ragt manch hoher Kulm in's helle Blau,
Den ich von fern erschaut, doch nicht erklommen;
Noch grünet manches Thal, mir unbekannt;
Noch winken manches Dorfes Sonntagsfreuden. —
Des hehren Feldbergs Gipfel, weithinschauend,
Ihm bleib' ich Schuldner, bis der günst'ge Tag
Auch seine Zinne mich erstreben läßt.
Jedwede Kunde will naturgemäß,
Quillt sie aus regem Antheil, sich ergänzen;
Der Anfang strebt durch's Mittel hin zum Schluß. —
Ein handsam Reisebüchlein stammt daher,
Geleiter durch's Gebirge auf und ab,
Gemählde der Natur, der Menschensitte.
Das Wahre, klar gegeben, kommt erwünscht,
Entbehrt es auch des Farbenschmucks der Kunst,
Der dichtenden, die eig'ne Welten schafft.
Natur, sie ist ja, klein und groß, des Herrn,
Ein Wunder, offenbar, und doch geheim,
Anziehend im Getheil, auf jedem Schritt,
Ein kolossales Buch dem ernsten Forscher,
Der, auf den tiefern Sinn das Auge schärfend,
Im Einzelnen das Ganze ahnend liest. —

Ein guter Rath für Wand'rer bleibt wohl ſtets:
„Luſtwandelnd blick' um Dich mit Reiſeſinn,
Und reiſend ſey Dir jeder Weg ein Ziel,
Als gingeſt ſinnend Du bequem ſpazieren.“ —
So hielt ich's ſtets, wenn ich mich recht verſtand;
Und wohl berieth mich dieſer kurze Spruch. —
Wie iſt in tiefſter Seele mir verhaßt,
Wenn ungeduldig-läßige Gefährten
Der Straßen Länge keuchend malediei'n,
Jedweden Kommenden anſchreiend: „Freund, wie weit
Zum nächſten Dorfe noch? zur nächſten Stadt?“
Die, Morgens ſchon auf's Nachtquartier bedacht,
Den kleinſten Rank abſchneiden, weil die Sehne
Ja nach Euklides kürzer, als der Bogen; —
Als wäre jeder Schritt ein Ausgabspoſten,
Ein Kraftvergeuden jeder Seitenweg,
Und ſpärlich Maß geböte die Vernunft! —
Die, bald geſättigt, was vom Wege liegt,
Und wär's auch nur zehn Schritte, faul verſchmäh'n,
Und ſo am Schönſten kalt vorüberwandeln,
Indeſſen ſie zu Haus zerſtreuungsſüchtig
Oft ſtundenweit in Hitze, Staub, und Sturm
Wallfahrtend mit dem Zug neugier'gen Volks,
Als ging's zum Niagara, Chimboraſſo,
Um einen Quark auf's Höchſte ſich bemüh'n. —

Wie Vieles öffnet erſt den tiefen Schoos
Urkräft'gen Weſens, wenn man ganz ihm naht?
Es will gefühlt, betaſtet ſeyn, umarmt;
Beim letzten Schritte rührt es uns das Herz,
Und läßt in uns auch ſeine Pulſe ſchlagen,
Derweil auf ferner Ruhebank der Ande
Beſpöttelt uns Natur-Enthuſiaſten.

„So reiſet heim! nicht-reiſend Reiſende!
Ihr ſchritteſparend Rank-abſchneidende!
Ihr aus dem Weg dem Wege Gehende!
Ihr heimathſüchtig Heimwehkränkelnde!
Ihr umweg-reiſend Umwegſcheuende! —
Leſ't doch im Reiſerepertorium,
Und ſchaukelt wohlig euch im Ofenſtuhl
Auf Fitt'gen der Imagination!
Ihr ſparet Kraft, und Schweiß, und Zeit, und Geld!
So haust ein weiſer Mann mit ſeinem Gold,
Belächelt zählend es, und ſchließt es ein.“

Schweig, Unmuth über läſtige Genoſſen! —
Ihr, freundliche Gefährten, Sinnige!
Laßt pilgernd uns, Natur und Menſchen hold,
Auf jedem Schritt ein Schauenswerthes finden;
Weil Aeußeres den Blick in's Inn're zieht,
Weil Nah' und Fernes ſtehen in Bezug,
Weil jede Straße läuft an's End' der Welt,
Weil Alles ruht auf tiefem Lebensgrund.
An ſeinen Mutterfelſen mahnt der Kieſel,
Der Hügel Schwellung an den Zug der Höh'n,
Verzweigung jenes Alpen-Urgebirgs. —
So ſtammen Ernſt und Scherz, Verſtand und Witz,
So Mundart, Sitte, Haus- und Feldwirthſchaft
Von langer Zeit Gewöhnung, Urgebrauch;
So löst ſich uns Natur in viel Naturen,
Und forſchend finden wir Begriff und Art,
Worein das Einzelne ſich bündig ſtellt.
Drum ſagt' ich: „Jeder Weg ſey uns ein Ziel!"
Weil ſtets die Schöpfung ganz und einzig iſt.

So drängt des Meiſters Geiſt ſich in die Zeile,
Und ſpricht aus jeder Gliederung zu uns.
So tönt er uns aus jedem Notentakt,
So leuchtet er aus jedem Pinſelſtrich.
Die Kraft, die durch des Künſtlers Weſen zieht,
Sie wirkt im kleinſten Zuge ſeiner Hand.
Wie er das Daſeyn wiegt in tiefer Bruſt,
So ſtempelt er den kleinſten Kunſtmoment.
Im Erdenlaufe mögs ſo der Tag,
Die Stunde ſeyn ein engbegränztes Leben;
Und daß dem Sterblichen ein ſanfter Spruch
Einſt werden mög' aus Todtenrichters Mund,
Sey jeder Augenblick wohl angewandt.

Erſter Tag.

Die ſchönen Tage um Herbſtesanfang waren ſehr lockend. Wer, wie wir, einen kleinen Reiſeplan im Kopfe trug, der mußte, wie die Schwalben, die dem Himmel nicht recht trauten, unruhig werden, und je eher je lieber, ehe die Jahrszeit ihr Rauhes herauskehrte, ſeinen Zug antreten.

Sonntag den 24. September, mit Tagesgrauen, wanderten wir wohlgemuth durch die ſtillen Straßen. Im nächſten Dorfe rollte das Gefährt des freundlichen Nachbars hinter uns her, und nahm die beiden Fußwanderer auf. Es war ein ſchön umwölkter, etwas kalter Morgen. Das Geſpräch drehte ſich um frühere Reiſen. Der wohlredende Nachbar, ein bedeutender Geſchäftsmann, hatte ſchon große Touren gemacht.

Ueber die Schweiz konnte ich mitreden; ich hatte die Gebirge viermal, und in immer weitergezogenen Touren durchwandert. Bei England aber — er war zehnmal in London geweſen — hatte ich das Zuhören. Die Dampfſchifffahrt, die Eiſenbahnen führten eine eigene Erwägung herbei. Auf den letztern wäre eine Strecke, zu der wir eine Woche pilgernd verwenden wollten, recht bequem in einem einzigen Tage zurückzulegen. Wir ſagten uns aber zur Beruhigung und Rechtfertigung unſeres Fußwanderns, daß jeder Eindruck, wie ein vibrirender Klang, ſeine angemeſſene Zeit verlange, daß jedes Schöne erſtrebt, erworben werden müſſe, und daß, trotz allen Bequemlichkeiten des Fahrens, doch nur der Fußgänger am beſten ſehe.

Durch den langen, morgenfeuchten Wald fuhren wir ſchnell; eine heitere Ausſicht flog vorüber. Im Städtchen Böblingen kamen wir Leichtgekleidete faſt ſchnatternd an. Der Handels- und Fabrikherr hatte ein kleines Geſchäft abzuthun. Wir gönnten dem aufragenden Schloß und dem See dahinter nur eine flüchtige Schau, und liefen dann, wie geſagt, auf der Straße voraus und uns warm. Des Nachbars Chaiſe holte uns nicht mehr ein. Vor Aidlingen kamen wir an die Würm. Im Dorfe läutete es zur Kirche; — nachdem wir uns erquickt, gingen wir auch dahin. Eine ſonore Predigerſtimme tönte uns entgegen; er ſprach über die „Liebe", nach Matth. 22., viel Eindringliches. — Gottes Wort ſoll der Pilger nie aus dem Wege gehen; das Menſchliche, das Religiöſe iſt der würdigſte Gegenſatz der Natureindrücke, deren er ohne ſolche heilſame Ablöſung leicht überſatt wird.

Der fünfzehnjährige Gefährte war nicht ohne Vergleichungsgabe; er hatte einen der trefflichſten Prediger oft gehört. Man konnte alſo mit ihm ſchon davon reden, wie ein Geiſtlicher, der ſeinen Vortheil verſteht, ſeinen andächtigen Zuhörern, vorweg ſolchen, die ruhig und horchend auf den Bänken ſitzen, und, an Thätigkeit im Freien gewöhnt, von einer monotonen Rede leicht in den Schlaf gewiegt werden, wo möglich ein ſinnliches oder geiſtiges Bild geben wird. Ein allgemeines Herumreden, eine Reihe von Sprüchen ergreift ſie nicht. Die Predigt muß ein kunſtgerechter, jedoch einfacher Aufbau ſeyn, der vor ihrem

innern Auge sich schaubar erhebt; ja, der Redner muß sie gleich anfangs so anfassen, daß sie merken, wie auch sie an dem Baue mitzuarbeiten haben. —

Warum sind gute Prediger so selten? Wohl darum, weil die wenigsten Geistlichen Viel erlebt, die äußere und innere Welt stark in sich bewegt haben, um das Dogma mit den Anliegen des Gemüths vermitteln zu können. Wenigen gelingt es, im Moment die Schule zu vergessen, des unendlich Mannigfaltigen eines traditionellen Wissens sich zu entäußern, und auf der höhern Stufe der Redekunst so der Gegenwart zu genügen, so den Augenblick zu ergreifen, so frisch, natürlich, und schlagend zu sprechen, wie es ihnen als Menschen im fortrückenden Leben ungesucht gelingt. Die kunst- und salbungsvolle Rede soll als ein augenblicklich freier Erguß erscheinen. Das erfordert ein kräftiges Lebensgefühl. Muß doch auch der Denker, der Dichter, um nur Einen Gedanken treffend und klar auszusprechen, um das kleinste gemüthvolle Gedicht zu schaffen, schon den ganzen Kreis des Lebens und der Bildung durchlaufen, und, über alle falschen Tendenzen, alle hergebrachte, abgenützte Formeln erhoben, die höhere Freiung errungen haben.

Bald gelangten wir zu dem hochgelegenen Dorfe Deckenpfronn, von wo aus wir den langen Zug der schwäbischen Alp gegen Süden sahen.

Die Wasser des Thälchens von Gültlingen, wohin wir absteigend kamen, laufen in die Nagold. Die Wiesenwässerung macht hier den Rasenteppich augentröstlich sattgrün. Vom Waldsaum bis in die Tiefe sind die Gräben parallel weithinlaufend gezogen, und theilen die Wiesen in sanftgewölbte Terrassen. Der Grund verengte sich; er ward mahlerischer, und erinnerte an freundliche, niederländische Bilder, namentlich um eine von Bäumen und Gesträuch umgebene Mühle.

Das Gestein beschäftigte uns fortwährend. Die Höhen um Stuttgart bestehen aus Liaskalk, mit unzähligen, wie eingekneteten Muscheln, der auf Keuper-Sandstein aufliegt. Herwärts zeigten die Straßenhaufen Alpenkalk, und der Gymnasist spannte nun auf den bunten Sandstein des Schwarzwaldes, der sich auch unter dem Dorfe Gültlingen anstehend zeigte.

Der Austritt in's Thal bei einer Papiermühle ist überraschend. Es ist eng; die jähen Höhen sind mit dunkelm Tannenwald bedeckt. Die Nagold fließt bald rasch, bald sanft, je nachdem sie seicht oder tief ist. Links an der Straße ragen ungemeine Massen des röthlichen Sandsteins hervor.

Wir dachten halboffiziell an eine Ausbeute für den Unterbau und

die Stufen zum „Schillers-Denkmal". Das hiesige Gestein enthielt aber in seinem Gemenge zu große Kiesel, und erschien nach deren Auswitterung löchericht. Die Fachmänner hatten übrigens schon eine vorläufige Wahl getroffen, und — nun steht ja das Denkmal bereits in seiner plastischen Herrlichkeit da.

Das Städtchen ist über eine in's Nagoldthal hereingestreckte Bergzunge mahlerisch ausgebreitet. Wir erfrischten uns unten in einem Gasthause, und zwar, was Reisende nicht thun sollten, neben Speisen mit neuem Bier. Die Kirche brachte uns nichts architektonisch Merkwürdiges, dem Bergstädtchen aber einen jungen Christen. Wir wünschten dem Täufling ein frohes Leben, ein Gut, das Wenigen nachhaltig zu Theil wird. Doch will kein Sterblicher sterben, sey es aus Gewohnheit des oft ärmlichen Daseyns, oder weil er hofft, die rechten Lebensfreuden werden erst noch kommen.

Oben im Städtchen auf einer Art Brücke schauten wir thalaufwärts auf das ehemalige Kloster Reuthin über eine schroffe Sandsteinwand, thaladwärts aber über Giebeldächer hinweg auf das Waldthal hinab. Das Städtchen ist ziemlich häßlich, was aber in pittoresker Hinsicht eher eine Tugend als ein Fehler ist, wie Kunstfreunde, Schätzer von gemahlten alten Hütten und Weibern, gerne zugeben werden.

Auf der Höhe über dem Städtchen hatten wir die Hochebene des Schwarzwaldes erreicht. Die Nachwirkung des neuen Bieres und das Herrücken einer dunkeln Wolkenwand von Osten machten uns ein wenig trostlos. So schritten wir gegen die melancholische Waldregion vor. Um Wenden wollte uns ein freundlicher Grund aufheitern. Im Dorfe Warth ließen wir uns Chokolade bereiten; ich suchte im Rauch der Zigarre heimische Gefühle. Es begann aber zu regnen. Wie unmotivirt trat dieser Uebelstand bei dem sonst himmelreinigenden Ostwind ein! — Es regnete stärker. Hier in einer Dorfschenke bleiben wollten wir nicht. Ein Vorwärtsstrebender ist zu keiner Theilnahme an engen bäuerlichen Verhältnissen, zu keiner Selbstbeschäftigung, ja nicht einmal zu einem vernünftigen Gedanken aufgelegt. Unter dem schützenden Schirme wandelten wir durch Wald nach Berneck. Das Städtchen mit seinem hohen Mantel, einer wunderlichen, alten, breiten Befestigung mit Thürmchen, liegt auch, wie Wildberg, auf einer Bergzunge, die sich zwischen zwei Thälchen hinabsenkt. Es war Nacht, als wir, den Waldberg umwandelnd, im Städtchen Altensteig ankamen, und eine frühere Bekanntschaft im Gasthof zur Traube geltend machten.

Zweiter Tag.

Der 25. September setzte den Regen fort. Wir dachten an Heimkehr, mißgestimmt durch eine zu Wasser gewordene Erholungsreise. Um jedoch noch zu temporisiren, wollten wir die feste Straße zu gewinnen trachten, — ob nicht etwa der Ostwind den Himmel reinige.

Wir klimmten die steile südliche Anhöhe hinan, und übersahen nun die mahlerische Lage des Städtchens an dem jenseitigen Bergvorsprunge hinauf. Im Freien fühlt man sich auch beim Regen weniger gelangweilt, als in der Herberge. Er wird nicht als ein fatales Hinderniß, ein Langweilendes, sondern als eine wechselnde meteorologische Erscheinung hingenommen. Die Formation des Sandsteins läßt keinen so zähen Koth aufkommen, als der schwerere Boden. Bei Pfalzgrafenweiler überschauten wir einen großen Distrikt des Schwarzwaldes, das Waldachthal ꝛc. Die gute Heerstraße bestimmte uns, auf unserem Vorhaben zu beharren. Wir dachten, wie Eulenspiegel, beim Schlimmen an das kommende Bessere. Noch sahen Himmel und Erde finster-ernst aus, und ich meinte, ein schwedisches oder norwegisches Landschaftgemählde der Novembertage vor mir zu haben. Doch war's nicht mehr ein unendlicher Nebelüberhang; es neigte sich zur Wolkenbildung; die Luft schien einige Spannkraft zu gewinnen.

Hinter dem Wald, in dem mich einst ein himmellanger Vagabund genirt hatte, blickten wir in einen Zinken des Glattthales hinab. Das Dorf Hallwangen zeigte den heitern Charakter des Schwarzwaldes, weitläufig umhergestreute Wohnungen, die Vorderseite halb weiß, halb dunkelbraun, Mauer und Holz, die Dächer hell und dunkel, je nach der Zeit der Reparatur, Obstbäume in Gruppen auf hellgrünen Matten sich abhebend; damit es nicht an lichten Druckern fehle, hie und da eine hellblinkende Holzbeuge von frischen Tannenscheitern, ein glänzendes Geschirr ꝛc. Das war der erste spezifike Ton der Schwarzwald-Melodie.

Der Flöz-Stapelort Aach liegt am Zusammenfluß dreier Bäche. Hier fanden wir Bilder lebhaften Holzhandels. Im kleinen Wirthshause begegnete uns das Sonderbare, daß der Wirth Nichts sprach, — weil er stumm war, ein Staar aber uns zurief: „Wie beliebt?" Wir hatten Gelegenheit, die Gelenkigkeit des Organs dieses Vogels zu bemerken, vermöge welcher er die verschiedenartigsten Töne hervorbringt, und so bald an die Lerche, die Schwalbe, die Nachtigall, bald an die Menschenstimme erinnert.

Ein vorzüglicher Eierkuchen ließ uns die rauchige Stube vergessen. Wir wanderten aufgeräumt Freudenstadt zu. Seine hohe Lage auf dem Plateau, das nur von den Höhen des waldigen Kniebis überragt wird, hatten wir schon von drüben her in's Auge gefaßt. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto lichter wurde es über uns und weit hinaus in die Ferne. Die Sonne ließ sich durch die zerrissenen Nebelschleier sehen; Wolkenmassen besäumten sich; das heitere, ersehnte Blau blickte durch; südlich that sich der Zug des Alpgebirges erfreulich auf. Unsere Hoffnung hatte Recht gehabt; — wir fühlten uns wie aus einem schweren Traum Erwachte.

Freudenstadt war einst eine kleine Festung. Herzog Friedrich hatte die Stadt für protestantische Auswanderer aus Oesterreich angelegt. Sie wuchs schnell; im Jahr 1667 wurde sie befestigt. An dem massiven Thore bilden vier Kanonenläufe aus rothem Sandstein die Säulen. Der Marktplatz ist ein 2070 Quadratruthen haltendes Viereck, dessen Häuser fortlaufende Arkaden haben. Die beiden Kirchthürme schienen uns alt zu seyn, aber eine schlechte Nachahmung gothischer Formen. Die Kirche wurde von dem berühmten Schickhard in Winkelform gebaut, wahrscheinlich dem Standort der Thürme zu lieb, und nicht etwa aus aszetischem Prinzip, damit die Männer im Schiffe von den Weibern Nichts sehen, beide Geschlechter aber nur auf den Kanzelredner blicken mögen.

Der höchste Punkt in der Stadt bei dem Rathhaus liegt nach den neuesten Messungen 2260 Pariser Fuß über dem Meere.

Das Brod fanden wir hier ausgezeichnet schön, weßhalb wir uns mit mürbem ein wenig beluden, und dann aus dem westlichen Thore, durch welches man auf die jenseitige Waldbergwand, wie durch's Proszenium auf eine Kouliſſe, hindurchschaut, die Steige in's Thal hinab schritten.

Sein Anblick stimmte uns doppelt heiter; es war also erfreuliche Gewißheit, daß wir unsern kleinen Reiseplan vollführen konnten, und ich las in der Seele des jungen Gefährten, daß ihm die Ueberschau der zyklopischen Oertlichkeit höchst erwecklich war. Das Thal ist nämlich von oben bis unten voller Gewerke; Schornsteine qualmen, Räder schwingen sich plätschernd um, Hämmer schlagen, Feuer prasseln und sprühen. Es spricht den Sinn kräftig an, daß sich die Thätigkeiten der Menschen im Bunde mit der Triebkraft des Wassers und der durchdringenden Gewalt des Feuers so schau- und hörbar darstellen.

Durch eine kleine Waldstrecke an der Hänge des Berges kamen wir abwärts, und bald auf den Thalboden. Das große Schmelzwerk

von Christophsthal war wegen einer Reparatur nicht im Gange; wir sahen aber ungemein große, in Eisen gegossene Maschinentheile als Zeugen seiner Leistungen.

Weiter hinab am Vorbach gelangten wir zu einem Hochofen, dessen Einrichtung uns ein uns bekannter Offiziant freundlich zeigte. Das warme Gebläse ist neuerdings erst eingerichtet worden, und erinnert an die Konstruktion einer Dampfmaschine. Wenn einmal so ein Hochofen im Gang ist, so wird nicht nur Monate, sondern Jahre lang fortgeschmelzt.

Von Eisenerz sahen wir dreierlei Arten: das gewöhnliche in der Nähe ausgebeutete, dann Glaskopf von Neuenbürg, und Bohnerz vom Heuberge.

Die Zurichtung zu einem Guß in die Sandform wurde uns erklärt; den Guß selbst konnten wir Weiterstrebende nicht erwarten. Die Form zu einem großen Kessel sahen wir aus Backsteinen und Mörtel aufbauen.

Ein Stahl-Raffinirwerk war das Nächste, in was uns der Beamte geleitete; dann zeigte er uns noch einen Sensenhammer, wo wir von dem Verlaufe der Arbeit, vom Schmieden bis zum Schleifen und Poliren, einen anschaulichen Begriff erhielten.

Die Werke von Christophs- und Friedrichsthal sind jetzt verbunden.

Wir wanderten mit einbrechendem Abend nach Baiersbronn. Gern hätte ich dem jungen Gefährten den Anblick des hier sich öffnenden Baiersbronner Thales, einer in ihrer Art einzigen, an das idyllische Appenzellerland erinnernden Situation, gönnen mögen. Jetzt war es aber schon zu dunkel, und für den kommenden Tag besorgte ich nach dem reichlich niedergegangenen Wasser einen Morgennebel: deßhalb pilgerten wir in Gesellschaft eines einfachen Menschen noch mit einbrechender Nacht nach Kloster Reichenbach, wo wir im Gasthause, von Bekannten begrüßt, erwünschte Unterkunft fanden. Wir trafen einige Gesellschaft, und wurden wie in einem städtischen Gasthofe bedient.

Dritter Tag.

Der heilige Cyprianus machte an seinem Namenstage, dem 26. September, unter seiner Nebelkappe hervor dennoch kein unfreundliches Gesicht. Das Erste, was wir im Freien in's Auge faßten, waren die Straßensteinhaufen; — Wilhelm fragte angelegentlich nach Granit.

Anstehend fanden wir ihn noch nicht; aber die Geschiebe, welche das Straßenmaterial hergaben, zeigten schöne Exemplare von vielen Varietäten, daneben Schwerspath, bräunlichen Hornstein, und schönes blaugrünes, kupferhaltiges Gestein. Wir wurden nicht satt, diese Bruchstücke näher zu beschauen, ob wir uns gleich hüten mußten, uns damit zu beladen.

Das ist nun eben das Angenehme des Fußreisens, daß der Wanderer, wie zum Größten, das er ruhig sinnend beschaut, so auch zum Kleinsten, zu Steinen, Blumen, Beeren, Pilzen, zu Eichhörnchen, Vögeln, und Schmetterlingen, ein trauliches Verhältniß hat, während der Fahrende, — und erst ein Eisenbahn-Dampfwagen-Fahrender — immer nur darauf sein Augenmerk richtet, welche Proportion seine Schnelligkeit zum jeweiligen Gesichtskreise, zu der Station, zum Ziele, habe. Mir fällt hiebei die ergötzliche Gascognade ein, wie ein Reisender die Schnelligkeit einer Eisenbahnfahrt schilderte, und vorbrachte, die Alleenbäume erscheinen dabei einander so nahe gerückt, und so dünn, wie Zaunstecken.

Wir waren jetzt im Thale der Murg, die aus dem Baiersbronner Thal hervorkömmt. Die Berge zeigten großartigere Formen; zugleich hatte die Thalfläche einen starken Fall. Christophsthal liegt 2000 Fuß über Meer, — das Niveau der Murg bei Reichenbach 1575 Fuß, bei Rödt 1518; bis Schönmünzach fällt sie noch 100 Fuß. Nebelmassen entstanden vor unsern Augen, entstiegen den Klüften der Tannenwälder, und brachten Abwechslung in das Gemählde der Landschaft. So wurde unser Auge durch ein Bewegliches, sich Wandelndes, stets in Aufmerksamkeit erhalten, und wir mußten das Erstehen der Natur aus der gestrigen regnichten Umhüllung, das Erwachen zum heitern Licht für einen Gewinn unserer Reise zählen.

Die Färbung der Landschaft durch Grün in Grün, Dunkel in Hell, hatte noch manche mahlerische Drucker; namentlich war das wohlgenährte Vieh schön gestreift und gefleckt, der Hauptton ein helleres Braun, was sehr anmuthig aus der Totalfärbung der Gegend blickte.

Es ist nicht ohne Frucht, wenn auch junge Pilgrime auf die pittoresken Einzelheiten der Landschaften aufmerksam gemacht werden. Wenn alle anderen Interessen leer ausgehen, so spricht doch die Form der Natur im Ganzen ihrer Physiognomie, sprechen einzelne mahlerische Momente immer noch zum Wanderer; oft ist's eine örtliche Gruppe, eine wohlthuende Farbenharmonie, eine kleine künstlerisch-faßliche Partie, was ihm die Mühe der Fußwanderung versüßt, und er lernt überdies, so wie man durch die Dichtkunst den Reichthum und die Tiefe des wirklichen

Lebens würdigen lernt, durch die Poesie der fremden Natur die Reize seiner Heimath mehr schätzen.

Bei Rödt fanden wir zuerst den Granit anstehend. Er war von grobkörnigem Gemenge, und dem von Wildbad ähnlich. Die Gegend ist hier im engern, von imposanten Bergen eingeschlossenen Thale sehr großartig. Aber mit jeder halben Stunde sieht man sich in einer andern, von der vorigen oft sehr verschiedenen Partie. Schönegründ trägt seinen Namen mit Recht; Hutzenbach, mit zerstreuten, von Bäumen umgebenen Häusergruppen, von einem hügelichten Vorsprunge herabsehend, dazu Kapelle und Brücke, verdiente eine mahlerische Aufnahme.

Ein lautes Rufen von Männerstimmen im Waldabhange von da und dort her verstanden wir nicht alsobald zu deuten. Es war jedoch keine Jaunerbande, sondern ein Vermessungspersonal, das sich den Erfund der Maße zurief.

In der Murg lagen überall einzelne Sägklötze, das heißt Tannenbaumstücke von Bretterlänge, welche sich zwischen den Felsenblöcken gefangen hatten, und bei höherem Wasserstand weiter getrieben werden. Die Eigenthümer sind außer Sorgen darüber, daß sie derselben wieder habhaft werden, um sie in die am Ufer gelegenen Sägmühlen zum Zerschneiden zu bringen. — Wir besuchten mehrere der letztern.

Das Murgthal, ohne weiters das interessanteste aller Schwarzwaldthäler, voller Abwechslung, wandelt seinen Charakter im Ganzen einigemal entschieden, so daß man sich von einer idyllischen Partie nach kurzer Wanderung in eine groteske, ernste versetzt sieht, welcher aber bald wieder eine lieblich-reizende folgt.

Vor Schwarzenberg treten von beiden Seiten schroffe Granitwände hervor, einst ohne Zweifel verbunden, so daß thalaufwärts ein langer, schmaler See war. Senkrecht ist die Felsenmauer am rechten Flußufer; beide bilden einen Rahmen zu einem höchst wirksamen Gemählde, in welchem das auf einem Vorhügel gelegene Dorf Schwarzenberg die Hauptpartie ist.

Hier besonders gibt sich das Streichen und Fallen der Gebirgsschichten recht deutlich zu erkennen.

Um Wilhelm das mahlerisch Abgerissene, das Romantische einigermaßen wissenschaftlich faßlich zu machen, hieß ich ihn in der Einbildungskraft ein Kreuz auf die offen liegenden Schichten legen, dessen kürzerer Arm die Streichungslinie, der längere aber das Fallen derselben andeutete. So fand sich dann, daß die Granitformation die des bunten Sandsteins, welche ihr aufliegt, unterteuft. Auch konnte hiebei die Hypothese einer vorweltlichen Hebung des Granits durch innere Erdgewalt

an der ſinnlichen Erſcheinung der hier aufſteigenden, dorthin abfallenden Schichten einigermaßen klar gemacht werden.

Wenn ſich nun, wo wir auch im Thale, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer der Murg, an aufſtarrende Felſen kamen, immer daſſelbe Geſetz verkörpert und den ungeheuern Maſſen aufgedrückt darſtellte, ſo fanden wir uns von einer großen Naturanſchauung erfüllt, und durch ſie in dem ſcheinbaren Labyrinth der Felſenwelt ziemlich orientirt. — Die Berge machen ſchweigſam, — bemerkt Göthe in den Wanderjahren, — und ſo war mir denn die nachdenkliche Stille Wilhelms lieber, als ein knabenhaft geſchwätziges Fragen und leere Namenſchnapperei, wie man ſie bei jungen Gedächtnißhelden antrifft. —

Gegen Mittag gelangten wir zu der Glashütte an der Schönmünzach. („Münz" deutet auf Mündung; „ach" iſt Bach). Die Schlote dampften; wir erfuhren, daß in dieſer Stunde das Glasmachen begonnen habe. Nach einem kurzen Beſuche bei dem Glasſchleifer, wo wir auch das Einpacken der Gläſer in Heu- und Strohbünde mit anſahen, wandten wir uns in die Hütte. Auf zwei Seiten ſtanden die Glasbläſer auf ihren Tribünen vor den glutſprühenden Eſſen, holten mit ihren Pfeifen, langen eiſernen Röhren, die Glasmaſſe durch Umwenden derſelben aus dem Tiegel, bliesen ſie hohl, gaben ihr in bereit ſtehenden thönernen oder hölzernen Mödeln die Form, ſchnitten die Flaſche, das Trinkglas, das Arzneigläschen ꝛc. mit der Scheere, oft nur durch einen Druck, ab, worauf Andere die fertigen Gefäſſe durch etwas Glasmaſſe an ihre Pfeifen anklebten, dieſelben noch einmal in den Ofen brachten, und dann dem Halſe die gehörige Weite und Abrundung gaben. Ein Knabe legte ſie dann in den Kühlofen. Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdient das Verfertigen des Fenſterglaſes aus geblaſenen, langen, zylinderförmigen Röhren, welche in einem Streckofen flach gelegt und geplättet werden.

Auffallen muß dem Zuſchauer, wie die Glasmacher die glühenden hohlen Maſſen anfangs in Gefäßen mit Waſſer mehrmals umwenden.

Nachdem wir die Verfahrungsart bei den verſchiedenen Gläſerarten hinlänglich mit angeſchaut, und uns eingeprägt, gingen wir in das reinliche und wohlausgeſtattete Gaſthaus, wo wir uns mit dem Beſitzer und einem jungen Kommiſſär gut unterhielten.

Die Glasfabrikation, von der ſich wohl die wenigſten Menſchen ein deutliches Bild machen können, wird durch die Anſchauung augenblicklich begriffen, und gewährt eben darum ein Vergnügen, das dem Eindruck von Kunſtwerken oder Kunſtſtücken gleich iſt. Es thut ungemein wohl, die uns ſtets umgebenden Glasformen, im Stillen uns beunruhigende techniſche Arkana, ſo ſchnell und faßlich erklärt zu ſehen.

Unterhalb der Glashütte verengt ſich das Thal; die Murg drängt ſich durch ungeheure Granitblöcke, die ſie in Jahrhunderten glatt abgerundet, und die ich mit badenden Elephanten verglich. Wir beſtiegen mehrere derſelben; — wie wir ſonſt an Bach und Fluß auf Kieſeln gewandelt, ſo ſtanden wir hier zwiſchen Geſchieben von tauſend Zentnern, ſo groß, daß ſie geräumige Wohnzimmer ganz ausfüllen würden, und erhielten einen ſinnlichen Eindruck der unendlichen Kraft, mit der einſt die Natur in ihren urweltlichen Werkſtätten gewaltet haben mochte.

Kirſchbaumwaſen heißen einzelne, romantiſch einſam gelegene Wohnungen. Hier miſchte ſich ſchon wieder Laubholz unter die Tannenwaldung. Im engen Thale rauſcht die Raumünzach mit wilden Sprüngen über Felſen vom Gebirge links herein in die Murg. Eine hölzerne Brücke führt über jene; Steinhauer waren aber beſchäftigt, aus Granitfelſen Quader zu einer ſteinernen zu behauen.

Ein gewiſſer Eigenſinn, wie er unſere Superklugheit oft anwandelt, hielt mich ab, nach dem Wege zum Falle des Schwarzenbachs zu fragen. Wir ſchlugen einen mir wohl bekannten Pfad ein, und als wir nach einer Viertelſtunde ein ſtärkeres Geräuſch von unten herauf vernahmen, ſo kletterten wir zwiſchen häuſergroßen Felſen und Buſchwald gegen den Wildbach hinab. Vergebens! Es war nicht der Waſſerfall. Denſelben Verſuch machten wir weiter hinten im Thale, und wurden abermals getäuſcht.

Bei der Brücke wieder angelangt, ſahen wir einen gebahnten Weg am jenſeitigen Ufer ſich in den Schlund hineinziehen, und vernahmen von den Steinhauern, daß er zum Falle führe. Nun war uns aber die Zeit zum Beſuche deſſelben zu ſparſam zugemeſſen. Der Gedanke, daß wir uns für einen künftigen Ausflug eine bedeutſame Partie aufſparen, mußte uns beſchwichtigen.

Einer der Arbeiter erzählte uns, wie er einſtmals auf einem ſchon mit Sprengpulver geladenen Granitblocke geſeſſen, um die letzte Hand anzulegen, als der Schuß losgegangen, der Block in Stücke zerſprengt, und er weithin geſchleudert worden ſey, worauf er lange das Bett habe hüten müſſen.

Wir vernahmen mehrere gewaltige Knälle vom Sprengen ſolcher Felsblöcke höher oben am Gebirge, welche im Thale nachhallend erdröhnten.

Die Wegesſtrecke bis gegen Forbach hin iſt wild romantiſch; die Murg rauſcht tief unter der um manche Ecke ſich wendenden wohlgemachten Straße im Felſenbette fort und fort. Ihr Geräuſch begleitet den Wanderer durch's ganze Thal. Links geht es ſteil hinauf in's Waldgebirge; rechts

hat man die imposantesten Bergköpfe. Zwischen der dunkelgrünen Waldung ziehen sich alpenartige Wiesenstreifen hinauf, auf denen sich kleine Heuhütten als zerstreute Punkte graulich abheben. Hier duftete uns der würzige Geruch des Grummets entgegen, der mich an den noch durchdringendern der Schweizer Matten erinnerte. Es ist nicht blos das Auge, das sich auf Reisen in Gebirgsländern erfrischt; — auf alle Sinne dringt Neubelebendes ein; alle baden sich in stärkenden Elementen; alle aufnehmende und thätige Nerven erfreuen sich wohlthuender Abwechslung.

Ueber den dunkelbewaldeten Eckkopf, der eine Felsenzunge gegen die Murg herabdrängt, welche sie umrauscht, schauten höhere, oben kahle Kulme herüber. In scharfem Winkel kamen wir um eine Bergecke, und auf sich senkender Bahn nach Forbach hinab. Hier tritt nun eine üppige Vegetation ein. Nußbäume, reich an Früchten, standen gleich Eichen; die Gemüsegärten strotzten von masten Kräutern. In der Dämmerung betraten wir den Gasthof zur Krone, wo die Badgäste von Baden den köstlichen Forellen zu lieb häufig zusprechen. Auch wir gingen nicht leer aus.

Ein Wagen voll Engländer, Herren und Damen, hatten mit ihrem Kutscher einen komischen Kampf. Sie verlangten noch in der Nacht nach Baden zurück; er aber wünschte seinen Pferden zu lieb hier zu bleiben. Natürlich mußte er sich ihrer Marotte fügen, und in der dichtesten Finsterniß anspannen, was unter Reden geschah, die er aus keinem Spruchbuch gelernt hatte.

— — —

Vierter Tag.

Wir erwachten am 27. September zu einem schönen Tag, und wünschten unserer Hauptstadt zu dem heitern Geburtsfeste des verehrten Königs Glück. Wir wollten es diesmal, wie schon öfter, in dem offenen großen Naturtempel begehen.

Das Städtchen Forbach hat eine äußerst reizende Lage. Von hohen Waldgebirgen umgeben, an ihren Fuß angelehnt, hat es doch einen mannigfaltigen Anbau um sich und in der Höhe. Die Kirche liegt oben im Städtchen. Wir gingen hin, und fanden sie von einem neuern Baumeister in dem jetzt beliebten heitern Styl erweitert und verziert.

Auch farbiges Glas ist hie und da kaleidoskopisch zu ihrer Verschönerung angewendet.

Die Altargemählde gereichen der neuern Schule zur Ehre. Ohne die höchste Meisterschaft anzusprechen, beweisen sie doch eine tüchtige Praxis, und stellen sich, wie es für eine Gemeinde seyn soll, wirksam dar. Sie sind von Johannes Grund im Jahr 1833 gemahlt. Die Kirche wurde 1788 erbaut.

Eine bedeckte Brücke führt über die Murg. Die Straße steigt bald bergan; hinter dem Dorfe Gausbach wendet sie sich um einen Felsenschlund, und läuft nun ein paar Stunden lang an der rechten Bergseite fort.

Das Thal hatte im Ganzen seinen wild-ernsten Charakter verloren, dennoch blieben uns noch einige der groteskesten Ansichten aufbewahrt. Wir blickten oft zurück, und zählten neun Absenkungen, die rechts und links vom höhern Gebirg gegeneinander, ja perspektivisch wechselnd zwischen einander treten.

In den Dörfern wird viel Obst gedörrt, und weithin verkauft. Sein warmer Dunst muthete uns einladend an. Die Vorderseite der Häuser war zuweilen von vielverzweigten Reben ganz überdeckt. Kleine schwarze Trauben hingen in gedrängter Fülle daran. Es war eine frühe zeitigende Art. Leider konnten wir von dem Herbst unserer Heimath nicht viel Erfreuliches erwarten. Obst und Nüsse, bald auch zahme Kastanien, fanden wir in ziemlichem Maße, und mächtige Kürbisse hingen wie goldne Riesenäpfel von den Weinbergsmauern herab.

Unweit Langenbrand macht die Murg eine schnelle Wendung, und rauscht zwischen thurmhohen Felsufern hindurch. Wir traten auf einen bebuschten Vorsprung hinaus, und blickten in die schwindelnde Tiefe hinab. Unten waren Männer am jenseitigen Ufer beschäftigt. Das Auge täuscht sich über die Höhe und Weite der Kluft. Wilhelm versuchte sie mit Steinwürfen auszumessen. Mich wandelte ein Schwindel an; wie man denn auf solchen schroffen Höhen noch eher selbst thun kann, was man an Andern nicht mit anzusehen vermag, weil man seine eigene Kühnheit, nicht aber die fremde, auf den Zoll hin zu berechnen weiß. Ich hielt ihn fest am Rockzipfel. Seine Steine erreichten kaum das Wasser, das senkrecht unter uns zu fließen schien.

Nun stieg, je weiter wir vorrückten, der Anbau immer höher an den Bergen hinauf. Rebgelände traten in die Szene; Reps wurde gebaut; das Gaisblatt mit seinen wohlduftenden Blüten fanden wir am Wege wildwachsend. Vor dem Dorfe Weißenbach kamen wir auf den Thalboden. Das allmählige Auseinanderweichen der beiden Thalseiten

hatten wir schon früher wahrgenommen. Das Schloß Neu-Eberstein ragte vorne über eine waldbewachsene Anhöhe einladend hervor.

Einer Gottesackerkapelle auf einem Vorhügel, und eines Kruzifixes auf einer Felsklippe an der Murg, von einem Tannenbaume beschattet, mag ich wohl auch hier als pittoresker Motive gedenken.

Weißenbach, dies- und jenseits der Murg gelegen, ist das erste der freundlich und wohlhäbig aussehenden Uferdörfer, deren man auf der kurzen Strecke bis Kuppenheim, wo die linke Bergreihe zur Ebene abstuft, zehn zählt. Bis hieher hatte jede Wendung des Thales ein anderes, vom vorigen zuweilen spezifisch verschiedenes Gemählde gebracht. Von nun an wird das Thal weiter, und behält denselben offenen Charakter heiterer Gewerblichkeit und lohnenden, milden Anbaues.

Bei Hilpertsau kamen wir über eine auf steinernen Jochen ruhende Brücke, deren Balken sich aber bedenklich gebogen, so daß ihre Reparation eine Weichbrücke nöthig gemacht hatte. Das wilde Ungestüm der Murg bei Hochgewässern hat manchen felsenfesten Uferbau herbeigeführt.

Für einen Knaben sind die verschiedenen gewerblichen Beschäftigungen, die sich großentheils an die Waldregion knüpfen, interessante Anschauungen. So standen wir bei manchem Meiler, und sahen dem Geschäft der Koblenbrenner zu, das, so einfach es ist, doch einen Blick in den Verbrennungsprozeß überhaupt, in das Verdunsten, Verkohlen werfen läßt, und auf den Unterschied, wenn die Luft dazu tritt oder nicht, aufmerksam macht. Ein Köhler sagte uns, daß er zu jedem Meiler 27 Klafter Holz brauche, welche dann in vier bis fünf Tagen in Kohlen gebrannt seyen.

In einer Oelstampfe waren wir auch; Sauerkleesalz-Fabriken sind in der Nähe von Gernsbach. Die Hütten, wo Theer, Harz, Pech, Terpentin, Kienruß gewonnen wird, sind tiefer im Waldgebirge.

Hier in der Ebene des Thales beginnt das Floßgeschäft auf der Murg, die hinaufwärts keine Schwellungen hiefür hat. Große Würfel von Schnittwaren, von vielen Kubikklaftern Inhalt, waren bei den Sägmühlen aufgehäuft.

Obertsroth liegt am Fuß des Schloßberges von Neu-Eberstein. Ein Pfad führt im Zickzack hinauf. Im Anfang dieses Jahrhunderts war es noch eine Ruine, die Markgraf Friedrich in alterthümlichem Sinne zu der schönstgelegenen Sommerwohnung, die man sich wünschen möchte, umschuf. Rechts an der Sommerseite hatten die Weinpflanzungen seit meinem Hierseyn zugenommen. Die Lage erinnerte mich an die des Leistenweins um den Schloßberg von Würzburg. Sie schien

günstig genug zu seyn, denn wir bemerkten sogar ein kleines Buschwerk von Feigen in der Nähe.

Auf einem Ruhebank erfreuten wir uns der Aussicht. Es war ein sonnenheller Herbsttag; doch erzeugte die Wolkenbildung einen frischen Wind. Im Schloßgarten erglänzte noch ein bunter Blumenflor von feurigen Dahleen und andern Herbstblumen; wie denn diese Jahrszeit in der Pflanzenwelt in Wäldern, Gärten, und auf den Auen eine zweite saftgrüne Frische, und ein wiederholtes Erblühen der kräftigsten Farben bewirkt, wozu dann selbst das allmählige Verwelken des Laubes, als Durchgang desselben durch die Skale des Prismas, seinen Tribut gibt. So machten die geröitheten und gebräunten wilden Reben mit den grauen Schloßmauern, welche sie theilweise überdeckten, einen mahlerischen Gegensatz.

Die Tochter des Schloßvogts öffnete uns die Pforte zu dem einen der beiden Thürme. Ein Waffensaal überraschte uns. Mehr als die glänzendsten Rüstungen zogen mich einige Gefäße aus Elfenbein an, namentlich zwei Krüge, je aus Einem Stück gearbeitet. Auf dem einen war die Amazonenschlacht, auf dem andern eine Jagd dargestellt. Die Arbeit dünkte mich so kunstreich, so geschmackvoll, als ich je eine gesehen. Kaum wollte ich mich davon trennen. Es war blos Artigkeit gegen unsern hübschen weiblichen Cicerone, daß ich nicht, ihr Weiterstreben ignorirend, länger bei diesen Kunstwerken, die aus dem 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts seyn mögen, verweilte.

Eine zweite Merkwürdigkeit waren die zahlreichen Glasmahlereien, die ich hier in die Fenster und Balkonthüren eingefügt fand. Durch die Bemühungen naher Angehörigen in dieser Kunst, und durch meine angelegentliche Theilnahme an ihren Fortschritten war mir ein besonderes Interesse für Glasschmelzmahlerei erwachsen; auch durfte ich mir einen etwas geschärften Blick in ältere Gemählde und neuere Proben wohl beimessen, denn ich hatte bei den letzteren den Verlauf der Anstrengungen von den ersten ungenügenden Anfängen an bis zu Leistungen, die sich vor billigen Richtern durften sehen lassen, mit Theilnahme beobachtet, und so eine hohe Schätzung für das Gelungene der alten Kunst gewonnen.

Hier auf Neu-Eberstein waren es hauptsächlich Darstellungen von gewöhnlicher Foliogröße mit kleinern Figuren, Heiligen, Einsiedlern ꝛc. in Landschaften, Thieren ꝛc., welche mir in jeder Beziehung Meisterstücke zu seyn schienen, wie ich ähnliche nur in der Mairie in Straßburg an einer reichen Folge von Bildern aus dem Kloster Molsheim einst gesehen hatte.

Zur Vergleichung sind hier auch einige Glasmahlereien von dem neuerdings belobten Glasmahler Helmle in Freiburg von Kunstfreunden in's Auge zu fassen: eine Madonna und ein Familiengemählde. Seiner Manier nach scheint er Miniaturmahler gewesen zu seyn. Die Punktirmanier thut aber der Verschmelzung der Töne einigen Eintrag.

Von Mahler Gräfle sind einige Bilder aus der Geschichte des uralten gräflichen Hauses Eberstein hier. Eben so eine große Handzeichnung. Ein sehr kunstreich durchbrochen gearbeiteter Sessel von einem Freiburger Schreinermeister verdient auch bemerkt zu werden. Ein altes Portrait von einem Ebersteiner, tüchtig gemahlt, wurde auf einem Boden gefunden, und der Zerstörung entrissen.

Wir bestiegen auch den andern höhern Thurm, und genoßen auf dessen Balkon die überaus großartige Aussicht. Gegen Westen war sie durch höhere Waldköpfe beschränkt; aber gegen Süden umstellten die schönsten, weit hinauf angebauten Berge eine liebliche, mannigfaltig belebte Thalmulde, ein Amphitheater, das rücksichtlich der mahlerischen Verbindnng des Grandiosen und Reizenden kaum zu überbieten ist. Hier schließen sich südöstlich die oben kahle Teufelsmühle und andere hohe Köpfe an, und noch gegen die Rheinthal-Ebene hebt sich ein imposanter Rücken, der über 1800 Fuß hohe Eichelberg, als Schluß des Bergtheaters ab. Vom Rheinthal sieht man einen bedeutenden Ausschnitt, wie ihn das Zurückweichen des Schwarzwaldgebirges vergönnt, in der Ferne den Rhein, und am Horizont den Zug der Vogesen, gegen welche von rechts herüber die Höhen des Odenwaldes anrücken.

Der welthistorische Strom wurde von dem Knaben nicht überlaut und frohlockend begrüßt, wie ich nach seinem früher oft geäußerten Wunsch, ihn einmal zu sehen, etwa hätte erwarten mögen. Ist das der Rhein? — fragte er, und schwieg dann, als ich es bejahte. — Was ist ein Menschenleben gegen sein ewiges Fließen? — Was ist ein Menschengeschick gegen die Völkerschicksale, die an seinen Ufern ringend und kämpfend ihre Entscheidung gefunden?

Flüsse sind kriegerische Schranken und Bollwerke, aber weder naturgeschichtliche noch geschichtlich sittliche Gränzen. Berge trennen Stämme, Gebräuche, Sprachen, Racen ꝛc.; Flüsse leiten ihre Verbindung ein. —

Eine Gesellschaft von Badegästen war nach uns angekommen. Auch sie erfreuten sich der reizenden Aussicht. Einer der Fremden, zu dessen Wesen ich sogleich eine Wahlverwandtschaft gefühlt, sah einige Zeit schweigend gegen das Panorama der Murgthalberge hin, dann äußerte er sich, wie folgt: „Wißt Ihr, wie mir Das hier vorkommt? Ich muß nun Alles dem Spiele vergleichen. — Spiel ist Leben, zusam-

mengedrängtes Leben, Bilderwelt, Anſchauung, Schickſal, Verſtand, Zufall, Glück im Kleinen. — Doch ich denke hier zunächſt an die Karten. Sie liegen auf einander: da ſieht man Nichts; — ſie werden gemiſcht: da vergehen mir die Augen. Aber ſie werden gegeben: ich erhalte eine Handvoll; ich breite ſie fächerartig auseinander; die Trümpfe lachen mich an; die Bilder werden mir in ihrem Werth immer klarer. Wie ſchön, wie lockend, wie ahnungsreich, wie hoffnungsvoll, wie ſegensſchwanger! — Seht! ſo ſchön ausgebreitet ſtehen nun die Berge vor mir, ſo recht klar aufgethan, und nur unten ein wenig in einander geſchoben, wie eine Hand voll Tarok-Karten." —

Seine Begleiter lachten; — ich fand die Vergleichung nicht ganz unpaſſend; ja ich verfolgte das Bild, und dachte daran, wie die Natur ihre charakteriſtiſchen Formen zuweilen ſo erwünſcht faßlich, ſo augenhaft kombinirt und kontraſtirt auseinander breitet, ihre Reize als ein offenes Geheimniß entfaltet.

Wir trennten uns von der Ausſicht nur darum ohne Zaudern, weil wir einer noch unbeſchränktern entgegen gingen.

In der Wohnung des Kaſtellans erfriſchten wir uns mit gutem Wein, und ſagten dann dem wunderſchön gelegenen Bergſchlößchen und dem bemoosten Eber, der lebensgroß liegend von einer Mauer am Eingange herabſchaut, Lebewohl. Die Wiederherſtellung und geſchmackvolle Ausſtattung dieſer Burg, großentheils im mittelalterlichen Sinne, war ein glücklicher Gedanke ſeines fürſtlichen Beſitzers.

Eine neue, im Jahr 1837 fertig gewordene Straße führt um einen Waldberg und durch das Thal von Beuren nach Baden. Bei der erſten Wendung derſelben hat man noch einmal eine liebliche Ausſicht auf die Umgebung des Städtchens Gernsbach, dann windet ſie ſich faſt ganz eben durch den Tannenwald. Wir ſahen viele Stechpalmenbüſche darin zerſtreut. Mächtige Holländertannen kommen in dieſem, wie uns Laien ſchien, gut bewirthſchafteten Revier vor. Wo der Fahrweg durch die Schlucht von Wahlheim heraufführt, ſteht ein Brunnen aus Sandſtein von gothiſcher Form, dabei ſteinerne Ruhebänke zwiſchen ſechs jungen, zum Theil ausländiſchen Bäumen, deren Benennung auf die Anfangsbuchſtaben geliebter hoher Namen deutet. Ein Selam größter Art. Man freut ſich der anziehenden Lage dieſes Ruheſitzes.

Mehrere Wagen mit Badegäſten beiderlei Geſchlechts fuhren an uns vorüber und dem Bergſchlößchen zu. Bald waren wir auf dem Sattel zwiſchen zwei Waldbergen; die Straße bog ſanft gegen einen überaus lieblichen, mahleriſch bewachſenen Grund hinab. Sie macht hier zwei Wendungen, deren erſte einen kaſtellartigen Unterbau von

Sandstein-Quadern mit hohen Nischen umzieht. Auch hier fanden wir sie mit Gefährten belebt, kerngesunde Leute darin, junge, hübsche Damen; wie denn Baden überhaupt mehr Luxus- als Heilbad ist, so kräftig auch seine Quellen seyn mögen.

Unterhalb Mühlenbach sahen wir eine englische Familie im Schatten gelagert. Eine Mühle hinten im Grunde, mit pittoresker Vegetation umgeben, hatte das Zeichnungstalent einer Tochter als dankbare Situation angesprochen. Sie zeichnete sie unter einem schattenden Regenschirme.

Bei uns freilich gilt der Besuch eines Bades, wenn er nicht durch pathologische Nothwendigkeit geboten ist, für einen Luxus; für die Engländer kann ein deutsches Bad immerhin noch eine relative Sparniß seyn.

Wir blickten in die ländlich niedrigen Wohnungen von Oberbeuren hinein, und dachten uns dann im Gegensatz in den großen Kursaal von Baden, an die von Gold- und Silberhaufen rauschenden Spieltische, wo wir heute noch hinkommen sollten. Doch es wohnen ja zuweilen Verschwendung und Armuth, Frohlocken und Jammer nur durch eine Bretterwand getrennt.

Das Thal hat viel Abwechslung, und eine Folge von Darstellungen, von seinen wild-einsamsten Partien unter dem Mannskopfe bis hervor über Baden gegen die Ausmündung des Thales in die Rheinthalfläche hinaus, möchte sehr anziehend seyn. Ein expediter Badegast kann sich diese Lust durch leibhafte Anschauung in einem Vor- oder Nachmittag machen. Ich kenne aber seßhafte, niet- und nagelfeste Kurgäste, die noch nie auf der Ruine von Alt-Eberstein gewesen, was man leicht mit dem Buch in der Hand erreicht, und wobei man etwa mit einer Novelle von Clauren hin und zurück gerade fertig würde.

Zur linken Seite lag uns auf freier, weit umschauender Höhe ein lieblicher Sitz, Seelach genannt, dem wir gern einen Besuch gewidmet hätten.

Bei Kloster Lichtenthal, wo Alles schon einen städtischen Zuschnitt hat, bogen wir in das Nebenthal von Geroldsau ein.

Es ist, wie das Hauptthal, von schön bewaldeten Bergen umgeben. Dem Leusberge folgt der imposante Iwerst, hinter dem sich der pyramidalisch gegen die Rheinebene hinaustretende Iberg verbirgt. Nach einer Viertelstunde fanden wir das Thälchen durch einen quer laufenden Sandsteinhügel bis auf eine schmale Lücke, durch welche sich der Oosbach drängt, geschlossen. Hat man die mäßige Höhe erstiegen, so liegt eine der anmuthigsten Szenen, eine mit zerstreuten Häusergruppen besetzte Wiesenthalmulde, vor dem Blick, die wohl überall, und wenn sie auch mitten in die Schweizer Alpen eingesetzt würde, ein unfehlbares Wohl-

gefallen erregen müßte. Es versteht sich, daß hiebei eine günstige Beleuchtung das Ihrige thun muß.

Zu der „Bütte", einem pittoresken Wasserfalle, führt ein gebahnter Weg in eine enge Waldschlucht hinein. Hinten ragt ein hoher Gipfel, der Urberg, mit einem hölzernen Kreuz auf seiner Spitze empor.

Es ist gut, wenn der neugierige Beschauer keinen Maßstab vom Rheinfalle zu der Szene mitbringt, denn die Kaskatelle ist kaum zwanzig Fuß hoch, und etwa sechs Fuß breit. Der kleine Bach kömmt durch eine Felsenlücke, und stürzt in mehreren Strahlen, zum Theil durch vorstehendes Gestein unterbrochen, in ein Bassin.

Daß er kein gewaltiges Getöse macht, daß er überhaupt den Sinn nicht als ein Ungeheures überwältigt, nicht an die Urkräfte der Erde durch Ungestüm erinnert, kommt ihm andererseits wieder zu gut. So ist man ruhig genug gestimmt, nach seiner mahlerischen Bedeutung zu fragen, und, um der Naturszene doch ihr Recht anzuthun, die Form im Ganzen und in ihrem Getheil sinnig zu betrachten. Die einzelnen Kaskatellen, das kleine Felsen-Amphitheater, die Töne des moosigen Gesteins, die Vegetation umher, das klare Bassin, worin sich die Schaumwellen beruhigen, — Das Alles kann der Wanderer besonnen und ohne Herzklopfen würdigen. Ist er Dichter, so kann er sich durch die Musen und Grazien in der Mark zu einem beschreibenden Gedichte begeistern lassen. Ist er Zeichner, so fällt kein Wasserstaub auf seine Mappe. Er ist im großen Naturpark, und findet hier alle Momente schön abgewogen beisammen. Nach einigem Verweilen wächst sogar die Szene um etwas an Größe.

Wir stiegen noch einen steilen Weg über den Fall hinauf, und fanden ihn, von oben herab gesehen, durch veränderte Umgebung noch interessanter. Wir befanden uns in einem engen Waldthal, worin wir einige Wohnungen und Anbau wahrnahmen.

Als wir wieder gegen den Grund von Geroldsau heraustraten, sahen wir diesen von der wirksamsten Beleuchtung der scheidenden Abendsonne erglänzen. Wir eilten, um noch vor ihrem Untergange nach Kloster Lichtenthal zu kommen.

Im Hofe des Klosters wendet sich die Inschrift eines stattlichen Gebäudes an die fühlende Menschheit um thätige, theilnehmende Förderung der Zwecke eines hier in ältern klösterlichen Räumen neu eingerichteten Waisenhauses. Es neigte sich schon zur Dämmerung, als wir zur Pforte der Konventualinnen — es leben noch siebzehn Klosterfrauen vom Cistercienser-Orden hier — eingingen, um uns das Oeffnen der restaurirten Kapelle zu erbitten. Ich klopfte an eine Thür; eine

Laienschwester öffnete sie. Mein Blick fiel auf mehrere Gemählde. Ohne Umstände — denn Kunstenthusiasten machen nicht viele — bekannte ich meine Liebe für Bilder. Die fromme Jungfrau gestattete ihre Schau, und führte uns dann in das gegenüberliegende größere Gesellschaftszimmer, wo wir deren mehrere und bessere fanden. In die Wände eingerahmt waren zwei größere biblische Darstellungen, die mich frappirten. Es waren brave Kopien nach Jouvenet, ein Fischzug Petri und eine Fußwaschung, von welcher ich Kupferstiche besaß. Die Virtuosität des französischen Meisters dämmert noch in seinem Kopisten nach. Das Uebrige waren meist Portraits aus der großherzoglichen Familie oder Anverwandtschaft, von noch lebenden oder nicht lange verstorbenen Gliedern. Nicht für diesen Ort gemahlt, deuteten sie auf den frommen Sinn der Geber und auf ihre Theilnahme an dem Wirken der Klosterfrauen, die sich jetzt nicht mehr blos dem strengen Tempeldienste, sondern der Erziehung von Töchtern aus dem Mittel- und höhern Stande widmen. Sie wollten durch ihre Anwesenheit im Bilde ein sinnliches Zeichen von unausgesetzter Anhänglichkeit an das Institut geben.

Die Laienschwester schloß uns die Kapelle auf. Ihre Front ist neu in gothischem Styl hergestellt. Wir fanden den Raum reichlich mit altdeutschen Gemählden ausgestattet. Eine Kreuzigung an der Seitenwand dünkte mich das werthvollste darunter zu seyn. Die Köpfe hatten einen tiefen und würdigen Ausdruck, das Ganze zeugte von hoher Meisterschaft; doch auch die sämmtlichen übrigen waren einer längern Betrachtung werth, als uns das wachsende Dunkel des an sich etwas düstern Raumes vergönnen wollte. In den Chorfenstern sind Glasmahlereien eingefügt.

Auch Grabmähler in Form der Sarkophage stehen umher, und sagten uns, daß wir in einer Todtenkapelle seyen. Die Kirche selbst bot nichts Merkwürdiges dar. — Die Klostergebäude lehnen sich an eine senkrechte Felsmauer an, die oben mit Buschwerk begrünt ist. Ein Pfad leitet hinauf.

Von Lichtenthal führt zuerst eine jüngere Allee, dann eine mehrfache von uralten, größtentheils dem Absterben nahen Eichen nach Baden. Zur rechten Seite ziehen sich zerstreute Gebäude unter dem Rebgelände bis zur Stadt hin; links sind grasreiche Vorhügel der höhern Berge.

Der Eintritt in die Stadt gibt sogleich das Schönste, einige neuere, pallastähnliche Bauten der höchsten Herrschaften, den Kursaal, ein auf Spekulation gebautes Hotel, und jenseits der Brücke mehrere stattliche, neue Gebäude. Ich suchte mein unschuldiges Lämmlein, ein Gast- und

Kaffeehaus, das ich einst besucht. Siehe da! es war zu einem fürstlich eingerichteten Gasthofe „zum Lamm" geworden, und seine kleinen Nachbarn hatte eine eben so große Konditorei und Spezereihandlung verschlungen.

Nachdem wir im Gasthofe festen Fuß gefaßt, gingen wir in den Spielsaal. Schon auf der Promenade hatten wir noch mehrere Gruppen von Damen angetroffen, was uns bei der vorgerückten Jahrszeit auffiel; im Kursaal aber trafen wir so zahlreiche und glänzende Gesellschaft, daß wir uns vom Ende des Septembers in die Tage des Juli versetzt glaubten, und es uns in unserm unscheinbaren Reisehabit anfänglich nicht recht behaglich seyn wollte.

Das Spiel war in vollem Gange. Die Stille, mit der es gehandhabt wurde, fiel mir gegen das sonstige Rufen der Kroupiers: „Messieurs! faites votre jeu! — vite à votre jeu! etc." auf. Die galvanischen Säulen der Kronenthaler übten ihren Metallreiz auf die Spiel-Patienten aus. Nach den Goldfischen der Bank wurde auch stark geangelt. Meinen reisenden Konfirmanden interessirte das Spiel mit seinen Wechselfällen stärker, als ich geahnet; doch spürte weder Alt- noch Junggeselle den mindesten Zug, auch nur ein abgeschätztes Käsperchen einzusetzen, um Fortunen zu versuchen. Ich sagte mir, daß die Unternehmer, abgesehen von geheimen Ausgaben, 40,000 fl. Spielpacht an die Regierung entrichten müssen, und daneben noch einen namhaften Gewinn machen wollen.

Ein passionirter Spieler rechnet aber selten nach mathematischer Wahrscheinlichkeit; er glaubt an sein Glück. Reflektirt er irgend noch, so ist's gewiß mit einer Art Spiel-Aberglauben, der ihn dann öfter hänselt, als begünstigt.

Einen langen englischen Lord sahen wir so vielfach, schnell, und sporadisch willkührlich herum setzen, daß ihn fast jedesmal das einschlagende Kügelchen an's Ablassen mahnen mußte. Eine Puissance von ehrwürdigem Aeußern verlor auch mehr Gewonnenes, als sie Verlorenes wieder gewann.

Es ist jedem Menschen von Welt und Bildung bekannt, daß man bei den 36 Nummern des grünen Roulette-Tisches auf mehrfache Art sein Glück oder Unglück versuchen kann, da Chancen, wie Roth oder Schwarz, Gerade oder Ungerade, erstes, zweites, drittes Zwölf, bestimmte Zahl ꝛc. zur Willkühr stehen. Doch setzten die meisten Spielenden auf bestimmte Zahlen, wo der Treffer das fünfunddreißigfache zog, obgleich die Wahrscheinlichkeit des Treffens nur ein 36tel war. — Der Spieler denkt: aut Caesar, aut nihil!

Auch bei dem Rouge-et-noir-Tiſche verweilten wir. — Von enormen Glücks- oder Unglücksfällen bemerkten wir nicht viel, konnten auch für die pathologiſche Phyſiognomik nichts ins Reiſetagbuch vormerken. Keine leidenſchaftliche Mimik, kein verzweiflungsvolles Geſicht! Niemand ſchoß ſich über ſein Mißgeſchick draußen auf der Promenade eine Kugel vor den Kopf; kein Codrus ſtand vom Spieltiſch als Cröſus auf.

Im anſtoßenden kleinern Saale wollte ein Orcheſter zum Tanze locken; die anweſenden jungen Damen widerſtanden aber der Verſuchung, — was um ſo höher anzuſchlagen war, als ſie ſeit der verfloſſenen Nacht keine Tour mehr getanzt, und erſt morgen wieder einen Ball im Proſpekt hatten. — Man weiß auch im Bade Reſignation zu üben und an die Kur ſeines geſchwächten Körpers zu denken.

Wir blieben lange, konnten aber natürlich kein Fazit über das Spielglück irgend eines Theilnehmers ziehen, da wir nicht wußten, was geſtern geſchehen war und morgen geſchehen werde. So viel machte ich mir klar, daß nachhaltig nur ein beſonnener Spieler gewinnen kann, ein leidenſchaftlicher aber faſt nothwendig am Ende verlieren muß, weil er naturgemäß durch Unglück zu Extravaganzen verleitet wird, die er nicht repariren kann, wenn er kein reicher Mann iſt. Wer bei gewiſſen Steigerungen nicht fortſetzen kann, der iſt verloren. Den Beſonnenen ſieht man nach jedem Glückszuge wieder piano beginnen. Den Denkſpruch halte ſich aber Jeder vor: „Die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnes iſt für die Bank.“

Schalttag.

Möge der Leſer es nicht ungeeignet finden, wenn ich hier über einen Abſtecher nach Straßburg, der freilich in ein früheres Jahr fällt, Einiges beibringe. Auf der Zinne des Münſters iſt ein höchſt erwünſchter Standpunkt zu Auffaſſung des Schwarzwaldgebirges in ſeiner weſtlichen, ſteilern, demnach auch mahleriſchern Abdachung. Gegen den Aufgang und unſer würtembergiſches Hügelland zu ſtellt er ſich nicht gebirgiſch dar. Es ſind flache Höhenzüge, deren Erhebung unter einem unbedeutenden Sehwinkel erſcheint.

Nach dem Archimediſchen: Gib mir einen Standpunkt außerhalb! konnten wir erſt in Straßburg die Macht und Pracht dieſes Gebirges recht in uns bewegen. Es trägt hier nur in ſeiner obern Region Wald, iſt abwärts mit wechſelnder Vegetation, mit mannigfaltigem Anbau bedeckt, bildet ſchöne Linien, und ſeine Ein- und Ausbiegungen bieten der Abendſonne die heiterſten Beleuchtungsmomente dar.

Wir hatten in Straßburg einen Brief an den Architekten A. abzugeben. Der freundliche Künstler führte uns zu der neuen Kirche, deren Restauration er selbst geleitet hatte. Abweichend von dem Gewohnten fanden wir den zweitheiligen Raum ihres Schiffes, da sonst die ungeraden Zahlen, drei und fünf, angewendet werden. Wir mußten ihm zugestehen, daß durch den freundlichen Schmuck das Ehrwürdige nicht vertilgt worden.

Durch Abnehmen der Tünche hatte er ein Stück Todtentanz von lebensgroßen Figuren ans Licht gebracht. Ohne bedeutenden Kunstwerth haben sie doch, wie Alles, was unsere Vorfahren des fünf- und sechzehnten Jahrhunderts gebildet, einen einfachen, entschiedenen Charakter, einen Styl, der nicht nebenaus konnte.

In dem Gebäude der Mairie fanden wir zwei Säle mit Gemählden verschiedener Schulen, eine Filialgallerie, mit welcher das niederrheinische Departement von der Hauptstadt aus bedacht worden.

Von großer Kunstbedeutung fiel mir Nichts in die Augen, doch würde ich wohl jetzt Manches für mich wenigstens instruktiv finden.

Gegen die Fenster war aber ein langer Rahmen mit Glasschmelzmahlereien aufgestellt, biblische Geschichten und Legenden in Foliogröße darstellend. Schöneres hatte ich noch nie gesehen. Mein Sinn und Gemüth gab sich der herzlichsten Freude über die Lieblichkeit der Gedanken, den Fleiß der Zeichnung, die durchleuchtende Glut der Farben, die wohlthuende Harmonie der Töne hin.

Sie stammen aus dem Kloster Molsheim; auf mehreren steht der Meister: Lorenz Linck; 1629.

Bei der Technik jeder Kunst, mit Ausnahme der Dichtkunst, die Göthe für keine solche gelten läßt, wird nur durch Schule und Mittheilung der Vortheile eine hohe Stufe erreicht. In unsern Tagen sieht man so viele sporadisch lebende Künstler, von denen jeder den Weg der Erfindung, schwieriger Erfahrungsversuche, und unendlicher, oft delikater Kombinationen, meist ohne den rechten Sinn und Takt hiefür, für sich allein machen will und muß. Daher denn auch das Erscheinen so vieler Bilder ꝛc., in deren jedem eine Summe von Talenten und selbst Virtuositäten zur Schau gelegt ist, wobei aber doch das Ganze, als solches, der künstlerischen Totalität, des Eindrucks harmonischer Natur, eines wohlthuenden Gesammttons entbehrt.

Es ist bekannt, daß in München eine Glasmahlerschule besteht, die wirklich Außerordentliches leisten, ja in manchen Schmelzfarben, im Vortrage, in Lieferung größerer Flächen mit Beschränkung der störenden Bleizüge, die Alten überbieten soll. Wie weit die dortigen Künstler in

der Sorgfalt im Kleinen, in der Verschmelzung der Töne hiebei, in der Sicherheit und Genialität der Behandlung gekommen, und ob sie in dem alten, frommen, dieser Kunstart angemessenen Styl geblieben, weiß ich nicht anzugeben.

Wir eilten mit vorgerücktem Nachmittage dem Münster zu. In einer angebauten Werkstätte sahen wir, wie Säulenknäufe, Kragsteine, größere und kleinere Standbilder kunstreich aus röthlichem Sandstein ausgearbeitet wurden, die mir ganz im Geiste der alten Meister gedacht erschienen. Sie sollen nach und nach das durch den Vandalismus der bilderstürmenden Revolution Zerstörte ersetzen.

Wir bestiegen auf einer der vier durchbrochenen Wendeltreppen von der Plattform aus, wo von keinem Schwindel die Rede seyn kann, auf 127 Stufen den zweiten Kranz. Hier suchten wir uns zu fassen und den Schauder zu überwinden, der wohl bei den meisten Besteigern unabwendbar ist. Zerlegte ich mein Gefühl recht, so war es gemischt aus der Besorgniß des Sturzes aus der kühnen, leichtfertig-durchsichtigen Architektur, und aus der freilich kindischen Angst ihres Einsturzes. Uebrigens ist nicht ohne Beispiel, daß steinerne Brustlehnen schadhaft waren.

Wir standen an der Pyramide. Die zu den kleinern Schneckenstiegen führende eiserne Thüre war geschlossen. Wir wollten einen Wächter zum Oeffnen heraufrufen. Noch 79 Stufen führen in die Krone, über welche noch ein Thürmchen mit einem steinernen Kreuze sich erhebt. Wie täuschend nahe war uns dieses! Im freien Aether hatten wir keinen Maßstab für die Höhe. Mitten in einer Straße würde die Pyramide mit ihrer siebenfachen Bekrönung auch die höchsten Gebäude weit überragen.

Ich unterschied in mir zwei Stimmen wegen der Besteigung. Aus optischen Gründen kann sich die Ferne in der Krone oben nicht merklich anders darstellen. Für das Wagniß sprach der Reisestolz, oben gewesen zu seyn, die geheime Lust selbst am Grausen, gegen dasselbe der Gedanke an Weib und Kinder, und daß mir oder meinem jungen Gefährten etwas Menschliches begegnen könnte. Die geschlossene Treppe war der Wendepunkt unseres Entschlusses.

Ich hatte früher einen zehn Fuß langen Originalaufriß der Pyramide des Ulmer Münsters, wie sie hätte werden sollen, gesehen, und sagte mir, daß sie die des Straßburger Doms an Schönheit übertroffen haben würde, so wie ich auch die Pyramiden des Freiburger Münsters, der Eßlinger Frauenkirche, und des Köllner Domes, wie sie bei diesem entworfen war, für faßlicher und schöner halte. Man kann auf die beiden unausgebauten Thürme die Klage Rolands um sein Lieblingspferd

anwenden: „Es hat alle Tugenden — und nur den einen Mangel, daß es todt ist.“

Der Straßburger Münsterthurm übertrifft den der Stephanskirche in Wien an Höhe um 34 Fuß, um eben so viel die Peterskirche in Rom. Ueberdies schmälert den Eindruck der Höhe bei jenem das lanzenförmig dünne Aufragen, bei dieser die große Breite.

Das Panorama des Standpunktes auf dem obern Kranze ist fürwahr erstaunenswürdig. Niemand wird leicht von seiner Muttererde so faßlich dargebreitet mehr überschaut haben, oder zu schauen verlangen. Sehnlich wünschte ich, da und dort in der ungeheuern Weite umher mit meinem Gemüth einheimisch zu seyn. Das Auge wäre so gern ein Begleiter der Erinnerungen. So konnten wir Nichts, als das Dorf Sesenheim suchen, wo Göthe das liebliche Verhältniß mit der Pfarrerstochter Friederike gehabt. — Auf dem Fischmarkt, wo er gewohnt, dachten wir auch an ihn. —

Wir folgten dem Zuge der Schwarzwaldberge bis hinauf zum Blauen, Belchen, und Feldberg; die Jurahöhen hinter Basel deuteten sich ziemlich verblasen an. Wahrnehmbarer machte sich die vulkanische Erhebung des Kaiserstuhls bei Breisach, eine Gruppe von 40—50 Hügeln.

Den Illfluß, der mit dem Flüßchen Breusch vereinigt die Stadt durchfließt, sahen wir weither durch die Niederung sein schillerndes Band schlängeln. Er kommt aus dem Sundgau, von den Gränzen des Bisthums Basel, wo der Jura und die Vogesen in einander übergehen, wo nicht fern der Rhein sich von seinem westlichen Laufe im rechten Winkel nordwärts wendet, wogegen drüben der Dourfluß von Norden nach Süden in kurzem Bogen umkehrt, wo nicht sehr entlegen die Mosel ihre Haupt-, die Saone eine Nebenquelle hat. Der Anfang des Flußgebiets der Donau ist auch nur einige Meilen von dieser Gegend entfernt.

Uns lagen also die Gebirge im Gesichtskreise, die ihre Wasser drei Meeren zusenden. — Die Wasser der Ill sind für den Kanal Monsieur benützt, dessen erste Kammerschleuße wir am Kai als ein massives Werk bewunderten.

Auf der Balustrade der Plattform ist eine Ortscheibe mit divergenten, nach verschiedenen, sichtbaren und unsichtbaren geographischen Punkten hingezogenen, Linien. Immerhin eine Leitung für die Imagination; man gibt sich gerne dem Zuge hin.

Beim Austritt aus dem Thurme nahmen wir von dem freundlichen Architekten Abschied. Ich hatte ihm, als Gruß aus der Ferne, ein Heft

vierſtimmiger Lieder von ſeinem Freunde Kocher mitgebracht. Sie lagen noch in Kehl bei Herrn Rehfuß, weil wir Paßloſe Nichts bei uns tragen wollten. Er fragte, ob ſie doch nichts Verfängliches enthalten. Es ſind — ſagte ich — unſchuldig anſprechende Texte mit gemüthlichen Melodien, z. B. gleich das erſte herzrührende, einzigſchöne, — ach, Sie müſſen es kennen! — Ich faßte ſeine Hände und ſang ihm mit halber Stimme vor:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt!
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magſt du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führeſt deinen Reigen
Ueber'm Sternenzelt!"

Ich weiß nicht, was mich anwandelte. Wir repräſentirten zwei Nationen. Dieſes Gefühl drängte ſich auch in mein Singen. Ich hatte, glaube ich, Thränen in den Augen. Er ſah mich betroffen an, und blickte etwas ſcheu um ſich. Wie! — flüſterte er mir zu — ſolche Lieder haben Sie mir mitgebracht? Bedachte denn Kocher nicht, wo und in welcher Zeit wir ſind?

Ich wurde roth, ich weiß nicht über unſern beidſeitigen deutſchen Leichtſinn, über des Franken Beſorglichkeit, oder über die Zeit, in welche die freie und franke Nation eingerückt war. Es war im Jahre 1825.

Ich mußte dem Architekten überlaſſen, ob und wie er zu den verpönten Liedern kommen wollte.

In unſerm Gaſthofe war unten in einem Eilwagenbureau von ab- und zufahrenden Gefährten, Bewillkommenden und Abſchiednehmenden ꝛc. ein lautes Leben. Einige junge, nach Nancy eingeſchriebene Kleriker, in langem, ſchwarzem Habit, und Hüten mit breiter Krempe, mahnten an das Wiedererſtehen der alten, ſtarren Form.

Die häufigen bunten Anſchlagzettel an allen Straßenecken, die Aſſekuranzzeichen, die großen Aushängſchilde, die Menge der Gewölbe, die Geſtalt, die Beſpannung der Frachtwagen, der Lapidarſtyl auf ihren Decken, das Ertönen der franzöſiſchen Tenorſprache an allen öffentlichen Orten, ließen mich nicht daran denken, daß ich in einer ehemaligen deutſchen Reichsſtadt ſey: ich konnte mich wohl eher in eine Vorſtadt von Paris verſetzt glauben.

Wenn wir aber aus unſerm Gaſthof auf den von Marktſchiffen und Kähnen belebten Kanal, auf das bürgerlich und kommerziell

bewegte Ufer- und Wasserleben, das ich in Straßburg gar nicht erwartet hatte, hinblickten, so konnten wir in irgend einer alten niederländischen Stadt zu seyn wähnen.

Ich mußte meinen jungen Reisegefährten auf eine mahlerische Auffassung des Lebensbildes hinleiten, das mit kräftiger Beleuchtung ein höchst wirksames Tableau abgeben würde. Pittoreske Gebäudereihen, der in einem reichen Styl gebaute bischöffliche Pallast mit geschlossenem Vorplatze, das nicht fern einwärts stehende, Alles weit überragende Münster mit der über's Kreuz gehenden, schön geschwungenen Bogenwölbung an der grandiosen, einzigen Oeffnung — sie wären die erwünschtesten Motive für einen Künstler, der sie im Geist eines Canaletto darzustellen verstände.

Ein gelungenes Kupferstich-Blatt von dieser Ansicht ist mir wirklich seitdem vorgekommen.

So viel Bemerkenswerthes wir auch in kurzer Frist in Straßburg gesehen, so ward uns doch erst wieder leicht ums Herz, als wir unsern vaterländischen Boden jenseits der Rheinbrücke betraten. Aller Politik fremd, hatte ich doch den unheimlich-finstern Geist, der damals jenes Reich durchzog, empfunden.

Fünfter Tag.

Am Morgen des 28. Septembers — wir sind wieder im heitern Baden — gingen wir zur Hauptkirche, die, außer dem freilich in einem äußerst gekräuselten Styl verfertigten Epitaphium des im Jahr 1707 gestorbenen Markgrafen „Louis von Baden," wie der gegen Türken und Franzosen heldenhaft thätig gewesene Fürst Ludwig Wilhelm genannt wurde, — und einem andern, weniger mit Zier überladenen seines ebenfalls kriegerischen Oheims, Leopold Wilhelm, nichts Merkwürdiges enthält. In dem Velten- und Marx'schen Magazin interessirten uns hauptsächlich die Oelgemählde älterer Meister. Wir fanden die Preise hier und bei ein paar Buden, wo ebenfalls noch welche zu Verkaufe standen, nicht sehr hoch, hörten aber, daß Werke guter Meister von unbezweifelter Originalität, garantirte Bilder zuweilen splendide Käufer finden. Bei einem Landsmanne, dem berühmten Miniaturmahler Holder, der hier vollauf zu thun hatte, fanden wir einen von ihm acquirirten Guido Reni, Christus als Kind auf das Kreuz in betender Stellung gelehnt.

Durch eine neu angelegte Allee, für die eine vordem ansteigende

Straße der Stadt planirt worden, kamen wir auf den Kirchhof, wo uns ein altes Skulpturwerk aus Sandstein, ein Oelberg, bei der großen Nachfrage nach Darstellungen aus Baden, in Verbindung mit seiner Umgebung ein sehr dankbarer Gegenstand für einen Zeichner zu seyn dünkte.

Bei der Antiquitätenhalle, in deren Nähe wir die Brühquellen von 53 Grad Wärme fanden, hielten wir uns mit der oft schwierigen Entzifferung der römischen Inschriften nicht auf. Wir begnügten uns mit dem allgemeinen Eindruck, der uns die Anwesenheit der Römer, die sich auf Benutzung warmer Quellen sehr gut verstanden, durch sinnliche Merkmale näher rückte.

Gegenüber ist eine bedeckte Halle erbaut, in welcher wir am kalten Morgen uns von den Sonnenstrahlen durchwärmen ließen. Die Uebersicht der Stadt und Umgegend ist hier wegen der Nähe interessanter Partien von eigenem Reiz.

Gegen Mittag, nachdem wir uns durch ein Gabelfrühstück gestärkt, verließen wir Baden.

Das Leben und Treiben in unserem Gasthofe, wo auch Bürger einkehrten und sich durch Trunk und Spiel vergnügten, so wie sonstige physiognomische Blicke, die wir da und dorthin in der Stadt geschickt hatten, legten mir eine allgemeine Bemerkung nahe, die ich jedoch nicht übelwollend auf die Bewohner Badens angewandt wissen möchte. Es ist folgende: Ein leichter und schneller, ein vorübergehender Erwerb geht selten recht fruchtbringend in das wirthschaftliche Wesen und Leben der Menschen über, wird nicht recht ökonomisch in Saft und Blut resorbirt. Ueberdies theilen sich freie Sitten in der Gesellschaft leicht mit.

So wie nun z. B. ein lebenslustiger Wirth bald zu seinem eigenen Gast wird, der noch dazu den ganzen Tag im Wirthshause bleibt, so sehen wir den Bürger der Universitätsstadt zum Burschen werden, der überdies Nichts lernt, so den Bewohner des Kurorts zum Badegast mit jahrelanger Saison, und selten entspricht den ungemeinen Summen, die dort und hier von den Fremden verzehrt werden, der Wohlstand und das Wachsthum der so gut bedachten Städte.

Durch das hochgelegene Schloß, das nach der Einäscherung Badens am Tage des heiligen Bartholomäus — eines ominösen Heiligen — am 24. August 1689, später wieder erbaut worden, kamen wir auf die mit einer Rotunde aus Stein endigende Terasse, und von da in den Schloßgarten, wo wir uns der erhebendsten, ernst-heitern Umsicht zu erfreuen hatten. Auf dem nicht eben großen Flächenraume ist viel mahlerische Mannigfaltigkeit der Vegetation, majestätische Lindenbäume,

anmuthige Gebüsche, reinliche Gänge, Schatten und Licht, wie es der Luftwandler für leibliches und gemüthliches Bedürfniß sich wünschen mag, und wie es der Verweilende noch weit mehr zu schätzen weiß, als der fortstrebende Wanderer.

Die schon einmal gesehenen Souterrains, unheimlich, wie das heimliche Gericht, dessen Sitz sie gewesen seyn sollen, besuchten wir nicht.

Aus dem Schloßgarten tretend sahen wir uns auf der Straße zum alten Schloß, einer der großartigsten Ruinen, und so schön gelegen, als man es sich denken mag. Der Weg führt in einen Tannenwald, dessen Ernst und Urkräftigkeit — er hat herrliche Hochstämme — mit dem so eben verlassenen Element einen fühlbaren Kontrast machen. Kleine Züge von Kurgästen begegneten uns, gehend, auf kleinen Eseln reitend; — ein kränklicher Jüngling wurde von seinen Brüdern in einem Wägelchen kutschirt.

Bei einer Wendung der Straße saßen unter hundertjährigen Tannen auf einer Ruhebank zwei junge Damen. Wir grüßten sie schweigend, und dachten: Einmal gesehen und nimmer! — Im Vorhofe der Schloßruine angekommen, fand ich den Raum reinlicher, als einst, und mit einem Schenkhäuschen ausgestattet. Ich erzählte W. die frühern Fata, die Chokoladebereitung unter schüttendem Regen, den Hochgenuß unter schützendem Bretterdache ꝛc. Wir eilten hinein, hinauf über die neugebauten steinernen Treppen durch ein Gewinde ehemaliger Gemächer und Säle. Rückwärts sahen wir in eine schwindliche Tiefe der hohlen Räume hinab. Ueberall hat die Vegetation ihr Recht auf zerstörte, verlassene, von Wind und Wetter angegriffene Wohnplätze geltend gemacht. Der architektonische Uebelstand wird zum pittoresken Glück. Man kann sich nichts Schöneres denken, als die bald gerade aufstrebenden, bald seitwärts hinausragenden, zuweilen ganz gesenkten Bäume und Gesträuche, Laub- und Nadelholz durcheinander, und mannigfaltiges Grün, herbstliches Gelb, Roth und Braun gemischt, einander gegenseitig hebend.

Auf der Zinne einer offenen Gallerie beherrscht man die reichste, freieste Aussicht. Wenn die erste Ueberraschung einer ruhigern Schau Eingang verschafft hat, so thut man wohl, das ganze Panorama nach seinen Hauptmomenten zu umschauen. Die Fernsicht ist ungemein; man sieht die Fläche des Rheinthales von Schlettstadt bis über Worms gegen Mainz hinab, mithin den Zug des Rheinstromes auf eine unabsehbare Strecke. Denn man glaube ja nicht, daß man die entferntern Punkte unterscheiden könne. Allerdings erkennt man das Münster von Straßburg, dann die Städte Rastadt, Karlsruhe, Durlach ꝛc., den Zug der Vogesen, aus dem Duft auftauchend in Süden, in ihm zerfließend in Norden,

ſich dort heranziehend die Höhen des Odenwaldes. Man erkennt Schiffe auf dem Rhein. Aber die Ferne verliert ſich ins Unbeſtimmte der Dünſte, und nur unter den günſtigſten Umſtänden bringt der Blick weiter, als ſonſt im größten Theile des Jahres.

Von dieſem unendlichen Horizonte mag das Auge gern zu den nähern aufragenden Maſſen des kegelförmigen Ibergs und ſeiner Nachbarn, dann des rückwärts im Thale thronenden Merkuriusberges und der andern Schwarzwaldköpfe ſich wenden.

Näher bei Baden und Lichtenthal ſind aber höchſt anmuthige, durch Wieſenmulden und ſaftgrüne Halden getrennte bewaldete Hügel. Das Thal iſt überſäet mit Wohnplätzen, gedrängt und zerſtreut, und nicht wie durch Nothdurft und Sorge, ſondern gleichſam zur Luſt und behaglichen Ueberſchau und zu täglichen Spaziergängen ſo geſchaffen und geſtaltet.

Die nächſte Nähe iſt aber die waldumgebene Schloßruine ſelbſt, die man von ihren hohen Zinnen aus in ihrer ganzen Größe und Ausdehnung würdigt, und die als Vorgrund jenen Gemählden erſt die rechte Bedeutung gibt, ſie als Gegenſatz noch mehr erheitert. Zum dritten Male beſucht, und in allen Räumen mit liebendem Antheil durchwandelt, war mir das Ganze und Einzelne doch wieder neu, wozu wohl auch die dankenswerthe Herſtellung der überall ſicher hinführenden ſteinernen Treppen das Ihrige beitrug. Man zürnt der Wuth der ziviliſirten Barbaren, die dieſes edle Stammſchloß zerſtörten; aber wie nun die Kunſt kein Uebel anerkennt, als den Ungeſchmack, ſo ſieht ſie auch in Tod und Zerſtörung noch das vormalige Leben, und heißt zerfallene Hütten und Palläſte ſchön, ja künſtleriſch ſogar ſchöner, als neugebaute, weil mehr Geſchichte und mannigfaltigeres Leben aus ihnen ſpricht. Die mahleriſch nachahmende Kunſt läßt in ihrem Zauberſpiegel nicht ſo gern das vollkommene Kunſtgebilde oder ſonſtige Menſchenwerk, als vielmehr das von den Elementen ſchon wieder angegriffene und durch ſein Schickſal zur Natur gewordene ſchauen.

So ſtanden wir mit Intereſſe hinter der Schloßruine, wo ein hoher Thurmreſt, mit dem Grundfelſen wie verwachſen, von Schlingepflanzen überwuchert, und hinter hochſtämmigen Bäumen halb verſteckt ſich darſtellt, wie denn dieſes Günſtige von Zeichnern oft ſchon ausgebeutet worden. Von dieſem Standpunkte hinweg beſtiegen wir auf Stufen aus unbehauenen Steinen die ſogenannten „Felſen," eine bewaldete Höhe, welche die der Ruine noch um ein Merkliches überbietet.

Auf halbem Wege dahin ſaßen auf einer Steinbank wieder die beiden jungen Damen. Wir hatten nun ſchon einiges Recht zu einem

lauten Gruße, der auch von Silberſtimmen mit der Aeußerung erwiedert wurde, daß dieſer ſteile Weg etwas anſtrengend ſey.

Auf der Höhe ſteht eine gegen Wind und Wetter ſchützende hölzerne Hütte mit einer Unzahl Namensverewigungen. Hier oben iſt die Ausſicht gegen Süden und Weſten noch unbeſchränkter, als auf der Ruine, da man dieſe ganz unter ſich hat, und die nähern Berge ſchon etwas weniger vom Horizonte wegſchneiden.

Die Damen kamen uns nach; wir verweilten mit ihnen in demſelben bedeckten Raum, und es ergaben ſich wieder einige freundliche Reden und Gegenreden. Die Felſen, ein porphyrartiges Konglomerat, ſtarren hier in grotesken Formen ſenkrecht herauf. Man verſagt es ſich nicht, auf vorragende Platten hinauszutreten, und über die thurmhohen Wände mit einem ſüßen Grauſen gegen den Wald hinabzuſchauen.

Von hier aus wandte man ſich früher wieder zurück. Jetzt aber fanden wir einen weiter hinauf leitenden, gebahnten Fußweg, der auf eine noch bedeutend höhere Felſenpartie führte. Ja, die Zerklüftung wird hier immer kühner, wilder, ſchaueriger. Wegweiſer zeigen auf eine Felſenbrücke, die wir auch, dem Pfade folgend, bald fanden. Wir mußten uns durch irrgängliche Zackenfelſen, jäh, doch gefahrlos, hinabwinden, und kamen dann über eine ſchmale, aber ſehr tiefe Kluft auf einer kleinen, kunſtlos, doch feſt zuſammengefügten Brücke zur Felſenkanzel.

Hier ſahen wir uns auf einer überall ſchroff abgeriſſenen Klippe über einem fürwahr ſchaudervollen Abgrunde. Mit möglichſter Faſſung ſchaute ich mich hier um; doch konnte ich, meinen jungen Gefährten zwar nicht aus den Augen, aber doch gewähren laſſend, ein bängliches Gefühl nicht ganz überwinden. Reiſenden Mahlern möchte ich den Beſuch dieſer abenteuerlichen Felſenformation dringend empfehlen. Keine Einbildungskraft kann dergleichen erſchaffen, und auch durch die ſchwächſte oder flüchtigſte Nachbildung dieſer Geſtalten wird der gigantiſche Naturgeiſt hindurchblicken.

Als wir uns wieder durch das Felſenlabyrinth heraufgewunden, ſtanden wir zum vierten Male vor dem Damenpaar, welches ſich auf einem Sitze niedergelaſſen hatte. Sie erſparten uns durch ihr gebrochenes Deutſch die Verlegenheit, ihnen in gebrochenem Franzöſiſch Auskunft zu ertheilen. Sie wollten wiſſen, ob die Felſenbrücke ohne Gefahr zu paſſiren ſey. Wir beruhigten ſie hierüber und verſicherten, daß ſie, wenn ſie keinen Schwindel haben, unbedenklich dieſe groteske Partie beſuchen könnten. Wie nahe lag es, den Rathloſen die Begleitung und den

stützenden Arm anzubieten? Am Schreibpulte stehend begreift man seine Hartherzigkeit auf der Reise gar nicht, die sich nur dadurch wo nicht entschuldigen, doch einigermaßen erklären läßt, daß sich der Wanderer in einer Art Naturzustand befindet, und im Ringen mit den ungebundenen Weltkräften selbst ein wenig unbändig wird.

Sterne und Jean Paul sind ohne Zweifel auch mit der Feder in der Hand sentimentaler gewesen, als mit dem Wanderstabe. Auf der Reise geizt man mit Worten, Minuten, und Kräften. — Oder waren die Damen etwa nicht jung, nicht reizend genug? — Kann man aber die Artigkeit gegen schöne Frauen und Mädchen ein Verdienst, ein Opfer nennen? und besteht nicht die eigentlich chevalereske Galanterie eben in dem Zuvorkommen gegen ältere, passirte Damen? Die unsern waren jedoch weder alt noch häßlich.

Dem sey nun aber, wie ihm wolle, — wir ließen sie, mit Ablehnung jeder romanesken Situation, auf den Felsenklippen allein, und setzten unsern Weg weiter fort.

Eine Szene hielt uns sogleich wieder fest. Gegen den Abgrund hinaus war die Felsenwand so von oben bis tief hinab zerklüftet, daß eine thurmhohe Spalte entstand, welche uns schauerig angähnte und ein merkwürdiges Schaustück von Zerrissenheit darstellte. Mit diesem klaffenden Riß schloß sich die ungemein mahlerische Folge der charakteristischen Felsenszenen.

Wir wanderten im Walde fort, und kamen bald abwärts und ins Freie. Wir befanden uns auf einem Sattel der Höhe, „der Batter" genannt. Anbau erschien mit seinen freundlichen Bildern, Frucht- und Gemüsefelder, Rebland, Obstbäume, und das Dorf Ebersteinburg hinter seinen Gärten halb versteckt.

Die Schloßruine, von der es seinen Namen hat, liegt am andern Ende auf einem Vorhügel, von Wald umgeben. Das ehemalige Schloß wurde vom schwäbischen Bunde zerstört. Eine Frau folgte uns. Sie hat ein Hüttchen in einer Ecke der Mauerreste, und ist für die Besucher mit Erfrischungen versehen, auch stets bereit, warme Getränke zu bereiten. Außen steht eine kleine Laube, aus welcher man eine herrliche Aussicht genießt, bei welcher die Nähe, die freundliche nnd dann auch wieder ernste Umgebung des unten liegenden Dorfes uns nicht minder anziehend war, als die endlose Ferne.

Sie erbot sich, uns den Thurm aufzuschließen, wo wir auf hoher Zinne das Panorama unbeschränkt umschauen sollten. Hier oben ist dann die Sicht in den Ausgang des Murgthales und über die es begränzenden, ungemein mannigfaltigen Bergformen hin überaus großartig.

Senkrecht hinab in schwindelnder Tiefe blickt man auf die Tannen- und Eichenwipfel, und so setzt sich die Waldregion über die Wallungen des Bodens fort bis gegen das Thal hin.

Ich suchte in diesem Revier die Stelle, wo ich einst verirrt, und rathlos und vergeblich rufend mit dem älteren Bruder W. s gestanden, und wir uns dann doch wieder zurecht gefunden.

Uns rechts lag der höchste Gipfel der Gegend, der hohe Merkuriusberg; drüben über dem Murgthale der Rücken der Teufelsmühle und ihre nicht minder imposanten Nachbarn. Die Ferne war rhein-abwärts aufgethan.

Niemals war es mir darum zu thun, auf solchen hohen, freien Standpunkten mit dem Tubus in der nebelduftigen Ferne nach gewissen Punkten, Städten, Schlössern ꝛc. herum zu stöbern, wie die Atomistiker unter den Reisenden pflegen. Die Dynamik des Erdplaneten, von dem hier ein für die Imagination immer erkleckliches Stück aufgethan war, ging mir über jenes Herumtasten.

Dem Oberrhein in seinem Laufe durch das breite und unabsehbar lange Thal zu folgen, den Zug der Vogesen, das Einrücken des Odenwaldes zu überschauen, Das war meinem Auge, meinem innern Sinne mehr als genug. Die Nähe, die Umgebung machte sich durch ihre geologischen und mahlerischen Momente geltend; doch auch hier blieb Vieles räthselhaft, geheimnißvoll, unergründlich, und wir trennten uns endlich, weil das Gemüth auch das Große und Schöne nur so lange erträgt, als es in der Stimmung der Gegenwart einen Antheil daran knüpfen, ein Interesse daraus entnehmen kann. Wir sagten dem ewigen Strome Lebewohl, weil der kurze Tag und seine Stunde gebot.

Durch das Dorf und seinen fruchtbaren Oesch kamen wir bald auf die über den Bergsattel von Baden her nach Gernsbach führende Straße. Im Walde begegnete uns eine lesende, bildschöne Dame. Welchem Autor kommt in solchem Falle nicht der Gedanke: Wie! wenn die Holde zufällig Dich in den Händen hielte! Links auf der Höhe sahen wir noch ein paar aufstarrende Felsen von derselben Physiognomie, wie die über dem Schloß Alt-Baden.

Die ganze Felsenreihe von Alt-Baden her deutet auf eine urweltliche innere Hebung der primitiven Formation, eines Porphyrs mit Feldspath untermischt, über die jüngere, welche aus Sandstein, Thon und Kalk, und einem Steinkohlen-Flöz besteht. Die meisten heißen Quellen entspringen im Urgebirg, und gewaltsame Zerklüftungen, Folgen urweltlicher Umgestaltung, sind Zeugen, daß einströmende reine Wasser über vulkanischen Heerden sich erhitzen, und aus ihrer Gasform durch

die niedrigere Temperatur des obern Gebirges wieder verdichtet, so zu Tage gehen.

Die Topographie der warmen Bäder der alten und neuen Welt bestätigt diese geologische Hypothese auf eine Weise, daß man kaum eine andere Erklärungsart zu suchen geneigt seyn kann.

Aus dem Walde tretend erfreute ich mich wieder der weitumschauenden Freiung und der reizenden Lage von Neuhaus, einer einzelnen Ansiedlung auf lachender Höhe.

Vom Schlangenzuge der wohlgebahnten Straße beugten wir rechts ab, und folgten einem felsigten Pfade, der ins Thälchen auf das Dorf Unterstaufenberg steil hinabführt. Wir sahen uns von lauter Rebhügeln umgeben. Auch an den Wohnungen rankten Weinstöcke vollgedrängt von beerschwarzen Trauben hinauf.

Das Städtchen Gernsbach, wohlhäbig durch Gewerbe und Holzhandel, an Markttagen lebhaft durch den Besuch der Umwohner, hat seine Hauptkirche würdig restauriren lassen. Ueber die massive Murgbrücke aus rothem Sandstein kamen wir in den jenseits gelegenen Theil, der am Ufer hellgebaut sich hinzieht.

Auf der ansteigenden Straße traten wir aus dem Urgebirgischen in die Formation des bunten Sandsteins. Links hatten wir ein fruchtbares Thälchen; zahme Kastanienbäume hingen voller Früchte; die Obstbäume waren leider heuer fast überall ohne Segen; Gemüse, Frucht, Wurzelgewächse wurden in ziemlich ergiebigem Maße eingeheimst; die Rebgelände harrten noch auf warme Nachsommertage, die aber nicht kommen wollten, und so mußte sich der Mensch eben genügen lassen. Die Frommgesinnten getrösteten sich der Güte Gottes, die auch über Fehljahre hinüberhilft; die Aufgeklärten (wie ich sie nennen will) dachten an die austheilende, ausgleichende Natur, die ihre Gabe nach mehrjährigen Durchschnitten in erfreuender Fülle gewährt, und nur selten hiebei unerwartet große Stadien macht.

Das Dorf Loffenau hat eine sehr reizende und milde Lage in dem vor Nordwinden geschützten Kessel der Berge. Es sind die Nachbarn der Teufelsmühle und des hohen Mutzensteins. Zeugen der warmen Lage des Orts sind die vielen Kastanienbäume, die hier gedeihen, während um Stuttgart, wo doch Wein, Mais, Aprikosen-, und selbst Mandelbäume fortkommen, kein solcher Baum gesehen wird.

Noch oft wandten wir uns um, und blickten der scheidenden Sonne nach gegen die ferne Niederung des Rheins und die nachdunkelnden Vogesen; aber es geschah mit dem etwas wehmüthigen Gefühle der

Heimkehrenden, die dem Schönen und Erhebenden ihren Abschiedsgruß nachsenden.

Wie anders ist es dem Erwartenden zu Muthe, vor dessen in die unbestimmte, sich allmählig aufthuende Ferne dringendem Blicke die phantastischen Gestalten des noch nie Gesehenen mit jedem Schritte deutlichere Formen gewinnen. Er hat die süße, kitzelnde Vorempfindung der Erweiterung, der Bereicherung seines Wesens. — Gegen die Heimath gewendet muß sich seine Imagination wieder in die Enge ziehen; und wären nicht die Bequemlichkeiten des Gewohnten, das stille Wachsthum der innern Welt, man möchte die Rückkehr in die ewigen Wiederholungen des schon Durchlebten von Herzen verwünschen.

Wir wollten, obwohl der Tag sich stark zur Dämmerung neigte, doch noch Herrenalb erreichen. Deßhalb marschirten wir mit raschen Schritten den steilen Pfad gegen den Bergsattel, „bei der Kapelle" genannt, hinauf. Oben sahen wir uns in kurzer Rast um. Wir standen auf der natürlichen Gränze zwischen dem milden, fruchtbaren Lande Baden und dem dunkeln würtembergischen Schwarzwalde, und gingen in der Zeit und im Raum einem wachsenden Dunkel entgegen. Ein Mann kam uns eilig und keuchend nachgeschritten; nahe an uns setzte er sich auf einen Markstein und rief uns an. Er bat um ein kurzes Verweilen, indem er uns zu begleiten wünschte. In Loffenau hatte er von zwei Wanderern gehört, die noch nach Herrenalb gingen, und sich nun angestrengt, sie einzuholen. Uns war freundliche Ansprache so erwünscht, als ihm. Er war ein redefroher Bewohner letzteren Orts, und wir kamen unter Wechselreden, die sich wie billig auf Land und Leute dieser Gegend bezogen, durch die außerdem etwas melancholische Waldregion früher als gedacht nach Herrenalb, wo wir im Ochsen uns wohl berathen fanden.

Sechster Tag.

Am Morgen des 29. Septembers, am Tage des Erzengels Michael, gingen wir zu der kleinen Ruine einer Kapelle des ehemaligen Cistercienser-Klosters, das im Jahr 1148 vom Grafen Berthold von Eberstein gestiftet worden. Es freute mich, daß mein jugendlicher Gefährte Interesse für den mittelalterlichen Baurest und die daran eingemauerten noch ältern Grabsteine zeigte. An einem der letztern lasen wir die Jahrszahl 1300.

Es wäre Schade, wenn diese vier Ringmauern mit den byzantinischen Fenster- und Thüröffnungen, und dem vielleicht spätern gothischen

Glockenthürmchen abgebrochen oder der zerstörenden Zeit überlassen würden.

Schon durch das Thor des sehr geräumigen Klosterhofes stellen sich die Gegenstände sehr mahlerisch und in einen Rahmen gefaßt dar. Ein schön bewaldeter Berg des romantischen Gaisthälchens bildet den Hintergrund; die Kirche und die Ruine ragen über einen Obstgarten hervor; ein laufender Brunnen steht belebend im Vorgrunde, wozu sich dann, da neben verschiedenen Wirthschaftsgebäuden auch die Schule im Hofraume eingerichtet ist, durch Ab- und Zuwandelnde eine mannigfaltig wechselnde Staffage ungesucht selber macht. Wie magst du nur solcher Einzelheiten erwähnen? — dürfte ein mit wichtigen Dingen Beschäftigter fragen. — Hab' ich nun eben meine unschuldige Freude daran, namentlich jüngere Leser auf eine mahlerische Auffassung der Außenwelt hinzuweisen. Arbeitet doch so vieles Andere an ihnen, sie zu Neganten zu erziehen. Die Kunst ist aber die schönste Bejahung des Lebens.

Den Bergwald hinauf gelangten wir nach dem Dorfe Tobel, das gegen 2200 Fuß über Meer liegt, aber dennoch einen guten Anbau und überhaupt eine wohlhäbige Physiognomie zeigt. Die Fläche des Rheinthales lag uns im Gesichtskreise. Es war übrigens an dem kühlen Herbstmorgen durch Niederschläge etwas dunstig. Hier oben sieht man an hellen Tagen den Lauf des Rheins. Uns war es fast erwünscht, daß er uns das Herz nicht noch einmal schwer machte.

Durch Wald kamen wir nach Dennach und dann an einen Abhang, wo ein Stück des Enzthales gegen Neuenbürg hin uns anmuthig aufgethan war. Die Steige hinab vergnügten wir uns an der Transparenz der sonnenbeglänzten Bäume und den wirksamen Streiflichtern, die durch die schwarzen Stämme drangen.

Unten öffnete sich das Eyachthal, ein Wiesenteppich, von Tannenwald-Koulissen begränzt. Es ist nicht zu läugnen, daß der Schwarzwald in mahlerischer Hinsicht durch seine unendlichen Tannenwälder monoton ist, da sie viel weniger Mannigfaltigkeit der Formen und Abwechslung der Massen darbieten, als das Laubholz. Aber der Wanderer, der Sinn für leise Abstufungen hat, kann sich doch an den wunderbar duftigen, stahlblauen Tönen der Waldwände nicht satt sehen. Der Mahler ist oft genöthigt, da aufzuhören, wo die Natur mit ihrem unendlichen Getheil, ihren zarten Uebergängen, ihrer luftigen Leichtigkeit erst recht beginnt und ihn zur Verzweiflung bringt.

Höfen, ein lachendes Dörfchen, hüben und drüben an der Enz, von reichen Holzhändlern städtisch-verschönert gelegen, reichte uns erwünschte Labung. Die Waldsteige, die ich schon zwei Mal bei Nacht herabge-

kommen, dünkte mir am heitern Mittage weit kürzer. Auf halbem Wege kamen wir an einem großen Felsensteige, oder was die Schweizer „Rüffene" nennen, vorüber, wo nämlich ein Wolkenbruch einen Theil des Gebirges losgerissen und in Blöcken durch eine Schlucht herabgewälzt hatte; freilich nur ein schwaches Bild von Dem, was ich früher da und dort in den Alpen gesehen.

Der Rückblick durch das waldige Tobel hinab auf Höfen, das an der Ausmündung der hellgrünen Wiesenmulde lag, und mit seinen saubern, weißen und bunten Wohnungen heraufglänzte, that uns wohl. Auf der Höhe von Langenbrand wandten wir uns rechts nach Schönberg.

Das stattliche Dorf hat eine erst im Jahr 1832 aus rothem Sandstein erbaute Kirche. Die Lage dieses, so wie der meisten Schwarzwalddörfer ist freundlicher und mahlerischer, als die der Alp-Dorfschaften. Der Gegensatz der dunkeln Tannenwälder umher zu den saftigen Wiesen und dem Gebreite der Baufelder gibt schon der ganzen Physiognomie einen ansprechendern Charakter. Ueberdies sind die Alpörter zusammengedrängt und von unabsehbarem Ackerfeld umgeben, die Ansiedlungen des Schwarzwaldes aber mehr umher zerstreut und an dem Grün der Wiesen sich abhebend. Die Alp ist eine wasserarme, endlose Hochebene; das Schwarzwaldplateau aber von unzähligen Mulden, die sich gegen die Längen- und Queerthäler hinab vertiefend verengen, durchfurcht, so daß die Spezialkarte ein wahres Adergeflecht darstellt, was in der Natur selbst auch für die Anschauung das Bild des mannigfach Belebten gibt.

Eine gute Straße führte uns auf der Höhe fort. Der Horizont öffnete sich weithin gegen den Aufgang; wir sahen den fernen Zug des Welzheimer Waldgebirges und der Löwensteiner Höhen. An der Steige, die nach dem Städtchen Liebenzell hinabführt, werden bedeutende Korrektionen zu besserer Ebnung vorgenommen, wie denn im Gebirg und Flachlande Viel für die Verbesserung der Straße und ihrer Züge geschieht.

Zwei Bestrebungen sind jetzt in der zivilisirten Welt rege und theilen sich täglich weiter mit: die Förderung der Kommunikation zu Land und Wasser, und die Bau- und Verschönerungslust. Dem Zuge des Ganzen muß immer auch das Einzelne folgen, und man muß gestehen, daß im Großen von den Menschen und für die Menschen in beiden Sphären erstaunlich Viel gethan wird; denn wenn einmal für ein augenfälliges Bedürfniß Etwas im Allgemeinen geschaffen werden soll, so werden weder Kosten noch Mühe gespart. Hier findet also der Bewohner, wie der Reisende, sich aufs Beste berathen und besorgt.

Dies hindert aber nicht, daß er mit seinen individuellen Anliegen und Wünschen nicht täglich und stündlich dennoch ins Gedränge kommen kann.

Wir wollen nur an Eines erinnern. Es kann Niemand besser ergehen, als einem gefallenen Mädchen, wenn sie in ein neueres, wohlausgestattetes Klinikum oder Krankenhaus aufgenommen wird; dagegen ist und bleibt eine arme Mutter vieler Kinder übel daran, wenigstens sorgenvoll, wenn ihr ein neuer Ankömmling beschert wird.

Das Duodezstädtchen Liebenzell hat eine pittoreske Lage an der Ausmündung einer Schlucht gegen das Nagoldthal, auf welches die Ruine des einst vom Tyrannen von Merklingen bewohnten Schlosses ernst hinabschaut.

Früher, als gedacht, gelangten wir den jenseitigen waldigen Abhang hinan, wo wir, oft umblickend, mit etwas schwerem Herzen von dem letzten Schwarzwaldthal Abschied nahmen, auf die Höhe und zu dem Dorfe Monakam, dessen Name an Mönche erinnert. Wir wußten hier in der Kirche ein altdeutsches Altärchen mit Schnitzwerken und Gemählden, das uns auch der gebildete Schullehrer freundlich zeigte, und dafür meine Aeußerung über die Möglichkeit seiner Wiederauffrischung entgegen nahm.

Wir waren auf der Hochebene im fruchtgesegneten Lande. Die Sonne ging hinter dem Kirchthurme des stattlichen Dorfes Neuhausen prächtig unter. Wir wanderten auf badischem Boden, auf einer Besitzung des Freiherrn von Gemmingen, kamen aber nach einer Stunde wieder ins Würtembergische. Nirgend auf der Reise hatte man uns nach einem Passe gefragt; Schmugglern sahen wir nicht ähnlich, und seit der Zollverein mit Baden besteht, hat ohnehin jede peinliche Frage und Untersuchung ihr Ende erreicht.

Es wurde Nacht: wir blieben aber dabei, einem Fußpfade zu folgen, den man uns genau bezeichnet hatte. Zwischen Aeckern, an schmalen hohen Rainen hin, durch Gesträuch, über Wiesen folgten wir ihm, der sich manchmal zu verlieren schien. Bei der Frohnmühle kamen wir über das Wurmflüßchen, und vernahmen von der Müllerstochter — ob sie Göthe's schöner Müllerin vergleichbar war, ließ uns die Dunkelheit im Zweifel — zwischen Wasserrauschen, Rädergeklapper, und Hundegebell hinein ihre Zurechtweisung über den fernern Weg, auf welchem wir dann das Städtchen Heimsheim erreichten. Es war uns unendlicher Spaß verheißen; der Wirth war, wie uns ein Vetter von ihm gesteckt, der jovialste Mann, der ergötzlichste Witzbold auf weit und breit. Wir warteten auf Todesspäße.

Ein kurzer, dicker Mann setzte sich zu uns. Welcher Dämon ihm aber verrathen haben mochte, daß ein Kunstenthusiast mit seinem Sohne vor ihm sitze? — Er holte Briefschaften und gedruckte Nachrichten, die seinen seit vielen Jahren in Rom verweilenden Verwandten, den Architekten Knapp, betrafen. Dieser hatte wegen eines auf dem Corso erbauten schönen Hauses sich viel Lob verdient und eingeärntet.

Wir gönnten dem Manne den Stolz auf seinen Vetter; wir selbst freuten uns über den tüchtigen Landsmann. Aber — es wurde Schlafenszeit, ohne daß irgend ein Späßchen oder eine Albernheit aufgetischt worden wäre.

Doch solche fehlschlagende Erwartung hat mich auch sonst schon, z. B. bei humoristischen Schriften, Büchern zum Todtlachen ꝛc. gehänselt.

Siebenter Tag.

Am Morgen des letzten Septembers erwachten wir zu einem starken Reifen, der uns für die noch nicht zeitigen Trauben etwas befürchten ließ. An dem Waldenser Dorfe Perouse vorüber und durch einen schönen Wald kamen wir gegen das im verflossenen Juli über die Hälfte abgebrannte Dorf Rutesheim, dessen Unglück die Wohlthätigkeit der Würtemberger aufs Neue bewährt hat.

An seiner Physiognomie im Ganzen bemerkten wir Nichts von der Brandverwüstung. Erst als wir hineingekommen, stellte sich diese dar. Der höher gelegene Theil mit Kirche und Pfarrhaus war verschont geblieben. Der leere Raum bildete eine Art Marktplatz. Schon waren wieder zehn Gebäude von solider Bauart errichtet; — es zeigte sich eine allgemeine Thätigkeit, das Verlorene wieder herzustellen. Die Abgebrannten hatten bei den verschont Gebliebenen und in der Nachbarschaft ein Obdach gefunden. Viele hatten sich Bretterhütten erbaut.

Ein aufgerichteter verkohlter Balken war noch das einzige düstere Wahrzeichen des Verhängnisses. An einigen Hütten waren ärmliche, durchglüht gewesene Wirthsschilde befestigt. Hier konnten sich die Arbeiter mit Speise und Trank stärken. Man sah keine traurige Gesichter mehr.

Ein Unglück, sey es noch so groß, das man mit Vielen theilt, das man als unverschuldetes Geschick hinnimmt, verliert viel von seiner niederdrückenden Gewalt, wenn es den Menschen zu neuer Thätigkeit aufruft, bei welcher ihm die allgemeine Theilnahme und wohlwollende

Unterstützung zu Statten kommt. Hier erwacht er täglich zu neuen, ermunternden Lebenshoffnungen.

Das größte Unglück für den Menschen ist, wenn sittliche Zerwürfnisse seine Thatkraft lähmen, wenn innerer Unfriede an Leib und Seele nagt, an Gesundheit und Wohlstand zehrt, und die Grundlagen eines geordnet reinlichen Daseyns untergräbt.

Derlei Betrachtungen begleiteten uns die Straße hin, wo wir dann selbst zu einigem Scherz aufgelegt wurden, und nicht ohne Lächeln an dem Kostüme der Kinder und jungen Leute wahrnahmen, daß die einzelnen Stücke sich von verschiedenen Ständen und Moden herschrieben und lustig kombinirten.

Trifft sich's wohl zuweilen, daß man bei Leichenmahlen heiter wird und den Scherz kaum unterdrückt, so mag auch uns der unsrige nicht nachgetragen werden.

Durch einen Bergeinschnitt kamen wir auf die Höhe; links lag die weit ins Glemsgau und Unterland hinschauende Warte. Auf dem Plateau zog sichs eben fort bis zu dem königlichen Lustschlosse Solitüde. Die Ferne, die uns schon so oft das Gemüth erweitert hatte, war dunstig umhüllt. Lust- und Vergnügungsorte sind nur bei günstiger Beleuchtung und heiterm Besuche recht sie selbst; außerdem mahnen sie nur um so mehr an die Prosa des Lebens.

Für die Lage unserer Residenz hatten wir in der Imagination als Gewanderte einen neuen Maßstab mitgebracht. — Ein behagliches Gefühl der Auffrischung und Erweiterung begleitet den Heimkehrenden noch mehrere Tage hindurch, während er in sein Gewohntes sich wieder zu finden trachtet.

H. Koenig.

Fulda in ſeinen Verwandlungen.

Von

H. Koenig.

Das neunzehnte Jahrhundert brach ſehr verhängnißvoll für meine Geburtsſtadt an, ja für mein Mütterländchen, wenn ich eine kleine Provinz meines deutſchen Vaterlandes ſo nennen darf. Das geiſtliche Fürſtenthum Fulda ward nämlich im Jahre 1802 ſekulariſirt, und dem Hauſe Oranien-Naſſau, zur Entſchädigung für die in den Niederlanden verlorene Statthalterſchaft und eingebüßten Domänen, als ein Erbfürſtenthum zugewieſen. —

Es ſcheint bei flüchtiger Betrachtung ein Leichtes, das Band aufzuknüpfen, das einen Krummſtab und ein Zepter überkreuz bindet, und ſchnell iſt der Fürſtenhut von der Inful getrennt. Aber welche Verhängniſſe und Verwandlungen finden durch dieſen Bruch einen Eingang in die Gegenwart und in die nachkommenden Jahrhunderte? Es iſt ein Ruck, der die geſchloßnen Bauerngüter, die Innungen des Gewerbs, die Bahnen des Handels, die Lehrſtühle der Wiſſenſchaft, und die Lotterbette des geſellſchaftlichen Lebens erſchüttert. Neue Grundſätze umgeben fortan den neuen Thron, der mit andern Farben ſchimmert; ein fremder Ehrgeiz drängt ſich herbei; die Geſinnungen des Volkes verwandeln ſich; friſche Gedanken kommen in Umlauf; die Bildung macht ungebaute Felder urbar, und zwiſchen der Polarität der nun auseinander gerückten weltlichen und geiſtlichen Gewalt regen ſich oder brauſen andere Lebensprozeſſe. —

Eintauſend acht und fünfzig Jahre lang hatte der Krummſtab auf den ſteinigen Hügeln des alten Buchenlandes, in den grünen Auen der Fulda, der Ulſter, und der Saale eine verſteckte Glaubensheerde geweidet. Ehe der Pferch hier aufgeſchlagen wurde, waren dieſe Hügel und Höhen von dem ſchaurigen Urwalde bedeckt geweſen, der vom Mittelmain bis zur Werra den Namen Buchenwald führte. Ungeheure Bäume hatten den rauhen Boden in Beſitz genommen, und hegten nur Heerden wilder Thiere und Flüge ſchreiender Vögel. Von menſchlichem Thun kennt man nur eine ſchreckliche That, ſo wild, wie jener Hartwald ſelbſt, die zur Zeit der Gründung des Stiftes Fulda ſeit zwei Jahrhunderten in jener wilden Einſamkeit ſpuckte. Einſt nämlich hatte Siegbert, der alte König der ripuariſchen Franken, ſeine Hauptſtadt Köln verlaſſen, um ſich im Buchenwalde durch Jagd auf Wölfe, Luchſe, Bären, und Büffel zu ergötzen. Ermüdet hatte er ſich an einem einfachen Mahl erquickt, und in ſeiner umlaubten Waldhütte ſchlafen gelegt; da waren zwei der von ſeinem herrſchbegierigen Sohne Chlodowig gedungenen Mörder in die Hütte gedrungen, und hatten mit Dolchen den träumenden Frankenherrſcher getroffen. —

So erzählt Gregor von Tours. Zwei Jahrhunderte ſpäter durchwandert dieſen wilden Forſt ein frommer, entſchloßner Mönch, um ihn für die Sonne und das Evangelium zu lichten. Es war einer jener angelſächſiſchen Mönche, die von den britiſchen Inſeln herüber kamen, um die ausartende fränkiſche Kirche zu reformiren. Allein die fränkiſche Politik wußte ſolche Männer anders zu verwenden: ſie ſchickte ſie unter die Frieſen, Sachſen, Thüringer, Allemannen, und Bayern, um dieſe heidniſchen Stämme Germaniens zu bekehren. Man wollte gern dieſe unbändigen Völkerſchaften für den Himmel gewinnen, um ſie auf Erden deſto leichter regieren zu können. Dazu kamen die eifernden Mönche aus England eben recht; indem die Franken ſelbſt als Unterdrücker zu verhaßt waren, um als Bekehrer Eingang bei den Germanen zu finden. — England lieferte damals ſeine erſten Subſidien für den Kontinent nicht *gegen*, ſondern *für* das Frankenreich — in den heiligen Mönchen Kolumban, Gallus, Landolin, Kilian, Sebaldus, Emmeran, Rupert, und vielen Andern, die ſich in die heidniſchen Anſiedlungen Deutſchlands zerſtreuten, Stifter, zum Theil noch heute berühmt, gründeten, und nicht ſelten den Märtyrertod erlitten. Keiner war in dieſen Beſtrebungen eifriger und glücklicher, als Winfried, nachmals Bonifazius genannt. Er war als Mann und Mönch nicht nur muthig genug, um die große Donnereiche bei Geismar, Angeſichts der heidniſchen Gläubigen, nieder zu hauen, ſondern auch politiſch genug, um ſich in die leiſe Revolution

zu mischen, die mit des Pabstes Hilfe die siechen Merovinger vom fränkischen Thron entfernte, und deren Hausmaier (Minister), die siegreichen Karolinger, darauf erhob. Die andern angelsächsischen Mönche wurzelten im demokratischen Elemente der Volksfreiheit, und eiferten oft gegen die aristokratische Verderbniß der fränkischen Kirche, so wie gegen die wachsende Uebermacht des Pabstes. Winfried aber kämpfte für die Einheit eines Reiches Gottes auf Erden, und für die Oberhirtenschaft des Pabstes. Er wirkte in der Richtung des Jahrhunderts und für ein großes Bedürfniß der Zeit. So konnte ihm der Sieg nicht fehlen. Er ward Erzbischoff von Mainz und Haupt der deutschen Kirche Roms.

Von diesem kühnen Manne aufgeboten und eingesegnet, drang sein Schüler Sturmius, ein geborner Bayer, zum dritten Mal in das Dickicht des Buchenwaldes ein, um den ihm bezeichneten schicklichen Platz zur Erhebung eines neuen Klosters aufzusuchen. Mit allen Mühsalen kämpft sich Sturm, dem Laufe der Fulda entgegenziehend, durch die ungebaute Wildniß ungeheurer Bäume, wo er nur scheues Gethier und schreiendes Gevögel aufstört. Von Menschen begegnen ihm blos slavische Handelsleute, die nach Mainz ziehen, jedoch, wie es scheint, nicht auf derselben Fährte, die jetzt zwischen Leipzig und Frankfurt gebahnt ist. Bald sieht er sich wieder allein, und der Abend überrascht ihn. Er muß seinen Esel vor dem Anfalle der wilden Thiere mit einem Zaun umfriedigen, und sich selber schützen, so gut er es vermag. Die Nacht wird immer schwärzer und fürchterlicher. Sturm betet. Da vernimmt er den Hufschlag eines Pferdes. Rasch und heftig schlägt er mit seinem Beil an eine Buche. Auf dieses Zeichen nähert sich der Reiter. Es ist der Diener eines Wetterauer Herrn, der Gegend ziemlich kundig. Beide halten sich zusammen, und ziehen mit einbrechendem Tage weiter. Sturm erfährt die Namen der verschiedenen Plätze. Sie machen an einem Bache Halt. Das finstere Gebüsch schauert den suchenden Mönch an: aber er erkennt das ihm bezeichnete Ziel seiner Fahrt. Hier in Mitte der Waldwüste, an der Gränze vier heidnischer Völkerschaften, will sein hoher Meister Winfried ein Kloster aufrichten. Sturm dankt dem Himmel, und sucht den Rückweg.

Von Karlmann, dem fränkischen Hausmaier, erhält Winfried einige tausend Schritte des aufgefundenen Landstriches in's Geviert, nach einer Karte, nebst einigen hundert Sklaven zur Bearbeitung des Bodens geschenkt; und ein königliches Aufgebot ergeht an die nachbarlichen Grundbesitzer, — auch ihrer Seits dem neuen Kloster zu überlassen, was sie etwa umhergelegen zu ihrem Besitze zählen.

So war das Kloster im Jahre 744 gestiftet worden. Sturm ward

zum ersten Abte bestellt. Rings umher sanken die Riesenbäume; ein steinreicher Boden öffnet den Einflüssen der Witterung seinen unfruchtbaren Schoß. Die Mönche kämpfen mit Arbeit und Entbehrung. — „Brod", schreibt Winfried seinen Freunden am Hofe Pipins, „Brod können sie sich wohl erwerben, aber keine Kleider ohne fremde Beihilfe anschaffen". — Sie tranken ein dünnes Bier, aßen des Tages nur einmal, und enthielten sich von Fleischspeisen und Wein. Die Noth machte es ihnen leicht, die Regel des heil. Benedikt zu beobachten, nach welcher sie lebten. — Bald aber fließen ansehnliche Schenkungen von nah und ferne zu, und bereichern schnell das Stift. Es wächst zur Unabhängigkeit unter dem Pabste, zur Fürstenwürde, zum äbtlichen Primat in „Germanien und Gallien", und endlich zum gefürsteten Bisthum.

Und nun sollte es im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sekularisirt werden. —

Es ist bemerkenswerth, daß die Sekularisation eben so, wie einst die Stiftung, unter Frankreichs Einflusse geschah. Die erste Schenkung kam von einem eigenmächtigen Ministerialen des fränkischen Königs Childerich kurz vorher, ehe dieser letzte Merovinger mit geschornem Haupte den Thron verlassen mußte. Und die Sekularisation fand in Folge des Lüneviller Friedens statt, kurz zuvor, ehe der Konsul Buonaparte den französischen Thron bestieg, von welchem der unglückliche Kapetinger mit mehr als blos geschornem Haupte war gestoßen worden.

Ueber anderthalb Jahrzehnte voraus hatte der vorletzte Fürstbischoff Heinrich oft behauptet, daß er der letzte Fürstbischoff von Fulda sey. Und wenn das standesgemäße Begräbniß, als der Schluß einer irdischen Würde, mit zu dieser gehört: so war er wirklich als letzter regierender Bischoff begraben worden. Was aber jener geistreiche Fürst Heinrich so früh geahnet hatte, wollte der starrsinnige Bischoff Adelbert, als es nun wirklich eintraf, durchaus nicht begreifen. Noch als seine Deputation von Regensburg mit der Nachricht zurück kam, die Sekularisation sey schon ausgesprochen, gab er die Hoffnung, seinen Fürstensitz zu erhalten, nicht auf. Er untersagte jedes Gespräch, jede Bemerkung über diesen ihm unangenehmen Gegenstand, und glaubte damit jede Gefahr entfernt zu haben. — Der oranien-nassauische Abgeordnete traf ein, um die Besitznahme des Landes zu verhandeln. Der Fürst wich aus. Er hielt an der Ansicht fest, daß er — von Kaiser und Reich mit dem Fürstenthum belehnt — erst abwarten müsse, ob Kaiser und Reich auch die Uebereinkunft genehmigen würden, durch welche das Fürstenthum Fulda dem Hause Oranien zugesprochen war. — Sein Kapitel wendete sich

von ihm ab, und unterhandelte mit dem oranischen Bevollmächtigten; die Bürgerschaft that Vorstellung um Nachgiebigkeit zur Abwendung der Exekutionstruppen; die Staatsdiener baten um Entlassung aus ihren Pflichten; ja die Hofdiener sogar traten auf die Seite des neuen Fürsten über. Endlich rückten doch preußische Truppen aus Erfurt ein; der oranische Abgeordnete fuhr feierlich im Residenzschlosse auf, verkündigte der dort versammelten Hof- und Staatsdienerschaft das Besitzergreifungspatent, nahm Alles in Pflichten, und beeidigte das unter den Fenstern des Fürstbischoffs aufgestellte fuldaische Militär. — Adelbert wich noch immer nicht. Ja, der Erbprinz von Oranien selbst, der am 6. Dezember 1802 seinen feierlichen Einzug unter dem Jubel des Volks hielt, traf den beharrlichen Fürstbischoff noch im Schlosse an.

Dies war für Fulda ein Wechsel, der eine ganze Reihe von Umwandlungen nach sich ziehen mußte. Unglücklicher Weise gönnten die Stürme der Zeit, die den Wechsel herbeigeführt hatten, den Umwandlungen keine ruhige Entwicklung. Und nachdem einmal die friedliche Aufeinanderfolge von 84 regierenden Aebten und Bischöffen unterbrochen war, sollte sich die Herrschaft über das Fürstenthum alle paar Jahre verändern. Die oranische Regierung, die französische Administration, das Regiment des Fürsten Primas, das österreichische Gouvernement, die preußische Verwaltung folgten innerhalb dreizehn Jahren rasch genug aufeinander. Es waren die Uebergänge zu der endlich durch den europäischen Frieden wieder herbeigeführten hessischen Dynastie, die zu ihrem Althessen auch ein Stück des Fürstenthums Fulda als neue Zuthat erhielt. — Jetzt erst legte sich die Nachbrandung jenes Sturmes, der eine tausendjährige Herrschaft des Krummstabs entwurzelt hatte. Wir wollen es versuchen, jene flüchtig vorüber gegangnen Zwischenregierungen eben so flüchtig zu charakterisiren.

Der Prinz von Oranien, jetziger König von Holland, regierte wie ein Jüngling, der für das Große schwärmt, und da er nur auf Kleines angewiesen ist, das Kleine wenigstens großartig behandelt. Dazu war nun Fulda wie für ihn gemacht, aber auch er wie für Fulda berufen. Das kleine Fürstenthum gab nämlich Viel zu thun, wenn es auf die Höhe des Jahrhunderts gefördert werden sollte, und die Elemente zu etwas Größerem, als es war, fehlten nicht. Der Krummstab hatte sich in seinem Jahrhunderte alten Recht und in langer friedlicher Zeit nicht

als Wanderstab nach einem hohen Ziele, sondern als Hirtenstab angesehen, der keine Eile hat, sondern seine Bestimmung überall erreicht, wo er die Heerde den Tag über zu süßen Berggräsern führt, und vor einbrechender Nacht in eine trockne Hürde bringt. — Auf diese Weise war Fulda eine ziemliche Strecke hinter der Bildung der Zeit zurück geblieben. Das Vorhandene war wesentlich umzugestalten, und viel Neues mußte hervorgerufen werden. Die veraltete Administration lahmte, die öffentlichen Anstalten waren lückenhaft. Die in einer Hof-Rentkammer und einer Landes-Obereinnahme zersplitterte und mangelhaft eingerichtete Finanzverwaltung wurde vereinfacht, und erhielt mehr Bestimmtheit; das Kassen- und Rechnungswesen ward verbessert, und ein Plan zur Tilgung der aus dem siebenjährigen und aus dem Reichskriege herrührenden Schulden damit verbunden. Die Wirkungskreise der Polizei, des Stadtschultheißenamtes, und des Stadtmagistrats wurden bestimmt und geregelt. Ein ordentliches Militär auf dem Rekrutirungsfuße hatte unter den geistlichen Regenten noch gar nicht bestanden. Man hatte Söldner, keine Soldaten. Ein Fürst, der die Stole trägt, ist nicht stolz auf die Schärpe. Nun ward ein Militär aus der diensttauglichen Jugend des Landes — ausdrücklich auch zu deren körperlicher Bildung — erlesen, und zugleich die Gränze zwischen der Militär- und Zivilgerichtsbarkeit scharf gezogen.

In einem geistlichen Staate, der großentheils selbst aus geschenkten Besitzungen entstanden war, konnte es wohl nicht an Quellen zu milden Zwecken fehlen; allein auch diese flossen theils vereinzelt, theils siechten sie durch schlaffe und eigennützige Verwaltung. Dieselbe Milde, die unter Priesterherrschaft Stiftungen hervorruft, läßt auch Mißbräuchen zu viel Nachsicht. Durch Vereinigung der Fonds und durch strenge Aufsicht gewannen die Armenanstalten neue Kraft und Lebendigkeit. — Das nah vor der Stadt gelegene Kapuzinerkloster ward aufgehoben, und auf den Grundmauern der Kirche und des Klosters ein Land-Krankenhaus mit einer Entbindungsanstalt errichtet, zu dessen Ausstattung geistliche Einkünfte verwendet wurden.

Auch das gewerbliche Leben erhielt manche Anregung. Vor Allem wurde das Betteln eingeschränkt, das durch die Mildthätigkeit der Klöster zu gedeihen pflegt. Die Bettler mußten Arbeit suchen, oder in dem Arbeitshause Arbeit nehmen. Für die unbemittelte Klasse der Gewerbner und für Familien, die in augenblickliche Verlegenheit gerathen, wurde ein Leih- und Pfandhaus eingerichtet, um die Einen wie die Andern vor Judenwucher zu sichern. Bei dieser Anstalt konnte zugleich der Fleiß seine kleinen Ersparnisse anlegen. Während überdies der Hof

ſelbſt mancherlei Gewerbe beſchäftigte, und durch einen bisher in Fulda ungewohnten Luxus zu Verſuchen in bisher unbetriebenen Gewerbszweigen reizte, trug ſich der Prinz mit großen Entwürfen zur Gründung von Fabriken und Herbeiziehung fremder Unternehmer.

Bei dieſer neuen bürgerlichen Regſamkeit blieb das geiſtige Leben nicht zurück. Gerade dieſes bedurfte ſo ſehr einer Erfriſchung. — Schon der geiſtreiche Fürſtbiſchoff Heinrich hatte das Bedürfniß einer Umgeſtaltung der niedern Schulen erkannt. Seine Schulverordnungen verdienen für ihre Zeit das größte Lob. Nun fehlte es noch, zumal für die Landſchulen, an tüchtigen Lehrern. Dieſem Mangel wurde jetzt durch ein Schullehrerſeminar abgeholfen, in welchem junge Männer gebildet wurden, die dann, bei höhern Anſprüchen, auch in ihrem Dienſteinkommen beſſer geſtellt werden mußten, als es im Fuldaiſchen hergebracht war. — Die Univerſität wurde aufgehoben, eine Anſtalt, die man eigentlich nicht veraltet nennen konnte, weil ſie ſchon in ihrer Jugend ſiechte, und die einen ſolchen Namen nur unter den geringſten Anſprüchen verdiente. Statt derſelben wurde ein Lyzeum errichtet, und das Gymnaſium verbeſſert. Fremde, namhafte Männer wurden an dieſe Schulen berufen, und von den ſeitherigen geiſtlichen Profeſſoren blieben nur diejenigen, die durch Streben und Studien der neuern Zeit angehörten, und ſich mit den proteſtantiſchen Lehrern verſchmelzen ließen.

Das geſellige Leben erhielt friſche und zum Theil ganz neue Zuthaten. Proteſtantiſche Familien, Hof- und Staatsdiener der höhern wie der niedern Ordnung brachten neue Gewohnheiten, reinere Sprache, feinere Sitten, kühnere Gedanken in die bürgerliche Geſellſchaft. Ein weltlicher Hof ſpielte, ſo zu ſagen, aus einer andern Tonart und in lebhafterem Takte. Zum erſten Mal that ſich auch ein Theater auf; Maskenbälle und andere weltliche Feſte waren etwas ganz Neues für die Fuldenſer.

Es fehlte bei ſolcher Umgeſtaltung des Lebens nicht an eifernden Geiſtlichen des alten Styls, die, ſelbſt von der Kanzel herab, gegen das Eindringen des Ketzerthums in die altkatholiſche Reſidenz wetterten, und bei Gelegenheit ſolcher neuen weltlichen Vergnügungen gegen das Abbild des ſündhaften Babels ihre ungeſchälten Redefloskeln ſchleuderten. Da es aber den eifernden Predigern an geſchmackvoller Bildung fehlte, ſo dienten ihre heftigen Reden oft mehr zur Ergötzung, als zur Aufregung einer gemiſchten Zuhörerſchaft. Selbſt in den untern Klaſſen des Volks hatten mehrere ſolcher Schreier lächerliche Spottnamen. Die Regungen religiöſer Intoleranz fielen ſelten in's Leidenſchaftliche; das Volk war zu gutmüthig von Natur, und zu verſtändig für die edeln Abſichten der

neuen Regierung. — Und wo selbst einige religiöse und gesellige Eifersucht vorkam, wirkte sie eher anregend und heilsam. —

So hatte also das soziale Leben an vielfacher Regung und neuen Genüssen, — die Wissenschaft an Förderung und Erfrischung, — die Kunst neue Anschauungen, der Staat eine frühlinghafte Entfaltung gewonnen. Der volle Athem des Zeitgeistes hauchte endlich über den Bergkranz um die altgläubige Stadt herum. Ein andrer Schnee, als der oft bis Pfingsten auf der nahen Rhön liegt, fing an zu schmelzen, und ein andrer Strom, als die sieche Fulda, fing an zu schwellen. Doch da kam, ehe die neue Schöpfung auswachsen und reifen konnte, über die oranische Regierung schon in ihrem vierten Jahre der Sturm, welcher bei Jena den preußischen Staat an schönen Aesten zerschlug, und in den tiefsten Wurzeln erschütterte. Der Prinz von Oranien war einer der Anführer in jener Schlacht gewesen: mit der Schlacht ging auch sein Land verloren. Fulda ward von den Franzosen in Besitz genommen. —

Die französischen Intendanten und Domänendirektoren administrirten, wie Miethlinge, die eine Kriegseroberung von ungewisser Bestimmung und Dauer nach den Vorschriften ihres entfernten obersten Gebieters und nach den Randbemerkungen ihres Eigennutzes ausbeuteten. Die besten Domänen wurden zu Dotationen für französische Marschälle oder für andre Begünstigte verwendet. Im Interesse des Landes und der Entwicklung fuldaischer Institute geschah Nichts. Denn das bekannte Madrider Dekret vom 12. Dezember 1808 über die Aufhebung der Leibeigenschaft ist nicht zu rechnen. Mehr zum Prunk, als aus Kenntniß der deutschen Verhältnisse erlassen, konnte es in Fulda höchstens auf die Frohnden zielen, die aber nicht aus der Dienstbarkeit, sondern aus dem Lehnsverband des Landes herrührten. Die Franzosen thaten mit einer Befreiung von der Leibeigenschaft, die in der That gar nicht bestand, zu einer Zeit groß, da man unter ihrem Joche weder an Leib noch an Seele sein eigen war. — Dagegen versauerten die geistigen Interessen der kurzen oranischen Zeit unter den Ueberschwemmungen des Krieges. Diese Strömungen rißen manch' mühsam aufgetragenen und ausgestellten Boden weg, und lösten selbst die heilsame Spannung zwischen den altfuldischen und den oranischen Elementen auf. Diese Spannung sollte ja neues Leben in Fulda anregen, eine allgemeine Umgestaltung befördern. Nun wurde der schöpferische Widerstreit nicht gelöst, sondern gelähmt. Man ward bürgerlich und religiös verträglicher gegen einander, weil man eben gemeinsam an schwerem Kriege zu tragen hatte. Und doch, wie es scheint, werden die Widersprüche

der Denkungsart und des geſelligen Verkehrs nicht immer durch freie Entwicklung der Einſicht, ſondern manchmal auch durch den Druck gemeinſchaftlicher Leiden ausgeglichen. —

Wenn man unter der franzöſiſchen Verwaltung noch Etwas gewann, ſo war es eine leichtere Bewegung in den adminiſtrativen Formen, und ein höflicherer Styl für die Ausfertigungen der Kanzlei. — „Mein Herr, ich erſuche Sie"; oder: „Mein Herr, ich lade Sie ein"; (eingeladen waren die Fuldaer ohnehin gern!) — „Mein Herr Maire, ich habe die Ehre, zu ſeyn" u. dgl.

Weniger für ſo viel Geld und Gut, als wir an die Franzoſen verloren, konnte man nicht lernen.

Nach drei Jahren ging das Land an das kleine Großherzogthum Frankfurt über. —

Man kann ſich einer ſeltſamen Laune nicht erwehren, wenn man an jene Zeit zurück denkt, — ſogar ich, der ſie nur mit unachtſamem Jugendſinne durchlebte. Der alte Dalberg erſchien wie ein welker Traum der ehemaligen geiſtlichen Herrſchaft. Er war ein biſchöfflicher Primas, der manchmal nach Fulda kam, und ſich auf die alten Seſſel der weiland äbtlichen Primaten ſetzte, — um die Motten zu beunruhigen. Die ganze Regierung war ein Schattenſpiel, dem man es anmerken konnte, es werde nicht gar lange dauern. Die Sehnen fehlten zu kraftvoller Bewegung, da die beſten Domänen zu franzöſiſchen Dotationen veräußert blieben. Daher alle die hungrigen Steuern, — Einregiſtrirung und Stempel, Vermögensſteuer, Kriegsſteuer, Klaſſenſteuer, indirekte Abgaben ꝛc. — Die Regierungshandlungen erſchienen als die verkleinerten Striche, die Napoleon, Protektor des Rheinbundes, in der Ferne mit dem Storchſchnabel machte. Die Behörden waren nach franzöſiſchem Schnitt über den deutſchen Rücken des Landes organiſirt. Die Geſetzgebung ſelbſt hing an Napoleons Augenbrauen. So wird hinſichtlich der durch Organiſationspatent vom 16. Auguſt 1810 gegebenen Schatten-Konſtitution ausdrücklich geſagt, daß ſie ſich in der Erfahrung bewähren müſſe, und die zweckmäßig befundene Verfaſſung demnächſt der Beſtätigung Napoleons vorgelegt werden ſolle. — In dieſem Zuſtand der Dinge ſah der alte Primas zuweilen wie ein Scherz und Spott auf ſich ſelber aus, wenn er — von ſinnlichem Genuß und geiſtiger Schwärmerei jener ſchönen Tage ſeiner Erfurter Koadjutorſchaft endlich ermüdet — mit ſchlaffer Lippe und geiſtreichen Augen lächelte. Nachdem der große Eroberer, im Spiele nach den Landkarten, alle geiſtlichen Staaten gewonnen und eingeſteckt, hatte er dieſen Primas wie einen noch nicht eingewechſelten Spielpfennig, — eine vergriffene, in

uraltem Adel verwischte Marke, aus seiner funkelneuen Kaiserwestentasche auf den Krönungsteppich hingeworfen und ausgerufen: Ist kein Dalberg da?

Sonst war der Frankfurter Regent mild, human, und im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts — liberal. Er war zu sehr katholischer Prälat der vorrevolutionären Zeit, und hatte zu viel gelebt, um nicht nach dem alten Sprichworte — leben zu lassen. Dalberg nahm und behandelte Alles leicht und scherzend, vielleicht auch Das, was ein Regent nicht schwer genug nehmen kann. Einst hatte er für sehr witzig gegolten: nun regierte er Witz. Wie manchem Supplikanten mag das Herz geblutet haben, wenn er auf sein Anliegen, das ihm die ganze Welt aufwog, eine witzige Resolution erhielt; wenn ihm der gefürstete Priester, statt eines Brodes, einen Skorpion gab. — Die hohen Beamten lachten, und ließen sich bedeutende Gratifikationen schenken. Was sie für ansehnliche Gehalte zu wenig thaten, ward extra vergütet. Und das war der Humor davon! Es war die Zeit der Gratifikationen! Wer nur eine Hand im öffentlichen Dienste rührte, reichte auch gleich nach einer besondern Belohnung. Ich glaube, man ahnete das nahe Ende einer lustigen Prälatenwirthschaft, und steckte Alles ein, wessen man mit einigem Anstande habhaft werden konnte. — Bei der Erinnerung an jenes Grapsen nach den öffentlichen Geldern erscheint mir heute das Wörtchen „auch," das ich eines Tages aus dem Munde des Schloßhauptmanns Varicourt vernahm, wahrhaft bezeichnend. Wir hatten den Großherzog während eines Aufenthaltes desselben zu Fulda in unserm Liebhabertheater mit einem Prolog empfangen, den ich verfaßt hatte. Des andern Morgens stellte mir Varicourt ein ansehnliches Geldgeschenk im Namen des Fürsten mit den gebrochen-deutschen Worten zu: „Der Apollon muß man auch was haben!" —

Nach der Schlacht bei Leipzig warf Dalberg seine Krone weg, und bedeckte sich mit der Regensburger Bischoffmütze. So stand er auf dem großen Stoppelfelde von 1813 da, gleich einer Garbe, die man beim Unwetter mit einem über die Aehren gestülpten Büschel Korn beschützt. — Nicht lange darauf legte der Tod diese Garbe auf die Tenne, und gewiß hat der witzige Mann bei dieser Gelegenheit den Tod — einen Flegel genannt. Er starb bei schönen Einkünften bettelarm — er, der als Fürst so gern Gratifikationen, und als Erzbischoff Almosen gegeben hatte! Dies zu seinem Ruhme! Seine Kernfrucht wurde für die Ewigkeit geworfelt: in Fulda blieb nur einige Spreu zurück. Kein neues Institut, keine großartige Anstalt bewahrt sein Andenken. Nur eine längst übermooste Verordnung tritt unter dem wunderlichen Helldunkel

der jüngsten Gegenwart bemerkenswerth hervor, und wird zu einem Denkstein jenes humanen Priesterfürsten. Es ist die Verordnung über die Religionsbestimmung der Kinder aus gemischten Ehen. Ausdrücklich wird in jener Verordnung „der konstitutionelle Grundsatz einer absoluten Rechtsgleichheit der verschiedenen Religionsgemeinden" als Norm anerkannt, wogegen „alle zuwiderlaufenden älteren Rezesse, Gesetze, und Herkommen als erloschen anzusehen" seyen. In Ermanglung besonderer Verträge der Eheleute gilt die Religion des Vaters für alle Kinder. Nach dem Ableben eines der Ehegatten darf der Ueberlebende keine einseitige Abänderung in dem frühern Uebereinkommen treffen; dagegen steht den Kindern nach vollendetem sechzehnten Jahre die eigene Wahl eines Religionsbekenntnisses frei. — Diese Verordnung ist unterzeichnet von Karl, dem Erzbischoffe von Regensburg!

Im Oktober 1813 nahm Oesterreich das Großherzogthum Frankfurt in Besitz. Das eingesetzte Generalgouvernement trennte das Frankfurter Gebiet aus dem Verbande des Staates, löste die Ministerien und den Staatsrath auf, und entfernte die verhaßte Einregistrirung und Stempel.

Im Juli 1815 wurde das Fürstenthum Fulda an Preußen abgetreten. — Jahrhunderte lang zusammen gewachsen und bestanden, wurde es bei den Festschmäusen des Wiener Kongresses in drei Portionen zerlegt, und an Bayern, Kurhessen, und Weimar servirt. Das hessische Drittheil eines Viertels des ehemaligen Großherzogthums ward, selbst als Großherzogthum, im Januar 1816 in den Titel des Kurfürsten aufgenommen.

Diese raschen, in kaum anderthalb Jahrzehnten erfolgten politischen Wechsel setzten, so zu sagen, ein Ländchen außer Athem, das unter tausendjähriger Prälatenherrschaft behaglich, ja träg geworden war, und bei so ungewohnten Wirbeln ein wenig verdrossen ward. Man hätte glauben sollen, das schwerfällige Fulda müsse eben so gehetzt werden, um sich an Fortschritte zu gewöhnen, und die vorausgeeilte Zeit einzuholen. Allein wenn auch die Geschichte eines Landes die Erziehung des Volkes übernimmt, so hangt diesem doch die Erdfläche, die es bewohnt, oft sehr lange nach. So war denn während all' jener Wechsel der von tiefen Thälern und Gründen durchfurchte Boden kalt und steinig geblieben, und die Einwohner hatten nicht aufgehört, kalt und spröde zu seyn. — Nein, die Gegend um Fulda ist nicht fruchtbar

zu nennen! Die Vegetation ist nicht einmal saftgrün, sondern fällt in's Bleiche und Graue. Die Hügel und Berge stellen sich zu schönen Gruppen für den fernen Beschauer neben und über einander: in der Nähe bleibt es aber eine magere Schönheit. Bunter Sandstein, rother Thon, Muschelkalk, Basalt, Kling- und Grünstein sind von der jüngsten Flötz- und Trappformation regelmäßig über einander geschichtet. Paarweise, wie Pilger, ziehen die Basaltkuppen vom Vogelsberge nördlich hinüber nach dem Rhöngebirge. Die Höhen, die bis gegen 3000 Fuß empor steigen, sind der Stadt nah. Ein harter und langer Winter läßt sich auf denselben nieder, der mit seinem schneeweißen Haupte oft noch in die blühenden Pfingstauen herab nickt, und fast jährlich mit seinem Hauche die Baumblüte tödtet. Garten- und Obstbau ist daher auch als undankbar bis in die neuere Zeit sehr vernachläßigt worden. Auf den kurzen Frühling folgen trockene Sommertage. Gewitter sammeln sich gern am westlichen Vogelsgebirge, und hageln in die Fruchtfelder der Thäler, als hätten sie das Steingerülle ihrer Geburtshöhen aufgerafft, um es herunter zu wettern.

Die Lieblingskinder solchen Bodens sind nicht zu verkennen. Fulda baut zwar hinreichend Korn zu seinem Brode, Waizen zu seinem Festkuchen, und Gerste zu seinem Bier: allein der Haber bleibt doch der Erstgeborne, Hirsen und Heidekorn sind nahe Vettern, die Erbse und die Wicke seine Lieblingsschwestern. Dann kömmt noch ein später schöner Prinz, blond, mit himmelblauem Barett, — der Flachs, und ernährt seinen zahlreichen Anhang von Leinwebern.

Der Bauer keucht hinter dem Pfluge, der einen unerschöpflichen Schatz von kleinen Steinen aufwühlt. Aufgelesen und bei Seite geworfen, bilden diese Basaltbrocken an den Bergabhängen locker aufgeschüttete Mäuerchen; die Schlehdornhecke wechselt mit denselben ab. Schwerfällig, mit tiefen Furchen ziehen die Beete des Ackerfeldes; denn der fallende Regen strömt leicht in dieser nirgends ebenen Landschaft, und bedarf der Furche zum Abfluß. — Der Menschenschlag ist derb und kräftig, aber mit frühalter Miene. Magere Kost und schwere Arbeit geben dem Landmanne ein eigenes Gepräg: die Gestalt ist breit, stämmig, knochig; das gefurchte Antlitz spiegelt den tiefgefurchten Boden ab. — Und nicht blos das Angesicht, auch der Geist modelt sich nach dem Boden; der Mensch, der den Acker baut, wird schwer, wie das Ackerland. Heuer wendet der Pflug die Scholle hinüber, und nächstes Jahr wieder herüber: so langsam wenden sich die Gedanken Dessen, der hinter den trägen Ochsen den Pflug führt.

Doch dieser Charakter eines schwerfälligen Geistes, einer haftenden

Seele eignet nicht sowohl dem Fuldaer im Besondern, als er vielmehr den Landbauer überhaupt bezeichnet. Nur dem Grade nach ist der Fuldaer träger, — in dem Maße, wie sein Boden schwerer, seine Arbeit mühsamer, als in andern deutschen Gauen ist. Eigenthümlicher erscheint an dem Bewohner Buchoniens eine gewisse Frömmigkeit jener Art, die sich durch Hingebung an die Lehre, durch Eifer für die Vorschriften der Kirche genug thut, ohne sich dabei weder im Mystischen zu vertiefen, noch im Moralischen sehr zu ängstigen. Genau im Beten und lau im Leisten zu seyn, hat sich der Fuldenser unter 84 regierenden Priestern gewöhnt. Der Krummstab waltet ja mild über Denen, die unter ihm knieen. Indeß hat nicht dieser Krummstab allein jene eigenthümliche Frömmigkeit immer neu eingepflanzt; sondern dieselbe hat sich aus alter Zeit her in der versteckten Lage Fulda's zwischen dem Rhön- und Vogelsgebirge länger erhalten, ohne durch Weltverkehr eine Störung oder einen Zusatz weltwirksamer Interessen und weltweiter Ansichten zu erfahren.

Diese Frömmigkeit verträgt sich aber recht wohl mit einer gewissen Fröhlichkeit des täglichen Genusses, — verträgt sich so wohl, daß der Fuldaer, wenn er doch einmal über das Maß hinaus gehen sollte, sich noch lieber in der Fröhlichkeit, als in der Frömmigkeit übernimmt. So war es wenigstens zur Zeit der Sekularisation. Man beging einen Feiertag lieber in einer entfernteren Gemeinde oder in der bischöflichen Residenz selbst, als zu Hause, um nach der Andacht mit besserem Fug in ein Wirthshaus einzukehren. Und vielleicht waren gerade Diejenigen Morgens in der andächtigsten Stimmung ausgezogen, die Abends mit blutigen Köpfen heimkehrten. Ein schwungvolles Herz berührt ja, wie ein schwingender Pendel, die äußersten Gegensätze. Ja, ohne Schlägerei ging ein Festtag selten aus. Dem eifrigen Fuldenser schien es nicht genug, daß die hohen Feiertage roth im Kalender standen: er wollte sie auch auf seiner blutigen Stirne eingekerbt wissen. Der sinnlich derbe Landmann schien des gewonnenen Ablasses erst dann recht gewiß zu seyn, wenn er die süße Ermattung eines Aderlasses empfand. — Solcher Schlägereien wegen wurden auch unter der oranischen Regierung die sonst durch den ganzen Sommer zerstreuten Kirchweihen der verschiedenen Gemeinden auf einen und denselben Spätherbst-Sonntag verlegt, um nämlich die Wechselbesuche raufluftiger Jugend bei solchen Festen zu verhindern.

Was sodann den Fuldaer noch genauer charakterisirt, ist eine trockene Spaßhaftigkeit, eine Laune, die sich nicht nur mit Witz, sondern auch mit einem eigenthümlichen Humor ausläßt, und sich um so drolliger

ausnimmt, als sie mit einer gewissen Befangenheit und Unbeholfenheit zu kämpfen hat. Gutmüthigkeit und Phantasie fehlen dabei nicht, und leihen dem neckischen Humor sanfte Pfoten.

Diese geistige Eigenthümlichkeit des Fuldaers läßt sich in ihrer Uebereinstimmung mit Boden und Lage des kleinen Völkchens leicht begreifen. Die Sprödigkeit und Unbeholfenheit rühren offenbar daher, daß die Menschen lange Zeiten hindurch ohne weitreichende Beziehungen, ohne abwechselnde Berührung mit der Welt, auf einfaches Thun und Lassen beschränkt gewesen sind. Die Phantasie des Fuldaers wird auf so schönen Hügeln und reichen Waldbergen seines Heimathländchens flügge; die Genügsamkeit wurzelt in dem magern Boden, und die Gutmüthigkeit athmet sich in der frischen, gesunden Luft warm. Und wenn bei solcher Stimmung und bei ruhigem aber kräftigem Blute der Landmann aus der schwerbebauten Scholle am Ende doch mehr Steine, als Kartoffeln auswühlt: — ist ihm nicht hier schon Anregung zu trocknem Humor gegeben?

Wem aber auch eine solche Beschauungsweise nicht zusagte; wer die geistige Eigenthümlichkeit eines Volksstammes nicht in Verwandtschaft mit dessen Boden und Lage gesetzt sehen möchte; der wird doch vielleicht darin mit uns überein stimmen, daß es bei einem ackerbauenden Volke oder Völkchen oft weniger darauf ankomme, wie das Grundeigenthum *beschaffen* ist, als darauf, wie es *besessen* werde. Wir müssen daher einen Blick auf die Umwandlungen werfen, welche das bäuerliche Leben im Fuldaischen schon durchgangen hat, und welche ihm noch bevorstehen.

Dem jungen, im Buchenwald erhobenen Kloster waren vom fränkischen Hausmaier einige tausend Schritte Landes umher und einige hundert Sklaven geschenkt worden, um den Waldboden anzubauen. Das *Kloster* war *Eigenthümer* des ursprünglich geschenkten und des nach und nach zuwachsenden Bodens; die Dienste der Sklaven waren unbeschränkt. Der Besitz dehnte sich durch viele und ansehnliche Geschenke immer weiter aus; die Dienstleute vermehrten sich, nicht blos durch eigene Kinder, sondern auch durch fremde Erwachsene. Denn auch Freigeborne stellten sich, von der eigenthümlichen Frömmigkeit der Zeit getrieben, zu freiwilligen Diensten, ja zu Abgaben ein. An diese frommen Rottknechte schlossen sich, wenn es noch mehr Arbeit gab, Lohnknechte, die für Geld oder Gunst dienten. Zinsleute verstanden sich zu regelmäßiger Lieferung wollener Tücher, Bettdecken, und Lederwerks, von Töpfen mit Honig und Milch, von Käse und Vieh; die Frauen dieser Zinsleute brachten Leinearbeiten. So wuchs durch Huld der

Großen, durch Andacht der Geringen das Stift zu einer mächtigen Abtei mit fürstlicher Gewalt. Die christliche Liebe theilte sehr ungleich zwischen dem Krummstabe des Abtes und der Hacke seiner Leibeigenen. —

Dieser Zustand dauerte Jahrhunderte: die Entwicklung der Völker ging langsam im Mittelalter. Erst die Zeiten und die Folgen der Kreuzzüge änderten die Lage der Leibeigenen. Denn während die Grundherren, um heilige Fahrten oder zunehmenden Luxus zu bestreiten, Geld brauchten und ihre Leibeigenen drückten, konnten die Mißhandelten entweder durch Theilnahme an einem Kreuzzug, oder durch Flucht in eine der wachsenden Städte sich ihrer Dienstbarkeit entziehen. Die Grundbesitzer mußten also um ihres Vortheils willen auf Erleichterung der Leibeigenschaft denken. In Fulda ging es hiemit langsamer zu; vielleicht weil unter den Aebten die Leibeigenschaft ein evangelisches Joch, das heißt, ein leichtes war. Es ist nicht paradox, sondern eine alte, von den Mächtigen immer wieder vergeßne Wahrheit, daß Milde im Interesse der Herrschenden und Besitzenden, Härte aber im Interesse des Volkes und der Dürftigen geübt wird. — Als man im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte auch in Fulda den Forderungen der Zeit zu Gunsten der Leibeigenen nicht mehr widerstehen konnte, gab man doch so wenig, wie möglich, nach. Man *übergab* das Grundeigenthum noch nicht erblich, sondern *überließ* es nur auf Lebensdauer unter pachtähnlichen Bestimmungen. Es war ein Laßverhältniß. Wer ein Laßgut baute, gab einen jährlichen Laßzins in Geld oder Frucht. Seine Leibeserben hatten kein Recht auf das Gut, sondern fanden nur Rücksicht vor Andern, und bezahlten, wenn man auch *ihnen* das Gut wieder zugestand, bei diesem Uebergang eine „Liebniß."

Diese so schön benannte Abgabe mag indessen nicht nach der *Liebe*, sondern nach dem *Belieben* gemessen worden seyn; wenigstens scheinen die Bedingnisse solchen nur lebenslänglichen Besitzes für die Dienstleute eben nicht viel Lockendes gehabt zu haben. Sie machten wenig Gebrauch von diesen Zugeständnissen. Der Bauernstand erlebte durch das Laßsystem keine durchgreifende Umwandlung. — Im sechzehnten Jahrhundert aber fanden die Dienstleute andere Mittel, sich zu erleichtern. Die Noth der deutschen Völker verband sich mit den neuen Ideen der Reformation. Der „arme Konrad" bewarb sich um die reiche christliche Freiheit. Zum Bunde des armen *Konrad* bekannten sich Alle, die sich — *keinen Rath* mehr wußten. Auch die Fuldenser nahmen Theil an den Bauernaufständen, die damals von Holland bis Elsaß und in die Breite des deutschen Reiches gohren. Unter dem Abte Johann von Henneberg schloßen sich die Hammelburger an die stürmenden schwäbi-

schen Bauern an, und drangen in das Land. Ueber zehntausend Bauern lagerten vor der Stadt Fulda, — Anhänger zugleich Thomas Münzers. Die Dienstbaren, die Laßleute, liefen von den Gütern weg; den Unzufriedenen schloßen sich die Schwärmerischen an, und statt des Pfluges, der da baut, handirten sie Feuer und Schwert zur Verwüstung.

Jetzt überzeugte man sich endlich, daß es für die Besitzer nöthig sey, die Bauern zu erleichtern. Man mußte sich ihrer in ihren Erben versichern, und that nun das Grundeigenthum auf Vererbung aus. Man überließ die Güter um die Hälfte ihres Werthes erblich, und verwandelte die nicht bezahlte Hälfte in Dienste, Zinsen, oder dergleichen Leistungen, die man dem Gute anklebte. Um den Erbnehmern die Bezahlung des Werthes zu erleichtern, erhöhte man die auf Jahre vertheilten Lasten. An Lasten und Leistungen waren ja die Dienstbaren gewöhnt. Indem man solche Erleichterung für die damalige Zeit berechnete, ahnete man nicht, wie Viel man dabei auch für die Zukunft that. Denn diese zu hoch bestimmten Gutslasten, die, auf Jahre vertheilt, mit den Jahren drückender wurden, sollten für spätere Zeiten ein Keim neuer Unzufriedenheit und neuer Umwandlungen werden. —

So war nun der ehemalige Leibeigene sein eigener Herr, wenn auch vorerst noch ein beschränkter, geworden: er besaß wenigstens Eigenthum, und vererbte es auf seine Kinder, aber freilich mit Lasten beschwert, und ohne es vertheilen zu dürfen. Es waren geschlossene Güter, und der Sohn, der ein solches übernahm, mußte die Geschwister abfinden. Also war wohl der Bauer frei, aber das Gut war noch gefesselt. Denn bei jeder Bewegung, die es aus einer in die andere Hand machte, mußte zur Anerkennung des Lehnsherrn eine Abgabe entrichtet werden, — von 5, ja von 6⅔ Prozenten, wie es die Erb-, Kauf-, Tausch-, Theilungs-, und dergleichen Veränderungsfälle mit sich brachten. Familienverhältnisse oder Unglücksfälle nöthigten oft dasselbe Gut zu rasch wiederholten Bewegungen, und jede derselben war mit neuen Schmerzensgeldern verbunden. Diese Handschellen des Grundbesitzes weckten — wenn meist auch nur eine stumme Sehnsucht nach der Freiheit desselben. Ausgesprochen war dies Verlangen gleichsam in dem viel höhern Werthe der sogenannten Beistücke, — jener Grundstücke nämlich, die außerhalb eines Güterschlusses sehr leicht, das heißt, ohne lehensherrliche Zustimmung und Abgabe von einer zur andern Hand gingen. — So wird im Staate nicht der Mensch allein, sondern auch Grund und Boden durch freie Bewegung und geziemende Unabhängigkeit höher geschätzt.

In diesem Zustande hatten die fuldaischen Güter nur noch eine langsame Umwandlung vor sich, und diese ist nun durch günstige Bestimmungen unserer Verfassung und des Ablösungsgesetzes bereits angeregt. Zinsen und Zehnten, jene früher den Gütern aufgebürdete Lasten, können nämlich unter sehr annehmbaren Bedingnissen abgelöst werden. Selbst das wechselfällige Lehngeld kann auf einem Umwege, nämlich durch vorhergehende Verwandlung in eine ständige Abgabe, zu jener Gunst gelangen. Wird sodann noch, wie zu hoffen, der Güterschluß aufgehoben, so wird endlich auch die Scholle emanzipirt seyn, wie es vorher der an die Scholle Gebannte geworden ist. — Heute sind wir so weit noch nicht, und sehen daher mit jedem Frühjahre ganze Züge Fuldaer Bauern — „ins Land gehen," wie sie es nennen, wenn sie eben aus dem Lande gehen, — um bei Frankfurt und in der Wetterau Arbeit zu suchen. Es sind jene Manns- und Weibspersonen, die von den Besitzern der geschlossenen Güter, von ihren Brüdern oder Schwägern, abgefunden, daheim ohne Grundbesitz und Arbeit sind. Die Hanauer nennen sie scherzweise — apanagirte Prinzen und Prinzessinnen. Mit Dreschflegeln und Sensen, leeren Ranzen, und welken Bündeln kommen sie aus dem Gebirg herab in die leichtschollige, ebene Landschaft, wo sie den Sommer über leichtere Arbeit und bessern Taglohn, als zu Hause finden, und kehren im Herbst mit gefüllten Ranzen und Bündeln, und nicht selten — mit Säuglingen wieder heim.

Wir haben unter den Lieblingskindern des fuldaischen Bodens den Flachs gefunden. Hier, an dieser fadenträchtigen Pflanze, knüpfen wir unsere Betrachtung über das Fuldaer Gewerbsleben an.

Wie viel Prüfungen muß nicht dieser schöne Prinz, wie wir oben den Flachs nannten, durchgehen, bis er für das bürgerliche Leben brauchbar wird! Auf echt prinzliche Weise hat er die bittersten Erfahrungen bei dem weiblichen Geschlechte zu machen. — Die Samenkrönchen, die er sich im Schoße der schönen blauen Blüte aufgesetzt, werden ihm abgestreift, indem er, anhaltend durchnäßt, tüchtig geröstet, die scharfe Hechel, die grobe Breche bestehen muß. Und nicht die Bäuerin allein spielt ihm so übel mit! Denn kaum ist er, von den zarten Fingern der Spinnerin bethört, durch die Spule getaumelt, so wird er von derselben Hand über die Weise gerädert. Jetzt hört er süße Blutfinken-Lieder pfeifen: aber wie geht dabei der pfeifende Weber mit ihm um, der ihn zwischen vier Pfosten auf die Walzen und zwischen die Kämme

seines Stuhls nimmt, zerrt und schlägt, hebt und senkt? Nun findet er wieder ruhige Sommertage auf grünem Rasen; die singende Bleicherin hüpft mit nackten Füßen um ihn her, und badet ihn. Aber Alles geschieht nur, um ihn desto schneller unter die Scheere und Nadel der Nähterin zu liefern. Und am Ende, wenn doch an dem wahnsinnigen Lear noch „jeder Zoll ein König" war, heißt es bei unserm unglücklichen Prinzen nur: Jede fünf Ellen ein Hemd! —

So weit im Lande umher der Flachsstengel wächst, sind auch die Webstühle zerstreut. Es ist ein ländliches Gewerbe, das von Alters her im Fuldaischen sehr lebhaft betrieben ward. Vom gröbsten Packtuche bis zu kunstreichem Damast wurde einheimischer und fremder Flachs verarbeitet. Alle Arten von Leinwand gingen, früher noch mehr als jetzt, nach Frankfurt, Bremen, Hamburg, und Holland. Die Leinenwaarhändler waren angesehene und oft sehr reiche Leute. Eigne Sagen knüpfen sich an diese wandernden Männer an, freilich aus einer Zeit, da man noch mit Grausen an die Welt jenseit der Rhön- und Vogelsberge dachte, und es noch umherziehende Werber gab, die man Seelenverkäufer nannte.

Einst war ein solcher Händler nach Amsterdam gegangen, und blieb über Jahr und Tag aus. Wie er zurück kam, fand er neben dem Bette seiner hübschen jungen Frau eine Wiege mit einem schönen Säugling. — Wem gehört der Bube? fragte der betroff'ne Mann. — Hör' nur, wie mir's mit dem Buben wundersam ergangen ist! erwiederte die erröthende junge Frau. Es war ein schöner Wintersonntag, und die Sonne schien hell; da ging ich in unser Gärtchen hinaus. Ich hatte ein so sehnsüchtig Verlangen nach Dir, daß ich zur Kühlung einen Eiszapfen vom Baume brach, und gierig einsaugte. Und so ist durch ein Wunder der Bub' entstanden. — Der Mann war ein guter Fuldaer, der nicht ungläubig erscheinen mochte, zumal der Kaplan des Ortes dem Wunder auch das Wort redete. Er verwand seine Skrupel, und ließ sich den hübschen Jungen gefallen, den er aus verhaltnem Hohne nur — den „Sohn Yszap" (Eiszapfen) nannte. Im Stillen mochte er aber darauf sinnen, den falschen Erben bei guter Gelegenheit wieder los zu werden. Als daher der Sohn Yszap herangewachsen war, wünschte ihn der Pflegvater mit nach Holland zu nehmen, damit er die Welt sehe. Die Frau willigte nicht ohne heimliche Besorgniß und mit der mütterlichen Beschwörung ein, daß er den Buben auch um Gottes willen wohl behüten möge. Der Mann versprach es, und zog aus. Aber aus altem Groll überließ er den Buben an holländische Seelenverkäufer. Kam daher später ohne den Jungen zurück. — Wo ist unser

Kind? wo ist der Sohn Yszap? fragte angstvoll die Mutter. — Höre nur, — sagte der Schalk mit denselben frühern Worten seines Weibes, — wie mir's mit dem Buben wundersam ergangen ist! Wir fuhren auf einer Jacht den Rhein hinab, und die Sonne schien heiß. Ich hatte den Yszap immer gewarnt, er solle den Kopf bedeckt halten; aber der Bube hörte nicht, und ehe ich mir's versah, schmolz der Yszap unter meinen Augen in den Rhein, und wurde wieder zu Wasser. Je nun, Frau! der Winter hat ihn beschert, der Sommer verzehrt: wir ergeben uns in die Wunder des Herrn! —

Diese Fabel mag als Probe des Fuldaer Humors dienen; nur nimmt sie sich im Dialekt des Landes erst recht drollig aus. —

Der ländliche Betrieb der Leinweberei ist von keinem eigentlich städtischen Gewerbe auf ausgezeichnete Weise überboten worden. Betrachtet man das Alter der Stadt Fulda, — denn sie entstand bald und schnell nach Gründung des Klosters aus Sklaven und Dienstleuten, die man zu Handwerken frei gab, — und erinnert man sich zugleich, wie früh die fuldaische Schule besucht, und berühmt ward: so darf man sich schon verwundern, daß das Bürgerthum einer solchen Stadt viele Jahrhunderte lang ohne bemerkenswerthe Umwandlung fast nur beim gemeinen Handwerke geblieben ist. Von einigen Empörungen der Fuldaer Bürger gegen den Abt Heinrich von Hohenberg in den dreißiger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts erzählt die Geschichte. Man ging so weit, daß man die Abtsburg stürmte und verwüstete. Das erste Mal mußte die Bürgerschaft mit Entschädigung und frommer Demüthigung vor dem Abte büßen. Bei Wiederholung des Uebermuthes verfuhr der obsiegende Abt schärfer mit Hinrichtungen, Verbannungen, Entziehung bürgerlicher Freiheiten, Zerstörung bürgerlicher Wohnungen. Noch ein Mal, im fünfzehnten Jahrhunderte, hatte der Magistrat einen stolzen Traum, — Fulda nämlich zu einer freien Reichsstadt umzuwandeln. Aber ehe man noch der Bürgerschaft den Traum ihres wohlweisen Rathes erzählt hatte, wurde der Magistrat zu der eidlichen Erklärung genöthigt, Fulda sey keine freie oder Reichsstadt, sondern der Abt sey ihr Herr und Hort, und habe der Stadt Obrigkeiten zu setzen. — Seitdem hat sich das gute Fulda in Demuth — beim Leisten, beim Ambos und Hobel, bei der Schneiderhölle und der Lohgrube, bei der Krämpel und der Krämerwage beschieden. Nicht einmal die Gold- und Silberschmiede hat sich in der Hauptstadt eines Bisthums erhoben, das so viele Leuchter, Kelche, und Monstranzen brauchte, wo oft regierende Herren durchreisten und in frühern Zeiten zuweilen Kaiserlager gehalten wurden. Unter den letzten bischöfflichen Regierungen wurden

einige Verſuche mit Seidenſpinnerei und Porzellanfabrikation gemacht. Allein die ausländiſche Seidenraupe fand das Klima zu kalt, und die inländiſche Porzellanerde den Brand zu theuer. Die Raupe ſtarb ab, und die Abtsröder Erde blieb todt liegen.

Zu Zeit der Sekulariſation wechſelte ein weltlicher mit einem geiſtlichen Hofe; Adel und Dienerſchaft war nach Verhältniß des Landes zahlreich; es fehlte den Bürgern nicht an Nahrung und Verdienſt, noch an Aufmunterung zu großartigern Gewerbsunternehmungen: allein ihre Hände blieben dem Handwerke dienſtbar; Kunſt und Luxus kamen aus der Fremde herbei. In manchen Handwerken erwieſen ſich die Fuldaer tüchtig; zu höhern Gewerben fehlte es ihnen vielleicht weniger an Talent, als an Unternehmungsgeiſt und Gemeinſinn. Und ſeit nun unter heſſiſcher Regierung die ſchönen fuldaiſchen Schlöſſer verſchloſſen ſtehen, der Adel verſchwunden, die Dienerſchaft vermindert, und manche öffentliche Anſtalt, mancher Verwaltungszweig anderswohin verlegt iſt, fehlt es den Fuldaern auch an dieſen Reizmitteln zu gewerblichem Aufſchwung. Kein Wunder, wenn die Fuldenſer ein wenig verſtimmt ſind! Dennoch haben ſich in der letzten Zeit wenigſtens einzelne Bürger etwas rühriger und unternehmender gezeigt. Man fabrizirt jetzt baumwollene Zeuge; auch wird im Eſſigbrauen, Lichtergießen, und Schönfärben Etwas gethan. — Ich wiederhole es, — den Fuldenſern gehen keineswegs gute geiſtige Gaben, und vielfache Anlagen ab; vielmehr ſcheint grade aus ſtockenden Kräften jenes ſpröde, rückhaltige, und dann auch wieder ungeſtüme, polterige Weſen zu entſtehen, das den Fuldaern eigen iſt, und ſie ſo gern zu trotziger, eigenwilliger Abſonderung von Fremden verleitet.

Wir gehen vom Handwerke zum Adel über. Die Kluft zwiſchen beiden Ständen füllte ſeit längerer Zeit die Staatsdienerſchaft aus, die einen ideellen Stand, eine geiſtig-politiſche Zwiſchenlage bildete, — aus aufgeſchwelltem Bürgerthum und aus dem Gerülle des hohen Adels gemiſcht. —

Das junge Stift des heiligen Bonifaz, in unfruchtbar wilder Gegend erhoben, wuchs unter den erſten Aebten durch die bedeutendſten Geſchenke an Ländereien, Gütern, Salzquellen, und dergleichen Beſitzthümern, nicht blos in der nächſten, wenig angebauten Umgegend, ſondern auch in der Ferne, — in Thüringen und Franken, in der Wet-

terau, am Rhein, ja im Elsaß. Manches geschah um des so einflußreichen heiligen Bonifaz willen an dessen Lieblingsstifte; Vieles erwarben die regierenden Aebte als Vermittler zwischen streitenden Fürsten, als eifrige Anhänger der neuen fränkischen Dynastie. So unterwarfen gleich Anfangs die fränkischen Könige manche im Bezirk des Buchenwaldes besiegte Dynasten der fuldaischen Kirche. Andre solcher Grundherren untergaben sich aus Frömmigkeit mit ihren Gütern dem Stifte. Und drittens fielen den Aebten an den mancherlei Schenkungen, die das Stift erhielt, die schönsten Mittel zu, durch Belehnung mächtiger Herren Vasallen zu gewinnen. Auf diese Weise war der Abt von Fulda von zahlreichen Rittern umgeben, die ihm theils als bloße Vasallen folgten, theils als wirklich Untergebene von seiner Gerichtsbarkeit abhingen.

Im fünfzehnten Jahrhundert stiftete der fuldaische Abt von Henneberg einen Ritterorden zu den Heiligen Simplizius und Faustus. Mit dieser Auszeichnung sollte die adeliche Tugend und das adeliche Verdienst um die gemeine Landschaft belohnt werden. — Man sieht wohl, daß hier von vergangenen Jahrhunderten die Rede ist, da man noch den Adel für die öffentliche Wohlfahrt, nicht die öffentliche Wohlfahrt für den Adel bestimmt hielt. Warum man aber solchen Orden nach den Heiligen Simplizius und Faustus benannte, weiß ich nicht; wenn man nicht etwa mit diesen Namen einen Wink geben wollte, daß man sich bei geistlichen Herren am besten durch Einfältigkeit im Glauben und durch eine treue Faust empfehle.

Doch nicht immer blieb die buchische Ritterschaft mit Andacht zum heiligen Simplizius und Faustus den fuldaischen Aebten ergeben. Im dreißigjährigen Kriege, zwischen 1631 und 1634, gaben die religiösen Spaltungen Anlaß, daß die buchischen Ritter sich vom katholischen Stifte Fulda lossagten. Sie wendeten sich den Schweden zu, zahlten die dem Stifte schuldigen Steuern an die schwedische Garnison in Schweinfurt, und suchten sich als zur fränkischen Ritterschaft Rhön-Werra gehörig darzuthun. Es half auch Nichts, daß Abt Joachim die Abtrünnigen mit einem kaiserlichen Mandate fest zu halten suchte: sie fuhren nach dem Münster'schen Frieden fort, sich von der fuldaischen Kirche zu emanzipiren. Und wirklich kam 1656 die Trennung zu Stand: die buchischen Ritter wurden als reichsunmittelbar anerkannt, und blieben nur in so fern, als sie fuldaische Lehne besaßen, den Fürst-Aebten vasallenpflichtig.

Wenn man sich zur Zeit der Sekularisation nach dem einflußreichsten Adel in Fulda umsah, so durfte man solchen nicht in den Marställen,

zu verwinden haben, die sich in Leidenschaften übernehmen. Eines hatten sie allerdings voraus; nur weiß ich nicht, wie hoch sie selber es anschlugen. Jenes Kapitelkreuz war ihnen nämlich von Klemens dem Zwölften im Februar 1731 nicht blos zu irdischem Schmuck verliehen worden, sondern die es begleitende Bulle sicherte demjenigen Kapitularen, der in der Todesstunde sich damit würde segnen lassen, ausdrücklich einen vollkommenen Ablaß zu. So hatten sie wenigstens ein Mittel gegen sittliche Schuld, wenn es auch gegen bürgerliche Schulden nicht vorhalten wollte. —

In dieser Lage war es gewissermaßen als ein Glück anzusehen, daß der erste Stand im Lande, — soll ich sagen, das Nervensystem des geistlichen Staates, schon so weit an die Atmosphäre der Welt gewöhnt war, als das Bisthum endlich verweltlicht werden sollte.

Die Mitglieder des Kapitels, gewöhnt, in Würden und Ansprüchen hinter Niemand zurück zu stehen, waren auch bei der Sekularisation die Ersten, die ihren beharrlichen Fürstbischoff verließen. Sie wendeten sich der orangefarbig aufgehenden Sonne zu, indem sie ohne Vorwissen und Genehmigung des Fürstbischoffs durch eine eigne Deputation dem neuen Regenten ihre, und — weil sie sich als Vertreter des Landes ansehen mochten — der Unterthanen Ehrfurcht, Ergebenheit, und Treue zu versichern eilten. Sie erkannten wohl die Macht der damaligen Politik, der sie nur einen lächerlichen Widerstand hätten bieten können, und zogen es vor, statt der Gewalt mit Würde zu weichen, ihr mit Artigkeit entgegen zu kommen. Vor den weltlichen Zuständen, in welche sie übergehen sollten, schienen sie eben nicht zu bangen, und ertrugen den Wechsel der Dinge, wie Männer, die der Staat mit ansehnlichen Sustentationen übernimmt, — den Domdechanten mit 9000 Gulden, die einzelnen Pröbste bis mit 6000 Gulden, und die einzelnen Kapitulare mit 1500 Gulden jährlichen Einkommens. Dafür fielen die Probsteigüter an den Staat.

Auch die Wissenschaft hatte das Ihrige beigetragen, die Sekularisation vorzubereiten, und mit derselben ihre eigne Verwandlung zu bestehen.

Während in der Umgebung des ersten Klosters der größere Theil der Benediktiner den unfruchtbaren Waldboden urbar machte, bearbeitete eine andere Anzahl der Brüder in der Stille des Konvents die

nicht weniger sterile Wissenschaft jener Zeit als Lehrer der Klosterschule. Da ward im Jahre 789 ein neunjähriger Knabe von Mainz nach Fulda gebracht, um in dieser Schule den Unterricht nach der Regel des heil. Benedikt zu empfangen. Der Knabe muß vorzügliche Anlagen gezeigt haben, denn als er achtzehn Jahre alt geworden, schickte der Abt ihn mit einigen andern Klosterschülern nach Tours in Frankreich, um von dem berühmten Alkuin unterrichtet zu werden, der damals jener hohen Schule von Karl dem Großen vorgesetzt war. Hier blieb der junge Rhaban vier bis fünf Jahre, und kehrte dann über Mainz, wo er die Weihe zum Diakon empfing, nach Fulda zurück. Zwanzig Jahre war er Oberlehrer der dasigen Schule, die er in großen Aufschwung brachte, so daß sie bald selbst Theil an dem europäischen Rufe nahm, den Rhabanus Maurus als Philosoph, Rhetor, Astronom, und artiger Dichter genoß. Er ward zum Abt erwählt, und das Kloster wuchs an Wohlhabenheit und Berühmtheit. Viele Fürsten und Edle sandten aus allen Ländern ihre Knaben in die Schule Rhabans, und dem Kloster flossen reiche Honorare an Gütern und kostbaren Geschenken zu. Aus dem ganzen fränkischen Reiche kamen Gelehrte aller Fakultäten nach Fulda, um Rhaban zu hören, und sich um das Glück seiner Freundschaft zu bewerben. Auswärtige Herren verlangten zur Besetzung neu gegründeter Klöster Mönche von so guter Zucht, z. B. der Graf von Kalw für sein Kloster zu Hirsau. Auch bedeutende Gelehrte gingen aus dieser Schule hervor: Schriftsteller, wie Strabo, Rhabans Schreiber und nachher Abt in Reichenau, Servatus Lupus, nachmaliger Abt in Ferrara, Rudolph, der Rhabans Leben beschrieben hat, der gelehrte Otfried zu Weißenburg, und Andre.

Rhaban hinterließ bei seinem Tode als Erzbischoff von Mainz hundert verschiedene Schriften, die sich länger erhielten, als seine berühmte Schule in Fulda. Dieser hoch flammende Heerd der Wissenschaft im altfränkischen Reiche erlosch nach und nach bis auf ein kleines Feuer, das während des Mittelalters zur Noth die Abtei erwärmte. Erst im dreißigjährigen Kriege finden wir eine weitfliegende Fackel der Wissenschaft, in Fulda entzündet, an dem im Fuldaischen gebornen Jesuiten Athanasius Kircher.

In der That, wenn unter Rhaban von allen Orten und Enden Schüler und Gelehrte nach der Fuldaer Schule gezogen waren: so schien diese nun, acht Jahrhunderte später, ihren Gegenbesuch durch Kircher an allen berühmten Sitzen der Wissenschaft, wenigstens der Jesuitenschulen, abzustatten. Hatte die Fuldaer Schule so lange Zeit gebraucht, um einzusehen, daß sie sehr herabgekommen sey, und vergebens auf den

alten Zufluß lernbegieriger Knaben und gelehrter Männer warte; oder blieb so lang ein Mann aus, den sie als Muster Dessen, was sie noch vermöge, in die Welt hinaus schicken konnte? Ich weiß es nicht. Aber erstaunlich bleibt es, wie weit jener seltsame Mann, grade aus dem weltblöden Fulda, bald von seinen Obern gesendet, bald von noch Höheren verlangt, umhergepilgert ist. Nach Paderborn, nach Münster, Köln, Koblenz, Heiligenstadt, Mainz, Speyer, Würzburg, nach Lyon, Avignon, über Marseille und Genua nach Rom, von da nach Malta, und durch Kalabrien bald wieder zurück nach Rom, wo er im Jahre 1680 in einem Alter von 76 Jahren starb.

Dieser Fuldenser ist wirklich ein seltsames Gemisch von tiefer Gelehrsamkeit und unbegreiflicher Leichtgläubigkeit, von großartigen Studien und gesuchten Subtilitäten, von vorausblickendem Genie und gängen Vorurtheilen. Und eben so eigenthümlich, wie die Kräfte und Schwächen seines Geistes gemischt waren, wechselte in seinem Leben die Gunst der Großen, die Bewunderung der Gelehrten, mit der Ungunst der Natur- und der Weltereignisse. Der Krieg vertreibt ihn von Paderborn; Kälte und Hunger nöthigen ihn zum Betteln. Beim Uebergang über den Rhein bricht das Eis, eine schwankende Scholle trägt ihn den Strom entlang, und er rettet sich durch Schwimmen, ohne zu erkranken. Auf seiner Pilgerung nach Heiligenstadt plündern ihn Husaren, beschimpfen und mißhandeln den erkannten Jesuiten, und nur durch das Mitleid eines derselben entgeht er dem Aufhängen. Von Würzburg vertreiben ihn die Schweden, und er büßt seine Schriften ein. Auf der Fahrt nach Genua überfällt ein furchtbarer Sturm das Schiff; von allen Mitteln entblößt wandert er von Civita vecchia nach Rom. Auf seiner Rückkehr von Malta geräth er in das große Erdbeben von Kalabrien; kaum, daß er zwischen einfallenden Häusern und einstürzenden Bergen mit dem Leben davon kömmt. — Seine Schriften sind nicht so zahlreich, als Rhabans, aber sie sind weit umfangreicher; es sind Berge gegen Hügel. „Wenn er eine Feder ansetzte, kam ein Foliant heraus", äußert Lichtenberg. Theologie scheint ihn wenig angefochten zu haben; auch die Politik seines Ordens blieb ihm fremder, als das Alterthum, das er genau kannte. Seine Hauptneigung, sein Lieblingsforschen galt der Mathematik und der Naturlehre. In diesen Fächern arbeitete der Fuldaer Jesuit rüstig einer Zeit vor, die später mit denselben Studien die Größenlehre Roms und die Natur des Dogma's zu bekämpfen suchte.

Noch einmal war es auf einen zeitgemäßen Aufschwung der Fuldaer Schule abgesehen; als nämlich dort im Jahre 1734 eine Universität gegründet, und etwas später auch eine öffentliche Bibliothek angelegt

wurde. Allein die neue Hochschule kam schon siech zur Welt. Mit den geringen Mitteln konnten nicht einmal eigne Professoren, viel weniger berühmte, angestellt werden, sondern einzelne Staatsbeamte, praktizirende Aerzte, wissenschaftliche Benediktiner erhielten kleine Jahrgehalte, um neben ihren Aemtern noch Vorlesungen über Jurisprudenz, Medizin, Theologie, und Philosophie zu halten. Die Philologie blieb auf das Gymnasium beschränkt. Es schien also doch weniger auf Förderung der Wissenschaft, als auf erleichterte Heranbildung zu den geistlichen und weltlichen Aemtern abgesehen zu seyn. Die Wissenschaft wurde nicht emanzipirt, sondern dienstbar gemacht. Indeß ward jene schwächliche Anstalt dennoch 70 Jahre alt, und erst unter oranischer Regierung aufgehoben.

An ihrer Stelle wurde ein Lyzeum gegründet, und zum Theil mit auswärtigen Männern von Ruf besetzt. Auch das Gymnasium erhielt eine gänzliche Umgestaltung aus seiner seitherigen jesuitischen Einrichtung. Früher hatte es nur geistliche Lehrer gehabt, für jede Klasse nämlich einen, als Quell alles sprachlichen und sachlichen Unterrichts. Der Katechismus, von dem Direktor gelehrt, blieb auch die Hauptsache, und war mit aller Art von kirchlicher Erbauung verbunden. Latein wurde ziemlich betrieben, Griechisch etwas vernachläßigt, und Hebräisch ganz ausgeschlossen. Doch man kennt ja die Einrichtung dieser Gymnasien, die hauptsächlich angelegt schienen, um Theologen heran zu bilden. Im Herbste pflegte sich aus der Beängstigung eines strengen Examens die Blüte einer festlichen Preisvertheilung zu entfalten.

Auch ich sollte, ehe die Herrlichkeit aufhörte, erst einmal in diesem Blumenkelche sitzen, und mit süßer Beute nach Hause fliegen. Große Zettel waren in der Stadt vertheilt worden, auf welchen die Unterrichtsgegenstände der vier Gymnasialklassen, und hinter jedem derselben die Preisbewerber sowohl, als die blos belobten Schüler, — jene mit großer, diese mit kleinerer Schrift, gedruckt standen. Und nun drängte sich am heitern Nachmittage eine Menge Menschen in den großen Saal. Hier war eine Bühne errichtet, mit einem Tische, auf welchem die zu vertheilenden Bücher ihre prunkenden Goldschaum-Rücken dem Publikum zukehrten. Der Direktor, umgeben von den Lehrern, alle in ihrer schwarzen Tracht, standen feierlich hinter dem Tische. Pauken und Trompeten hatten in entfernter Ecke einen erhöhten Platz eingenommen, um zu donnern, so oft der Direktor mit dem weißen Tuche winkte, das dem eifrigen Manne zugleich auch die Stirne trocknete, als wolle es in diesem doppelten Berufe bildlich andeuten, wie nahe der Ruhm mit dem

Schweiße verwandt ſey. — In der vorderſten Reihe der Zuſchauer ſaß auch der bekannte Skizzen-Meißner, der zum Direktor der neuen Schulen berufen, und bereits in Fulda eingetroffen war. Dieſer poetiſche Mann, mit feinen Zügen und kränklichem Weſen, ſollte heut erfahren, daß auch in den geiſtlichen Schulen die deutſche Poeſie keineswegs der lebenden Vorbilder ermangelte. Der ganze feſtliche Vortrag des Direktors war nämlich in Verſen abgefaßt. Schade, daß ich mich nur noch eines einzigen Reimſpruches erinnere, den ich zur Probe geben kann! Ich hörte nämlich zwiſchen meiner Knabeneitelkeit und dem zahlreichen Publikum nur ſehr zerſtreut zu. Den einen ſechszeiligen Spruch aber, deſſen Anfang mich wahrhaft erſchreckte und erſchütterte, haben die Pauken und Trompeten auf die Dauer von Jahrzehnten meinem Gedächtniſſe eingerammt. Ich ſtand bereits auf der Bühne, mit dem erſten Preis aus dem Religionsunterricht und mit dem zweiten für die lateiniſche Sprache unter dem linken Arm, über welchen ich den weiten Studentenmantel, wie wir ſolche trugen, etwas zurückfallen ließ, um meine Ehrenpreiſe nicht unter den Scheffel zu ſtellen. Jetzt wurden drei neue Mitbewerber um die Prämie für deutſche Sprache heraufgerufen. Wir ſollten zu vier um das Eine Buch „ſtechen", wie man es nannte, wenn bei gleichem Anſpruche mittelſt Aufſchlagens eines Buches durch den oberſten Buchſtaben der linken Seite entſchieden ward, wer, nach Anordnung des Alphabets, den Vorzug verdiente. — Ehe wir dieſes Loos ſuchten, redete uns der Direktor mit lauter und heißer Deklamation an:

Koenig, geh' mit deinem Pack!
Laß den Preis dem Haberſack!
Oder, wünſchen wir ihn lieber
Unſerm fleiß'gen, wackern Klüber?
Oder auch dem kleinen Reus;
Denn Der hat noch keinen Preis!

Und auf einen Wink donnerten die Pauken, und die Trompete ſchmetterte die genannten Namen gen Himmel, — wenigſtens bis an die Decke des Saales.

So lange die Univerſität in Fulda beſtanden hatte, waren die Benediktiner, als Lehrer der Philoſophie, die eigentlichen Repräſentanten der Wiſſenſchaft geweſen.

Die Söhne des heiligen Benedikt, die bei Stiftung des Kloſters mit ſo vieler Arbeit und Entbehrung zu kämpfen gehabt, ſaßen zuletzt in der ſorgenfreiſten Muße. Der Spaten der erſten Arbeiter, ja der Griffel der frühſten Lehrer, hatte den ſpäteren Brüdern einträgliche Kloſtergüter überliefert. Keller und Speicher waren jetzt gefüllt, die

gemeinen Sorgen verschwunden, und die edeln Arbeiten, in denen der Orden einen alten Ruhm behauptete, konnten nun mit behaglicher Liebe gepflegt werden. Die bedeutendsten Köpfe, die Fulda gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, trugen den Haarschnitt des heiligen Benedikt. Denn nicht das alte Blut adelicher Familien allein, auch die jugendlichen Talente bürgerlicher Söhne zogen sich nach dem Konvent. Dort genoßen sie gemeinsamen Tisch und Unterricht, bis sie sich in die Prälaturen und in die Professorate theilten. Während die Prälaten den taumelnden Genüssen der Welt nicht aus dem Wege gingen, scheuten sich die Gelehrten des Ordens nicht vor den schwindelnden Gedanken der Zeit. Und zuweilen tauschten auch die adelichen und die bürgerlichen Brüder beide Vortheile gegen einander aus. So durchgohr und verwandelte sich von unten und oben, durch materielle und geistige Influenzen, der Orden, aus welchem die geistliche Landesregierung hervorging und der herrschende Priester erhoben ward. Die Fassung wurde lahm, und der Juwel der Herrschaft fiel heraus. Diesen nahm ein protestantischer Fürst zur Agraffe seines Hutes auf; die Fassung ward eingeschmolzen. —

Einige der gelehrten Benediktiner gingen nach Aufhebung des Konvents als Lehrer der Mathematik, der Physik, und der Philosophie an das neue Lyzeum über. Sie legten ihr faltenreiches Kapuzgewand ab, und richteten sich als Junggesellen ein. Aufgehoben war nun die Glasdecke des Konvents von diesen seither eingethanen und abgeschloßnen Gewächsen, und sie trieben im Freien, theilnehmend an der allgemeinen Sonne und an der damals so frisch bewegten Luft der deutschen Wissenschaft.

Bedeutendere Geistliche, als damals den Konvent verließen, hat seitdem das Seminar der Weltgeistlichen nicht hervorgebracht. Nicht blos an Wissenschaftlichkeit, mehr noch an äußerer Bildung stehen diese Weltgeistlichen hinter jenen klösterlichen zurück, die in ihrer Verbrüderung mit den Prälaten Etwas von Weltbildung annahmen, — einen Firniß, der oft bei ihnen einen gediegenern Grund, als an den Prälaten selbst hatte. Nun aber suchten nicht mehr die Söhne aus gebildeten Ständen oder entschiedene Talente niederer Herkunft die hohe Laufbahn oder die sorgenfreie Muße des Konvents auf; sondern es treibt, seitdem die bequeme Universität aufgehoben ist, gar oft nur Mangel an Muth oder Mitteln arme Studenten nach dem ihnen offenen Seminar, um sich zu Landpfarreien vorzubereiten. Die Ungewandtesten und Unterwürfigsten sind, als noch unverdorben von der Welt, am willkommensten, wenn überhaupt eine Wahl ist. Die meisten dieser Auserkohrnen sind auf

dem Lande aufgewachsen, und kehren, nach dem unvermeidlichen Umwege durch die Kirchengeschichte und Dogmatik, gern wieder zu ihren ländlichen Interessen zurück. Die Dressur des Seminars war selten vermögend, die eingeschärfte Zucht in lebendige Würde zu verwandeln.

Wie kurzsichtig ist der Vortheil berechnet, den die katholische Theologie in Fulda an ihrer dämmerigen Seminarschule festhält! Alle andern Studien nehmen seit der Aufhebung der verkommenen Fuldaer Universität an der freien Bewegung der Wissenschaft Theil. Geist und Charakter der Jünglinge, die nach fernen Sitzen der Wissenschaft wallfahrten müssen, prüft und bildet sich dort; Blick und Herz erweitern sich für das Leben. Nur die jungen Geistlichen bleiben zurück, und werden zurückgehalten; arten sich entweder nach dem engen Zuschnitte der Seminarbildung, oder arten aus, wenn sie aus dieser Pflanzschule unter das Volk versetzt werden. In einem wie im andern Falle verlieren sie aber an Ansehen und Einfluß in den Augen der ihnen vorgeeilten Welt, die sich an den dumpfen Mauern des Seminars nicht aufhält, um auf ihre Theologen zu warten.

Freilich wird es mit dieser Eile keine sehr große Noth haben: die guten Fuldenser nehmen sich Zeit. Sie halten sich sehr mäßig in jeder Begeisterung, und lassen sich nicht gern irgend einer Schwärmerei beschuldigen. Die Studirenden suchen ihr Examen zu machen, und sich dann davon zu erholen. — Wenn auch durch die Sekularisation für Fulda ein freierer Zugang der Wissenschaft gewonnen worden: so war doch unmittelbar vor derselben vielleicht ein lebhafteres wissenschaftliches Streben in Fulda, als dermal ist. Es war die Zeit der Kantischen Philosophie und der französischen Revolution, und eine war so mißtrauisch wie die andere von Denen angesehen, die für Staat und Religion bangten. Dennoch, wie lebte und loderte damals die geistliche und weltliche Jugend in den neuen Ideen, wie durstig und heimlich drängte man sich nach dem neuen Sprudel der Forschung! Die gehütete Wissenschaft schien damals mehr, als heut die freie, zu locken. An Namen, die im Dienste derselben glänzten, fehlt es dem modernen Fulda gänzlich. — Doch darf man die Schuld natürlich nicht der wissenschaftlichen Freiheit selbst beimessen, sondern sie liegt in äußern Umständen. Auch fängt schon ein wissenschaftliches Interesse unter den Fuldensern zu wachsen an. Jüngere und ältere Aerzte erscheinen als Mitarbeiter an medizinischen Journalen. Jüngere und ältere Juristen sind mit Schriften hervor getreten, deren Verdienst von der öffentlichen Kritik gewürdigt worden ist. —

Noch weniger ſcheint der Fuldaer Boden für die Kunſt ergiebig zu ſeyn.

Aus altfuldaiſcher Zeit rühren einige launige Gedichte in einheimiſcher Mundart her. Unter dieſen ergötzt man ſich immer noch an der Beſchreibung einer Doktorpromotion mit ſatyriſchen Seitenblicken auf damalige Perſonen und Zuſtände. Die Erzählung kömmt aus dem Munde einer Bäuerin, die, vom Wochenmarkte heimkehrend, voll von dem ihr fremden Aufzuge iſt, und die neckiſche Erklärung, die ihr ein Mitzuſchauer gemacht hat, treuherzig nacherzählt. Am Schluſſe bedauert ſie nur, daß ihr Sohn, aus dem doch Nichts werden will, nicht bei ihr geweſen ſey: Milch und Käſe würde ſie verkauft, Mieder und Köze verſetzt haben, —

„Dou häſt mer meßt en Dokter wer!"

Die Gegend um Fulda iſt ſo ſchön, die Geſchichte des Landes ſo alt; dennoch fehlt es an dichteriſchen Erzeugniſſen, an poetiſchen Namen. Eher ſind noch wiſſenſchaftliche Namen von Zeit zu Zeit laut geworden. Und wenn ſich dann und wann eine poetiſche Stimmung regt, läßt ſie ſich höchſtens im Komiſchen und am liebſten im Volksdialekte aus. So kalt und ſpröd iſt das Fuldaer Naturell, daß es eine poetiſche Regung gleich ſelbſt ins Lächerliche verdreht, und ins Provinzielle verengt. —

Auch Bilder hat man aus der vorſekulariſirten Zeit, und rühmt ſie wohl noch heute, vielleicht in der Art, wie man ſich in kältern Gegenden auf inländiſchen Wein Etwas zu gut thut; indem man das auswärts unbekannte und unbegehrte Gewächs mit deſto mehr Behagen ſelbſt verzehrt. Gerade zehn Jahre vor der Sekulariſation ließ der letzte Fürſtbiſchoff den neu eingerichteten Speiſeſaal der Benediktiner mit zehn Bildern von der Hand eines vaterländiſchen Mahlers ſchmücken. Sie ſtellen Hauptereigniſſe der fuldaiſchen Geſchichte dar, ſehr proſaiſch aufgefaßt und mit unſicherer Hand ausgeführt. Lateiniſche Unterſchriften erklären die Darſtellungen. — Es ſcheint, daß zur Zeit, als Fulda noch ein abgeſchloſſenes Ländchen war, im Mittelpunkt eines ſo engen Umkreiſes eine mehrſeitige Regſamkeit vorhanden geweſen ſey, die nun in erweitertem Gebiete nicht mehr zureichen will. Jetzt, als Provinziale eines größeren Landes, hat der Fuldenſer entweder die Faſſung oder die gute Laune verloren. Jedenfalls bleibt es auffallend, daß das Fuldaiſche, auch bei ſo vielfachen Einflüſſen der jüngeren Zeit, geiſtig ſo unfruchtbar bleibt.

Mahler von Namen hat Fulda noch nicht hervorgebracht; die niedern Gewerbe haben ſich noch nicht einmal nach der zeichnenden Kunſt umgeſehen, und allenfallſige Talente würden auch von allen An-

stalten zu ihrer Heranbildung verlassen seyn. Von einer, wenn gleich nur kleinen Bildersammlung in Fulda ist mir auch aus früherer Zeit Nichts bekannt, und einzelne gute Bilder von fremden Meistern in den Kirchen haben an den Fuldensern noch keine Wunder gethan. —

Die Musik hat unter den Metamorphosen Fulda's nicht viel gewonnen. Die geistlichen Regenten thaten noch Etwas, wenn auch nichts Glänzendes, für die Kirchenmusik; wenigstens fanden an hohen Festtagen musikalische Messen statt. Der weltlichen Musik fehlte eine Bühne, ja selbst ein bedeutender Verein zur Ausführung größerer Tonwerke. Doch hat seit der oranischen Regierung unter den Fuldaer Familien die kleine Liebhaberei an Musik zugenommen. Mehr und mehr wird die Uebung eines Instrumentes und der eigenen Stimme zur Bildung, besonders der Frauen gerechnet, wenn auch öfter nur als Zuthat zu einer Kaffee- oder Theegesellschaft. An einzelnen tüchtigen Musikern und Lehrern fehlt es nicht. Und der brave Mann, der als Mittel- und Haltpunkt der jetzigen Fuldaer Musik zu schätzen ist, hat auch ein schönes Talent der Komposition bewiesen.

Die niedere, belustigende Musik wird in den untern Klassen der unvermischten Fuldenser mit gutem Glück getrieben. Die Fuldaer Musikanten haben weithin einen Namen. Nicht nur als Strichvögel durchziehen sie die nächsten deutschen Länder, sondern als Zugvögel schweifen sie nach der Schweiz, durch Piemont, nach Nizza und Oberitalien, überall zu Bällen und Gartenvergnügen willkommen. Man lobt ihr zartes Zusammenspiel. Durch tägliche Uebung in jahrelanger Verbindung bildet sich ein musikalisches Verständniß der einzelnen Spieler unter einander aus. Und diese selbst halten sich, auf echt fuldaisch, so eng zusammen und gegen die Fremde abgeschlossen, daß sie auch unter allen Sprachzonen ihre harte heimische Mundart bewahren, mit welcher sie in ihren Reiseerzählungen selbst die wohlklingenden italienischen Ortsnamen in's Rauhe haspeln. —

Eine andere Kunst, die zwar nur von Dilettanten getrieben wurde, hatte doch einen bedeutenden Einfluß auf die Geselligkeit und Geschmacksbildung in Fulda. — Bald nämlich nach der französischen Besitznahme des Landes, während unter dem Drucke des Kriegs die fuldaischen und oranischen Elemente sich mehr verbanden, und bei dem Getös der Welt die Gemüther immer scheuer und innerlicher wurden, hatte sich eine Anzahl Jünglinge zu Darstellung einzelner Szenen aus Schiller'schen und andern Stücken zusammengefunden. Die nackte Deklamation wurde bald mit nothdürftigem Kostüm und einfacher Szene bekleidet, und nun ging man an die Darstellung kleiner dramatischer Stücke, wozu man

Freunde und Angehörige als Zuschauer auf einige Bänke einlud. Es war ein glückliches Zusammentreffen junger Talente, denen ein Bedürfniß zuschauender Bekannten entgegen kam, — jene wie dieses durch das kurz bestandene Theater unter oranischer Regierung geweckt. Nicht lange, so miethete die kleine Gesellschaft ein Lokal, und baute eine kleine Bühne; der Kreis der Zuschauer erweiterte sich, der Muth der Darstellenden wuchs, und aus der begeisterten Uebung entwickelte sich einige Kunst.

Inzwischen war das Land zum Großherzogthum Frankfurt gezogen worden. Auf Anregung des Großherzogs ward ein ausgedehnter „Verein der Musenfreunde" gegründet, dem der humane Fürst das schöne Orangeriegebäude im Schloßgarten überließ. Zum Theil durch seine Unterstützung kam in diesem Lokal ein ansehnliches Theater zu Stande, ein Saal zu Bällen und Konzerten mit anstoßenden Gesellschaftszimmern wurde eingerichtet. Die Spielenden ermüdeten nicht, zogen neue Talente an sich, und verbesserten unter Leitung eines kunstverständigen, begeisterten Mannes ihre Leistungen. So blieb der Verein eine Reihe von Jahren lang der Mittelpunkt künstlerischer und geselliger Vergnügen. Die Interessen der Welt, heitere und betrübte Ereignisse fanden hier einen poetischen Widerhall in bezüglichen Dramen, festlichen Prologen, und eingelegten Gesängen. Wie viel heitere, trauliche Winternächte sind da nicht bei Licht und Musik hingegangen! Und an schönen Sommerabenden — mit wie viel Jugendschwärmerei blickten wir von den Mansarden hinab in den belebten Garten, athmeten die würzigen Stauden, und ließen unsere Wangen, innerlich heiß und äußerlich geschminkt, vom kühlen Abendwinde fächeln! O der schönen Traumwelt, die dort untergegangen ist! Kindische Herzen, die von heimlicher Neigung, von schaurigen Ahnungen, schüchterner Hoffnung, versteckter Eifersucht, und manchmal auch von Zorn und Uebermuth bewegt waren!

So oft der Großherzog in Fulda Hof hielt, wohnte er den Vorstellungen bei, und auch der alte Kurfürst von Hessen kam mit seinem Gefolg im Mai 1816 zur Aufführung eines Festspiels, das zur Feier der Besitznahme des Landes gedichtet war. Die Nixe der Fulda, die, üppig von Gestalt, in einem kurzen Röckchen aus Schmelzfäden, gleichsam in rieselnde Wassertropfen gekleidet, aus dem schilfigen Flusse weissagend und begrüßend hervorstieg, hatte für die Höflinge etwas Einladendes — an jenem schwülen Tage. Leider ward das gute Glück des Festspiels durch ein ungeschickt beigegebenes Lustspiel voll uns entgangener Anzüglichkeiten vergeudet! — Es war der böse Genius unseres Vereins, der an jenem Festtage mit höhnischem Lächeln über unsere Bühne schwebte. Das Lustspiel rächte sich seltsam. Es hieß: „Drei in Einem."

Und hatten ſich nicht eben auch drei Regierende in das ſeit Jahrhunderten Eines geweſene Fürſtenthum getheilt? Nun gingen aber auch die Spielenden, meiſt Staatsdiener, mit in die Theilung, und wanderten nach und nach in's Bayriſche, Weimariſche, und Heſſiſche aus. Der Verein dauerte fort; allein der neue Zuwachs von Spielenden war weniger begabt, und wollte mit den ermüdeten Alten nicht recht verſchmelzen. Die Leiſtungen wurden gezwungener und immer mangelhafter, wie denn auch die Theilnahme der Zuſchauer erkaltete. Doch verjüngte ſich die Geſellſchaft noch einmal durch ein neues Lokal, das ein unternehmender Mann baute, als der Hof das Orangeriegebäude wieder zurück nahm. Wie aber die fortdauernde Spannung zwiſchen Fuldaern und Heſſen den guten Humor der Geſellſchaft immer wieder ſtörte, löste ſich nach einigen Jahren auch der Verein in Verdruß und Zwieſpalt auf. —

Verdruß und Zwieſpalt! Müſſen wir denn gerade unter einer ſolchen Verdüſterung zuletzt noch das häusliche und öffentliche Leben in Fulda betrachten? Aber freilich, es hat dieſe Miene noch nicht ganz abgelegt. Und wenn es ſolche vielleicht ſchon zu lange trägt, — darf man es ſo ſehr verargen? Mußte ein ſo großer Wechſel, eine ſo grauſame Zerſtücklung, als Fulda erfahren, nicht tiefe, dauernde Schmerzen hervorrufen? — Vielleicht werden dieſe Schmerzen von den abgeriſſenen, mit Bayern und Weimar vereinten Theilen nicht ſo hart empfunden, als gerade von Fulda ſelbſt, das früher nicht, wie jene, von einem Mittelpunkt abhängig, ſondern Jahrhunderte lang ſelbſt ein Zentralorgan war, und nun bei jeder Luftbewegung der Zeit ſeine Verſtümmelung und ſeine Verluſte fühlt. Die kurheſſiſche Hand hätte, wie mir ſcheint, dieſen blutenden Rumpf eines ſonſt, ich will nicht ſagen glücklichen, wohl aber zufriedenen Fürſtenthums ſanfter anfaſſen können. Man achtete nicht darauf, einer verwittweten Reſidenz mit einiger ſchonenden Aufmerkſamkeit zu begegnen, und Etwas für ſie zu thun, was ihr die Erinnerung an ſchöne Jahrhunderte weniger ſchmerzlich gemacht hätte. Man ließ ihr nicht einmal die Provinzialbehörden ungeſchmälert, und dachte noch weniger daran, wenigſtens anfangs einen oder den andern Fuldaer in das Miniſterium zu ziehen, um einer in ihrem Herkommen und Privatrechte ſo eigenthümlichen neuen Provinz, einer ſchmerzlich bewegten, vielleicht mißtrauiſchen katholiſchen Bevölkerung die Beruhigung zu gewähren, ſie ſey mit ihren tiefſten Nerven dem neuen Herzen ver-

wachſen, von welchem jetzt ihr Leben pulſirte, nachdem ihr eignes Herz zu ſchlagen aufgehört hatte. Nun kamen auch noch die nach Fulda beförderten Heſſen mit der Miene der Herablaſſung, mit der Erwartung fuldaiſchen Entgegenkommens, mit dem Lächeln über Fuldaer Eigenthümlichkeiten und Naivität. — Ja doch, die Fuldenſer wurden verſtimmt, und faßten einen tiefen Verdruß! Und es iſt begreiflich, daß man in ſolcher Empfindung ſich auch fremdem Guten länger verſchließt. —

Wie überall, nimmt auch in Fulda das bürgerliche Leben Geſtalt und Gehalt von der materiellen Grundlage und von der geiſtigen Atmoſphäre an, die ſich in ihm zu einem lebendigen Organismus verbinden und durchdringen. Der magre Boden des Landes, der auch die mühſeligſte Arbeit nur karg belohnt, die enge Gewerbſamkeit, die nur ſchmale Gewinnſte abwirft, nöthigen oder gewöhnen die Bewohner, häuslich zu ſeyn, das Kleine zuſammen zu halten, mit dem Wenigſten auszukommen. Hierin liegt eine Haupttugend der Fuldaerinnen, die aber aufhört, eine Tugend zu ſeyn, weil ſie eine Geſchicklichkeit wird. Und dieſe Geſchicklichkeit war immer auch der höchſte Stolz einer echten Fuldaerin. In der That, was man häuslich trieb, war auch faſt der ausſchließende Gegenſtand geſelliger Unterhaltung. Man brachte nicht blos den Strickſtrumpf mit in die Kaffeegeſellſchaft, ſondern auch den Küchenlöffel und das Gartenmeſſer. Die Vortheile eines Kachelofens fanden eine warme Erörterung. Wer aber einen Triumph feiern wollte, mußte einen neuen wirthſchaftlichen Kunſtgriff, oder einen noch unbekannten häuslichen Vortheil anzuempfehlen haben.

Daß mit einer ſolchen ökonomiſchen Richtung des Geiſtes ein entſchiedner Geſchmack am Ueberladenen der Tafel und des Anzugs verbunden war, iſt grade nicht zu verwundern. Die Extreme ſuchen einander; Verſtand und Geſchmack haben eine verwandte Richtung. Hat der Aufwand im Genuſſe nicht die Grundſätze des Sparens zu rechtfertigen? Bei einem feſtlichen Mittagmahle mußte die Tafel mit allen guten Schüſſeln beſetzt ſeyn, welche die Jahrszeit bieten konnte, und die Damen mußten alle Farben an ſich haben, die man vom Kopfe bis zu den Füßen anzubringen vermochte. Selbſt die einfachen geiſtigen Genüſſe verlangten eine materielle Stütze; daher in einem Konzerte die Mäuler mit den Ohren in Aufnahme des Guten wetteiferten.

Dieſer Typus der Fuldaer Häuslichkeit und Geſelligkeit war am reinſten vor der Sekulariſation ausgeprägt. Eine echte Fuldenſerin war geſund und wohlausſehend, „derb von Fleiſche" — wie ſich ein dortiger Arzt, ein erfahrner Mann, ausdrückt — und von nicht ſehr reizbaren Nerven. Sie hatte die Schule der engliſchen Fräulein bis in ihr

zwölftes Jahr besucht, wo sie zur Kommunion ging, schwärmte eine kurze Zeit von Nonnenklöstern, faßte dann aber schnell die Angst, eine alte Jungfer zu werden, kam als Frau sehr leicht in die Wochen, und fing darauf an, sich ziemlich korpulent zu gestalten. In Gesellschaften plauderte sie gar unbefangen, drückte sich in natürlichen Dingen naiv aus, und schwieg bei geistigen Angelegenheiten lieber ganz, als daß sie etwas Drolliges vorgebracht hätte. Frauen, welche „Bücher lasen", wurden ziemlich mißtrauisch angesehen: man hatte die Besorgniß, sie würden ihre Männer unglücklich machen. Diese Warnung war ihnen schon von den englischen Fräulein gegeben worden, die das Gelübde abgelegt hatten, nicht zu lieben, und doch nicht zu lesen. Zum Glück machten die Männer keine großen Ansprüche an die Bildung der Frauen. Sie besorgten ihre Akten, und unterhielten sich gern beim Glase Wein von ihren Amtsgeschäften, wie die Frauen von ihren häuslichen. Ein handfester Spaß knüpfte von Zeit zu Zeit die auseinanderfallende Gesellschaft wieder zusammen. Politik war nicht ganz ausgeschlossen, aber Literatur wurde niemals eingeladen. In den vertrauten Kreisen der höhern Stände gaben die Prälaten den Ton an, der hier und da etwas kecker gewesen seyn soll. Der Prälatenwitz schweifte zuweilen gern in ein den geistlichen Herren verschloßnes Naturgebiet, vielleicht nur, um zu verrathen, daß man in verbotnen Revieren doch nicht ganz unbewandert sey. —

Die Sekularisation war für die Geselligkeit heilsam. Die feiner gebildeten protestantischen Familien führten einen bessern Ton, eine spirituellere Konversation, und höhere Gegenstände des Interesses ein. Der Naivität, Unbefangenheit, und Lustigkeit trat die Bildung, der Anstand, die Feinheit zur Seite. Diese Fremden waren auch deutsche Frauen, und verläugneten den Charakter der Häuslichkeit nicht: aber das Hauswesen ward umschleiert gehalten, und blieb vom gesellschaftlichen Umgang möglichst geschieden. Gebildete Menschen, die zur Erholung und wechselseitigen Erhebung zusammen kommen, wollen sich nicht mit den arbeitenden Fingern, sondern mit den Fühlfäden des Geistes berühren.

Indeß war das Fuldaer Naturell ursprünglich zu spröd, die Befangenheit gegen protestantische Einflüsse anfangs zu abwehrend, und die oranische Regierung dauerte zu kurz, als daß eine tiefe Umwandlung des geselligen Lebens hätte zu Stand kommen können. Die kriegerische Zeit und die Regierungswechsel waren auch mehr störend, als fördernd. Dennoch sind die jeweiligen fremden Zuflüsse und die einmal angeregte Bildung nicht ohne Folgen und Entwicklungen für die Fuldaer Gesell-

schaftlichkeit geblieben. Die Ansprüche auf innere Bildung und äußere Gebildetheit der Frauen sind gestiegen, und sind im Steigen. Und machen nicht grade die Frauen die Gesellschaft, wie die Männer den Staat? —

Eine gewisse Einseitigkeit des Umgangs wird aber so lange nicht zu heben seyn, als die eigentliche Gesellschaft fast nur aus Staatsbeamten und ihrem Anhang besteht. Der gesellige Verkehr wird noch lange klapperrosenrothe Aufschläge haben, die mit hessischen Interessen gestickt sind. Keine großen Gewerbe, kein weiter Handelsverkehr, kein Literatur- und Kunstbetrieb mischen Weltangelegenheiten unter die Karten, die hier ausgespielt werden. Diese ruhigen Augen sind auf keinen Barometer gerichtet, der in der Atmosphäre von Europa hinge, sondern glänzen nur nach der Skala der hessischen Rangordnung. In diesem Gewühle geschmückter Menschen schlagen keine Herzen, die mit den fruchtbaren Sommern beider Indien sich erheiterten, bei den Aequinoktialstürmen um heimkehrende Schiffe bangten, oder Männern entgegen hüpften, die mit frischen Lorbeerkränzen an den Theetisch träten, sondern nur Herzen, die nach einer Dienstbeförderung oder Gehaltserhöhung aufgehen, vor einer Pensionirung oder nach einer versagten Audienz verzagen, oder über den Haareinsatz eines verlobten Assessors kichern. —

Des öffentlichen Lebens in Fulda sollte man nun gar nicht gedenken, weil kaum die Rede davon seyn kann. Fulda hat nicht einmal wiederkehrende Gelegenheiten öffentlichen Genusses, — kein Volksfest, an welchem die Bevölkerung der Stadt und die Zuflüsse der Umgegend auf einer Au oder in einem Walde zusammen kämen, wo der allgemeine Jubel seine Purzelbäume schlüge, und die Erinnerung an vaterländisches Glück oder Unglück die Herzen der Gebildeten überschauerte, — hat nicht einmal einen großen Viehmarkt, wo der ehrsame Spießbürger versichert wäre, — alle seine Bekannten einmal unter freiem Himmel beisammen zu finden.

Einzelne Liederklänge, die — oft in's Unverständliche entstellt — an heitern Tagen auf den Straßen laut werden, erinnern an alte, fröhliche Zeiten in Fulda. So muß der Hutzelsonntag, der in die vorösterliche Fasten fiel, von den Familien lustig begangen worden seyn, einem alten Liede nach, in welchem von Hutzelbrüh' und Würsten die Rede ist. So war auch der Johannistag volksfestlich, da man denn, um einmal gar keine Nacht zu haben, die zwei längsten Tage des Jahres auf Hügeln und Höhen mit schimmernden Schleifen angezündeter Feuer zusammenknüpfte, und die ländliche Jugend sich mit brennenden

Strohwisch-Fackeln herum schlug. Das muß aber sehr lange her seyn, denn der Vers sagt:

Zum Johannisfeuer!
Der Haber ist gar theuer,
Das Maaß gilt 'nen Dreier. —

Unmittelbar vor der Sekularisation gab es wenigstens noch kirchliche Aufzüge, — große Wallfahrten, zu denen sich die ganze Bevölkerung schmückte, die Landleute von den Bergen herab strömten. In sechsspännigem „goldnen Wagen", von Husaren und Heiducken umgeben, fuhr der Priesterfürst nach dem Dome, vor welchem die festliche Taufendschaar wimmelte. Der endlose Zug ordnete sich, die Fahnen flatterten, vom Michelsberge herab warfen die Kanonen ihre lustigen Dampfkränze, die silbernen Rauchfässer wirbelten vor dem Sanktissimum ihre Weihrauchkreise, hoch vom Thurme schlug die Hosanna mit ehernem Klang an die Herzen, und ein tausendstimmiger Gesang erscholl. —

Unter den bürgerlichen Bischöffen des hessischen Konkordats haben diese Feste den früheren Pomp nicht wieder gewonnen. Die glimmende Asche vergangener Zeit, mit dem altüberkommenen Krummstabe aufgerührt, lodert nicht mehr, und in den Herzen der gemischten Bevölkerung flammt keine tausendstimmige Andacht mehr auf. —

Nun wäre die Zeit da, daß statt jener Andacht die Politik ein Gemeingefühl erweckte. Allein wie unpolitisch wäre Dies in einer Stadt, deren gebildete Männer und Söhne auf der Konduitenliste des Ministers und unter den Augen der guten Polizei stehen, deren Handwerker aber, um nicht zu verlumpen, mit Recht bei ihrem Leisten bleiben! — Eigentlich konnte — warum soll man es nicht aussprechen? — der Gemeinsinn nie gerade für die starke Seite der Fuldenser gelten, selbst als sie noch unvermischt und zufriedne Residenzbewohner waren. Das Fuldaer Ländchen hatte zu lange Zeiten hindurch eine enge, von dem Weltverkehre abgesonderte Wirthschaft; dem Bürger saßen die kleinen Herren in den schwarzen Kukullen auf dem Nacken, von denen er abhing. Es fehlten alle Gegengewichte, wie sie in andern Ländern ein großartiges Leben an die knappen Gängelbänder priesterlicher Herrschaft hing, um sie nachgiebig zu machen, — fehlte an schaffender Thätigkeit für die Welt, an weitreichendem Verkehr, kurz an Dem, was der ängstlichen Lehre vom Himmelreich den Gottessegen der Arbeit und die Früchte sonniger Klimate entgegenhält; es fehlte an tiefquillendem und breit abfließendem Reichthume, der die magere Distelsteppe der Aszetik zuweilen mit üppigem Genuß überschlämmt. Ja, eine tüchtige Gesinnung, ein edler Bürgerstolz bildet sich nur im Weltverkehr. Hier, wo

zusammenwirkende Kräfte einander ergänzen, lernen sie sich auch schätzen, und fühlen sich im Verbande stark genug, eigenwilligen Gewalten zu widerstehn, während in engen Verhältnissen Einer den Andern überlistet und überlungert, und die in Neid oder Noth Vereinzelten einander in Unterwürfigkeit gegen die Mächtigen überbieten. — —

Wenn Dies die Fuldaer einmal recht einsehen, so werden sie finden, wo die Anfänge neuer Verwandlungen, die Vortheile der Sekularisation für sie liegen. Ich glaube nicht, daß grade ein Morgentraum von dem verlornen Glücke der Krummstabs-Herrschaft meine Landsleute verdüstert hat, — diese guten, vielfach tüchtigen Menschen, denen ich hier nur aus alter Liebe so manches Harte gesagt habe. Wenn das Sprichwort: „Unter dem Krummstabe war gut wohnen", eine Wahrheit ist, so ist sie es nur aus ganz beschränktem Gesichtspunkte.

Der sturmvollen Periode, die mit der französischen Revolution begann, ging eine Schwülstille behaglichen Genusses und artigen Wohlwollens voraus. Dies war auch der Fall, wo grade keine Krummstäbe herrschten. Doch walteten die Krummstäbe vielleicht auch milder, als manche Zepter. In der Revolution, und dem Seitenkrater derselben — der Sekularisation, ging allerdings ein herrliches Schlaraffenleben zu Grunde, hauptsächlich für die Geistlichkeit. Vielleicht aber auch, daß die Unterthanen mancher unter dem Krummstabe gestandenen deutschen Provinzen den Wechsel und Druck der Zeit schmerzlicher empfanden, und unmuthiger trugen, als die vom Zepter Regierten. Dann aber schwerlich blos darum, weil ihr Uebergang vom Glücksbehagen zum Leiden härter gewesen, sondern vielleicht nur deßhalb, weil unter dem Behagen des Krummstabs der Unterthan in Kultur und Betriebsamkeit zurück geblieben, und seine geistige Kraft weniger geübt und gestählt worden war.

So lange übrigens der Krummstab noch herrschte, durfte nur die Geistlichkeit, der Adel, und die höhere Dienerschaft sprechen. Diese aber befanden sich wohl. Der gemeine Mann, in der einzigen Kraft des Glaubens geübt, konnte auch nicht an seinem Glücke zweifeln, zumal er seit Jahrhunderten keinen andern Zustand erfahren hatte, als in dem er sich befand. Meinungen waren ihm oft sogar untersagt, und woher sollte er ein Urtheil nehmen? Nun aber machte die Revolution den gemeinen Mann mündig, und löste ihm die Zunge. Schreien war der erste Gebrauch, den er als neugeboren davon machte. Durch einen Vergleich mit den frühern Zuständen bildete sich Meinung und Urtheil. Fiel aber das Urtheil, das er jetzt fällen lernte, günstig aus? — Unmöglich! Eine stürmische Zeit trat ein, und brachte ihn um das beste

Stück seiner schlichten Existenz, — um sein ruhiges Behagen. Der erste Gewinn aber, den er an der Sekularisation machte, war auch zum Theil geistiger Art, war ein neues Prinzip, eine erweiterte Sphäre, und konnte von den Sinnlichen nicht gleich begriffen, viel weniger geschätzt werden. Erst allmählig, und ungeachtet der stürmischen Zeit und der auf sie gefolgten Brandung hat sich auch der materielle Zustand günstig geändert. Nun sitzt der Bauer in einem freundlichen Hause, mit bemahltem Ziegeldache, dessen Großvater in einer mit Stroh bedeckten Hütte wohnte; seine Hausfrau melkt zwei Kühe, deren Großmutter unter einer Ziege gesessen hat; feste, trockne Wege führen von Dorf zu Dorf, wo sonst der Kärrner im Sumpfe stecken blieb, und mitleidigen Vorspann der Nachbarn anrufen mußte. Und wie viel sonst unbekannte Genüsse kommen ihm heut auf diesen guten Wegen zu? — So viel ist wohl als gewiß anzunehmen, daß bei unterbliebener Sekularisation die Noth der Zeit von den Krummstäben nicht hinweggebannt —, eben so wenig aber auch die glücklichen Ergebnisse des großen Zeitumschwungs herbeigesegnet worden wären.

Doch dies Sprichwort vom Glücke des Krummstabs wird auch in Fulda kaum mehr gehört.

Ich schließe mit einem erfreulichen Ereignisse, das in Fulda bevorsteht, und das vielleicht als Vorbedeutung noch wichtiger ist. In diesem Jahre soll nämlich ein großes Standbild des heiligen Bonifaz in oder bei Fulda errichtet werden. Die Kosten desselben sind zusammengesteuert worden, und der Bildhauer Henschel in Kassel hat es gefertigt. — So ist denn der urälteste Anfang Fulda's noch einmal lebhaft in das Bewußtseyn der lebenden Generation gekommen, und eine große Periode mit ihrem muthigen Anfang und mißmuthigen Ende wird damit abgeschlossen. — Ja, es ist ein Wendepunkt des Fuldaer Lebens. Ein schönes Gemeingefühl hat das Werk hervorgerufen, und hält sich an demselben fest. Schon Das ist für Fulda eine außerordentliche Erscheinung; es ist eine Feuertaufe der Herzen, die mit dem Erze des Standbildes umgeschmolzen werden.

Und wie nun das Bild steht und dauert, ist vielleicht alle rückblickende Muthlosigkeit abgethan, und eine wirksame Zukunft aufgeschlossen, — eine Zukunft fröhlicher, fruchtbarer Verwandlungen.

So sey es meinen Landsleuten aus bewegter Seele gewünscht! Eintracht, Muth, Begeisterung sey ihnen mit jedem frischen Tage zugerufen, der über die hohe Rhön in ihr liebes Thal herniederleuchtet!

August Lewald.

Eine Reiſe nach Memel.

Von

Auguſt Lewald.

I.

Es mögen jetzt wohl ungefähr dreißig Jahre her ſeyn, daß in einem nicht ſehr geräumigen, doch netten und hübſchen Hauſe der Münzſtraße zu Königsberg in Preußen, die heißeſten Auguſttage ein eigenes Leben, eine ganz abſonderliche Rührigkeit erregten. Man war vom nahen Landſitze eines Freundes hereingekommen, der zu dieſer Zeit gerade den lachendſten Aufenthalt geboten hätte, um ſich mühſeligen Geſchäften zu überlaſſen. Die Kleider- und Wäſchebehälter wurden ausgeräumt und ihr Inhalt mit einer Strenge geprüft und gemuſtert, um zu ſehen, wo in Stoff oder Schnitt eine Blöße oder Unzulänglichkeit ſich zeigte, die erſetzt oder ergänzt zu werden heiſchte. Es war ein Gehen und Kommen, ein ſtetes Berathen mit befreundeten Männern von gereifter Lebenserfahrung, von praktiſchem Sinne und mannigfacher Kenntniß; auch Handwerker wurden herbeigezogen, und als Dieſes Alles ſchon wochenlang vorhergegangen war, ſah man endlich die Koffer, Kiſten, und Schachteln herbeibringen, um eine Maſſe von Gegenſtänden der disparateſten Art aufzunehmen.

So kam der Abend eines Tages heran, den die Familie in ſüßbitterer Stimmung beiſammen verlebte. Zwei Mitglieder derſelben, Mutter und Sohn, freuten ſich auf die bevorſtehende Reiſe, und bangten vor der Trennung von ihren Lieben; die Andern, der Vater und zwei

Töchter, theilten dieſelben Gefühle und tröſteten ſich mit dem Gedanken an die Briefe, die ſie empfangen würden.

Das Leben in dieſer Familie war ganz innerlich beſchränkt und häuslich, ſie war ſich die ganze Welt, und eine Trennung, wenn auch nur auf wenige Wochen, ſchien ſie unendlich zu verſtimmen; ach! und jetzt hat der grauſame Tod ſie, Eines vom Andern, doch ſchon ſo lange getrennt, und nur Einer iſt übrig geblieben, ihnen vereinſamt nachzutrauern! —

Am nächſten Morgen ſehen wir die Kutſche vor der Thüre halten, um die Reiſenden bis zum Kirchdorfe Quednau zu geleiten, wo ſie die Gelegenheit abwarten ſollten, die ſie heil und wohl nach Memel zu bringen übernommen hatte. Die Mutter trug, der Jahreszeit zum Trotze, einen kleinen ſeidenen Mantel, mit Pelz verbrämt und mit einer Kapuze verſehen; der Sohn hatte eine große Schoßjacke von dickem grauem Tuche an und ſogenannte Scharwary's zum Ueberziehen, mit Knöpfen an beiden Seiten, aus demſelben Stoffe, nebſt einer hohen, tſchakoähnlichen Mütze von gepreßtem Leder. Zu dieſer etwas ſeltſamen Toilette ſtach der Anzug der blos Begleitenden, ſommermäßig, offen, wehend und luftig, nicht wenig ab. Allein Jene gingen auf die Reiſe, und Dies verlangte nach damaligen Begriffen das Recht des dazu erforderlichen Koſtüms, Jahreszeit und Witterung mochten ſeyn, wie ſie wollten; dieſe hingegen fuhren nur nach Quednau und waren denſelben Mittag wieder zu Hauſe.

Es gab zur damaligen Zeit nur drei gewöhnliche Arten, um den Weg von Königsberg nach Memel zurückzulegen, wenn man nicht im eigenen Wagen mit Extrapoſt reiſte.

Die erſte war mit der ordinären Poſt über Tilſit. Ein Umweg von mehr als zwölf Meilen und eine Straße zum Halsbrechen. Der Wagen im eigentlichen Sinne des Worts ordinär. Ein ſchwerfälliger, langer und niedriger Kaſten auf Rädern, ohne Federn, ohne weich gepolſterte Kiſſen, die Bänke zu drei Sitzen hinter einander gereiht, ſo daß man ſich den Rücken zukehrte. Die widerwärtigſte und beſchwerlichſte Art zu reiſen, die noch vor zwanzig Jahren faſt überall in Norddeutſchland im Schwange war, und die man, im Genuß unſerer jetzigen ziviliſirten Einrichtungen, ſich nicht vorzuſtellen im Stande iſt. Eben ſo wenig aber kann man ſich einen Begriff von jenen Knüppelbrücken und Lehmdämmen machen, die man ſtatt der jetzigen Chauſſéen in jenen verwünſchten Poſtkaſten zu befahren hatte.

Wer nun dieſem trockenen Wege den naſſen vorziehen wollte, für Den bot ſich im Dorfe Schacken, drei Meilen von Königsberg, am ſüd-

lichen Ende des kurischen Haffs, eine andere Gelegenheit dar. Man konnte hier einen offenen Segelkahn besteigen, der bei gutem Wind und Wetter die nur neunzehn Meilen betragende Wasserstraße in sehr kurzer Zeit zurücklegte. Dies nannte man „mit dem Schacken gehen." Allein nur in den seltensten Fällen wurde Dies vom Himmel begünstigt, da das Haff nach dem Ausspruch Aller, die es kennen, viel schlimmer ist, als die See. Trat hier Sturm oder konträrer Wind ein, dann war diese Partie eine der unangenehmsten und gefährlichsten, die es geben kann, und man mag sich wohl jetzt mit ruhigerem Muthe nach Amerika einschiffen, als damals eine Fahrt von Schacken nach Memel wagen. Es war der Gefahr wegen nicht erlaubt, auf dem offenen Fahrzeuge Feuer zu machen, und man mußte sich daher mit kalter Küche begnügen. An Kaffee war nicht zu denken. Was man bei sich hatte, durfte man „aus freier Faust" genießen, zu erlangen war am Bord Nichts weiter. Eben so fehlten alle sonstigen Bequemlichkeiten; selbst die, welche dem gesunden Reisenden in den Frühstunden als unentbehrlich erscheint, mangelte hier. Bedenkt man nun, daß man wochenlang auf dieser Reise zubringen konnte, wenn die Elemente es so wollten, so wird man zugestehen müssen, daß es mehr als eines kräftigen Entschlusses bedurft hätte, sich diesem Zufall zu überlassen.

War es nun aber wohl zu verwundern, daß unsere Reisenden zu der dritten noch möglichen Gelegenheit griffen, um sich nach Memel auf die sicherste und bequemste, wenn gleich etwas langsame Weise befördern zu lassen? Diese war der Plahnwagen der Rigischen Fuhrleute. So nannte sich eine Innung wackerer Bürger von Königsberg, die gegen bedeutende Kaution das Privilegium erlangt hatte, Frachtgüter und Passagiere auf der Straße nach Riga, über Memel, Libau, Mitau zu befördern. Jede Woche fuhr ein anderer dieser Frachtherren in einem hohen Packwagen, der auf ungeheuern breiten Rädern ruhte, und mit einer weißen Plahne, in andern Gegenden Preußens Plaue genannt, gegen Wind und Wetter geschützt, an deren Vorderseite ein großes rundes Schild befestigt war, auf dem der schwarze Adler mit einer Inschrift prangte, die den Namen der Innung und des Eigenthümers enthielt. Hinten und vorn lagen Fässer und Kisten, Ballen, offene Waaren, kurz alle nur erdenklichen Gegenstände, die damals aus Preußen nach Rußland eingeführt werden konnten, während in der Mitte des Wagenkolosses — da wo man sich, an der obern Stange, wo die Decke befestigt war, anhaltend, mit leichtem Satze in den Wagen schwingen konnte — zwei große Kisten bereitet waren, auf denen Strohsäcke lagen, zum gefälligen Sitze für die Passagiere. Als Rückenlehne dienten die

Frachtstücke, von denen der bereitwillige Frachtherr stets die mindest eckigen und weichsten an diese Stelle hinverpflanzt hatte.

Ungenügsame deutsche Jugend! vergegenwärtige dir einmal bei deinen jetzigen Ansprüchen einen Wagen des Rigischen Fuhrmanns der damaligen Zeit. Jetzt, wo du im elegantesten Eilwagen, auf geebnetster Straße, dich mit dem breiten, wohlgepolsterten Sitze nicht zufrieden gibst, und noch ein Luftkissen darauf legst, ein anderes, wie eine Wurst, dir um den Hals schlingst, damit deine verweichlichten Glieder beim Aussteigen auch nicht die leiseste Spur von Ermüdung empfinden. Und doch hatte eine Reise zu jener Zeit, und war sie die kleinste, und führte sie auch nur in unbedeutende Gegenden, einen ganz besondern Reiz, der sich jetzt immer mehr verliert, je näher die Länder und Menschen durch die bis in's Unendliche vervielfältigten Kommunikationsmittel an einander gerückt werden. Damals brachte jede Reise ihre Abenteuer; war ja schon die Art der Zurüstung, wie die Weise, sie zurückzulegen, abenteuerlich genug. Damals galt ein Reisender noch Etwas, sowohl in der Fremde, als bei der Heimkehr unter Allen, die ihn kannten. Man durfte einen gewissen, oft sogar nicht unbedeutenden Grad von Muth bei ihm voraussetzen; er konnte aus eigener Anschauung von Dingen sprechen, welche die Meisten nur aus Büchern kannten, womit der größte Theil der Menschen sich damals begnügen mußte. Wie wurde ein Reisender aus Italien in seiner Heimath betrachtet? Mit welchen Augen betrachtete man einen jeden Fremden, der sich unter uns blicken ließ?

Das Verschwinden des Nimbus, der sonst die Reisenden umgab, und die Allgemeinheit solcher Unternehmungen, die durch die Leichtigkeit erzeugt wird, mit der man heutzutage auch das fernste Ziel erreicht, hat in vielen Leuten, bei einem gewissen Stolze des Charakters, nicht selten eine Art von Geringschätzung gegen das Reisen selbst hervorgerufen. Sie begnügen sich mit Dem, was sie von ihrem Wohnsitz und dessen nächster Umgebung kennen, vollkommen, und überlassen sich ohne weitere Sehnsucht dem behaglichen Gedanken: daß es doch wohl nirgend besser seyn möge, wie daheim. Man betrachtet die Reisenden als eine Art von Kommisvoyageurs, die man aussendet, um von fremden Zuständen Kunde zu erlangen, und erfährt somit Alles, ohne sich deplaciren zu dürfen. Die Einseitigkeit und Befangenheit des Urtheils solcher Heimischgewohnten bestärkt sie dann immer mehr in ihrem stolzen Wahne, von der großen und schönen Welt Gottes Nichts kennen lernen zu wollen, als den Winkel, der sie entstehen sah.

Unsere Reisenden, eine junge Frau mit ihrem Sohne, die dort am sandigen Wege hinter Quednau stehen, wo sich die weite Ebene aus-

breitet, die einſt das Blut ſo vieler heldenmüthigen Preußen und Litthauer tränkte, beſitzen weder Stolz noch übergroße Neugier, ſie denken weder an den Ruhm, einſt von den Gefahren ihrer Reiſe erzählen zu können, noch glauben ſie beſondere Merkwürdigkeiten kennen zu lernen; ihr Zweck iſt lediglich der, ihre Freunde in Memel zu beſuchen, und der nahe Moment der Trennung erfüllt ſie jetzt ganz, denn ſchon ſahen ſie den großen Wagen von ſechs ſtarken Pferden langſam und ſchwerfällig die kleine Anhöhe heraufziehen.

Früher, als der Wagen, erreicht ſie aber deſſen Eigenthümer, Herr Petter, der Vater, im langen, blauen Rocke, hohen, über das Knie gezogenen Waſſerſtiefeln, und einem dreieckigen, verkehrt aufgeſetzten Hute, deſſen herabgeſchlagene Hinterkrämpe das rothe, volle Geſicht beſchattet. Eine ſtrotzende Geldkatze um den Leib geſchnallt, ſitzt er in nachläßiger Haltung auf einem kleinen Litthauer, der gleichſam tänzelnd auf die Familie am Wege lostrabt. Der alte Herr Petter wird die Reiſe als ſorgliche Eskorte zu Pferde mitmachen, bei einbrechender Dunkelheit vorausreitend den Weg ſondiren, ob Triebſand oder ſonſtige Gefahr vorhanden ſey, das Mittagsmahl und Nachtquartier beſtellen, oder, neben dem Wagen reitend, die Reiſenden mit kurzweiligen Geſprächen unterhalten. Sein Sohn, ein rüſtiger, ſtämmiger, und wohl erfahrener Fuhrmann, bleibt mit dem Knechte bei den Pferden. Die beiden jungen Männer legen den Weg nach Riga mit großer Gemächlichkeit zu Fuße zurück, da täglich nicht mehr als vier Meilen gemacht werden. Man ſieht wohl, daß dieſe Reiſe weder anſtrengend noch beſonders gefährlich erſcheint, und Dies beruhigt den ſorglichen Familienvater, der mit den Töchtern dem wackern Fuhrherrn die Reiſenden noch ganz beſonders an's Herz legt.

Jetzt iſt der Wagen da. Zwei Paſſagiere ſitzen bereits darin. Der Eine ein befreundeter Kaufmann, der die ſpezielle Aufſicht über unſere Reiſenden zu führen verſprochen hat; der Andere ein junger, ſchöner, hochgewachſener Mann, deſſen Schnurrbart und langer, blauer Rock mit Silberſchnüren ſogleich den Stand verräth, dem er angehört. Es iſt Graf M. von den ſächſiſchen Leibhuſaren, der zu ſeiner Schweſter, einer Baronin von S. in Mitau, auf Beſuch reist. Man ſieht, daß ſelbſt der höhere Adel es damals nicht verſchmähte, ſich einer Reiſegelegenheit zu bedienen, die jetzt einem Jeden zu ſchlecht erſchiene. Freilich konnte man über Verlegenheit im Wählen nicht eben Klage führen.

Der Wagen hält. Obgleich nun das nicht unbeträchtliche Gepäck unſerer Reiſenden ſchon Tags vorher dem Herrn Petter auf's Pünktlichſte überantwortet worden war, und dieſer es an ſchicklichen Plätzen

untergebracht hatte, so wurden doch hier noch viele und mannigfaltige Gegenstände herbeigeschafft, die alle Raum und Stelle im Wagen finden wollten. Ich hebe hier nur zwei Dinge als charakteristisch hervor: Flaschenkeller und Bettsack, ohne die kein Mensch, der nur etwas Ansprüche an Bequemlichkeit machte, und etwas Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen hatte, auf Reisen gehen konnte. Der Flaschenkeller enthielt sechs große, schöngeschliffene Flaschen, von denen jede mehrere Maß enthielt, nebst Gläsern mit goldenen Rändern, in Höhlungen, die mit rothem Plüsch gar prächtig gefüttert waren. Der Vater hatte guten alten Franzwein, das in Königsberg damals beliebte „Spanisch-Bitter" als Magenstärkung, bestehend in Malaga, der über Wermuth abgezogen war, und Danziger Goldwasser aus der weltberühmten Fabrik zum Lachs, und daher nur „Danziger Lachs" genannt, in die Flaschen füllen lassen. Der Bettsack, übermäßig groß und unförmlich, war von schwarzem Leder, und enthielt „zwei Gerichte Betten," wie man es damals in den Haushaltungen nannte, die jeden Abend im Nachtquartier ausgepackt werden sollten, um den Reisenden eine gute Ruhe selbst in schlechten Wirthshäusern zu bereiten. Man sage nun, ob Dies Alles nicht sehr vollständig und gehörig war; bis auf die Schnelligkeit finden wir bis jetzt gewiß noch nicht viel zu tadeln, wenn nicht, daß die übergroße Vorsorge der Bequemlichkeit eben auch schon zur Unbequemlichkeit wurde.

Daß unter Thränen in den Wagen gestiegen wird, versteht sich von selbst. Weinen beim Abschied war unerläßlich bei jedem „wohlgeborenen Herzen," wie man das **coeur bien né** der Franzosen ohne Anstand übersetzen darf. Wie die Reisenden nun aber einmal im Wagen saßen, waren sie auch schon von ihren Lieben geschieden, denn das so liebliche Zurücksehen, mit Tüchern Wehen, Kußhandwerfen und Nicken erlaubte die Konstruktion des Fuhrwerks und die deckende Plahne nicht. Die Pferde zogen bald langsam ihres Weges im tiefen, tiefen Sande, und Herr Petter, der Vater, ließ sein Pferdchen gar munter nebenher trottiren, manches freundliche Wort zur Aufheiterung unserer theils betrübten, theils stummen Gesellschaft zum Besten gebend.

So erreichte man endlich, nach dem alten Sprichwort, „wer langsam geht, geht sicher," einen einsam stehenden Krug oder Wirthshaus, ein langes, unschönes Gebäude, auf weiter Sandfläche. Hart an derselben spielten die Wellen der Ostsee. Das Haus hieß Kranzkrug. Jetzt sollen an dieser Stelle freundlich-wohnliche Gebäude stehen, die eine zahlreiche, interessante Gesellschaft während der Sommermonate beherbergen, die sich hier des wohlthätigen Seebades erfreut.

Es war halb fünf Uhr, als der Fuhrmann hier anhielt, um Nacht-

quartier zu machen. Wären auch die Pferde noch nicht so müde gewesen, um den Wagen eine Stunde weiter fortzuschleppen, so würde doch in dieser Zeit kein Wirthshaus zu schicklicher Unterkunft zu finden gewesen seyn; denn das nächste zu erreichen, das ähnliche Aufnahme wie der Kranzkrug versprechen konnte, lag erst am Ziel der zweiten Tagreise. Auch war es für unsere Reisenden gar nicht zu früh zur Einkehr. Man denke doch nur daran, welche Einrichtungen zu treffen waren? mußte nicht der Bettsack geöffnet und seines Inhalts entleert werden? und wie viel noch, was hier aufzuzählen zu weitläufig wäre.

Man begnügte sich damit, den großen Schloßkorb zu öffnen, und ein Mahl von dem Mitgenommenen zu halten, dann aber noch einen Augenblick an dem Seestrande zu luftwandeln, um verstohlen nach Bernstein zu suchen, da dieser bekanntlich Regal, und das Sammeln desselben streng verboten war.

In der geräumigen Wirthsstube war großer Lärm. Ein paar böhmische Musikanten, die des Weges, Gott weiß wohin, zogen, waren hieher verschlagen worden; aber sie schwatzten und schrieen mit dem breitmäuligen Landvolke um die Wette, statt ihnen aufzuspielen. Von dem Lärm betäubt, gingen unsere Reisenden frühzeitig schlafen, um sich wieder mit Tagesanbruch auf den Weg zu machen.

2.

Wenn es nicht zu viel verlangt wäre, so würde ich meine Leser bitten, eine Karte von Preußen zur Hand zu nehmen, oder die in der Erdkunde Wohlbewanderten, sich solche recht deutlich in diesem Augenblicke zu vergegenwärtigen.

Dort sieht man, wie gegen Norden die Ostsee als tiefes, breites Haff in's Land tritt, und wie dadurch eine Landzunge gebildet wird, die diesen Namen verdient, wenn je eine. Diese Riesenzunge ist neunzehn deutsche Meilen lang, aber an mancher Stelle nur eine Viertelmeile breit. Sie besteht fast nur aus Flugsand, und hat hin und wieder sehr spärliche Oasen an ihrer südöstlichen Seite, dem Haffstrande, während die Meeresküste gänzlich öde und verlassen liegt. Die Stürme, die hier hausen, treiben mit dem fliegenden Sande ihr freies, uneingeschränktes Spiel, und geben der Gegend eine willkührliche, ewig abwechselnde Gestaltung. Heute sehen wir hier eine Fläche, wo morgen bedeutende Hügel wie durch Zaubermacht erblickt werden; dort schnitt das Meer eine helle Bucht in den Sand, wo sich heute ein trügerisches Sandfeld dehnt. Dies ist der gefährliche Triebsand, und wehe dem Reisenden,

der auf ſolchen geräth. Mann und Roß und Wagen ſind gewöhnlich unrettbar verloren.

Die Mitte des ganzen Strichs durchſchneidet ein hoher Rücken gleichfalls zuſammengewehten Sandes, der das Außenmeer vom Binnenmeer trennt, und den man nothwendig überſchreiten muß, wenn man von einem Ufer zum andern gelangen will.

Dieſe Gegend von ſo eigenthümlichem Charakter nennt man „die kuriſche Neerung," offenbar aus Niederung ſtammend, und hier wohnte ein ſtilles Völkchen von Fiſchern, das, unbekümmert um die Händel der Welt, zufrieden war, wenn Potrimpos, der alte Waſſergott der Preußen, guten Fang beſcheerte, oder wenn ſie ein prächtiges Stück Strandgold — wie man den Bernſtein nennt — an der ſtürmiſchen Küſte fanden, um ihn der damaligen königlichen Kammer in Königsberg abzuliefern, und dafür eine Belohnung in Empfang zu nehmen.

Die wenigen Menſchen, die hier leben, kommen ſelten weiter, als an den ihnen zunächſt gelegenen Ort, wo ſie ihre Fiſche zu Markte bringen. Die vom Anfange der Neerung ſieht man in Schacken, Kranz, oder am jenſeitigen Ufer des Haffes, in Lahiau; die nach der Spitze hin wohnen, beſuchen Memel. In Königsberg ſieht man ſie nur zur Winterszeit, wo ſie, wenn das Haff „ſteht," das heißt, zugefroren iſt, auf ihren kleinen Schlitten mit großen Silberlächſen und Muränen, mit den delikaten Pomucheln und Flundern zur Stadt kommen, und in ihren Pelzen und Kappen, als „kur'ſche Bauern," eine eigne Bevölkerung des Roßgärt'ſchen Markts bilden.

Dieſe Kuren, die wir von den Kurländern wohl zu unterſcheiden bitten, da ſie ihren Namen von der „kuriſchen Neerung" haben und eigentlich Litthauer ſind, führen ein ſehr einfaches Leben. Die Mädchen und Weiber ſitzen daheim vor ihren halb in den Sand gebauten Hütten, und ſtricken Netze, wobei ſie ihre alten Volkslieder oft in ſchwermüthig eintöniger, oft in kecker Weiſe ſingen, während Jünglinge und Männer auf dem Gewäſſer in jeder Jahreszeit muthig der Gefahr Trotz bieten, um ihrem einzigen Gewerbe, dem Fiſchfang, obzuliegen. Abends ziehen ſie das mit Beute reichbeladene Boot in die Bucht, werfen einige Stücke davon in den über dem Feuer hangenden Keſſel, thun Kartoffeln, und als Würze Salz und einige trockene Lorbeerblätter hinzu, und bereiten mit frohem Sinne ihre Mahlzeit. Fiſche und vorzugsweiſe Aale ſind faſt ausſchließlich die Nahrung dieſes Völkchens, das uns ein Bild echter Ichthyophagen liefert.

Unſere Reiſenden näherten ſich nun am zweiten Tage dieſem Landſtriche, und übernachteten in dem Dorfe Kunzen, das am Eingange der

Neerung gelegen ist. Der Ort hatte ein trauriges Ansehen; die Sandfläche, die sich dem Auge hier zeigte, war fast von jeder Vegetation entblößt, und das uralte, verfallende Kirchlein lag zur Hälfte im Sande vergraben, aus dem nur der Thurm und die Eingangspforte ragten, da diese die Einwohner durch fleißiges Schaufeln immer frei zu erhalten suchten.

Das Wirthshaus entsprach vollkommen der Gegend und der Armuth des Ortes, wenn es schon das ansehnlichste Gebäude darin war. Gleich nach Ankunft der Reisenden knisterte frisches Kienholz auf dem Heerde in der Mitte des Raumes, und die zuckenden Stücke vieler Aale wurden mit emsiger Geschäftigkeit auf die übliche Weise in den Kessel über dem Feuer geworfen. Es währte nicht lange, so war das Abendgericht fertig. Eine grün und gelb verglaste Schüssel aus Steingut nahm es auf, und wurde mitten auf den Tisch gestellt, um den sich Alles bunt durch einander reihte, die Hausgenossen nebst den Reisenden. Mit hölzernen Löffeln wurden die Aalstücke aus dem Kartoffelbrei gefischt, und die Löffel Aller fuhren aus dem Munde wieder in die Schüssel auf die friedfertigste Weise von der Welt. — Bauern, Fuhrleute, und Handarbeiter essen langsamer, als die höhern Stände. Unser Eins verschlingt die liebe Gottesgabe so recht, ohne dabei auf etwas Anderes, als auf den Geschmack zu achten, den der Gaumen beim Zermalmen empfindet. Ist die Speise vollends nicht ausgesucht, so will man darüber so schnell als möglich hinwegkommen, und schlingt noch geschwinder, wenn gleich in bedeutenden Massen.

Die geringen Stände machen's anders. Ihnen ist die Zeit des Essens auch zugleich die willkommenere Stunde der Ruhe; man sieht es ihnen an, wie wohlthätig der Genuß auf sie einwirkt, und wie sie bestrebt sind, ihn sich so lange sie können zu erhalten. Sie essen oft ihr Stück trockenes Brod appetitlicher, in dem Sinne von „Appetit erregender," als manche Dame eine Meringue à la crème in den Mund steckt. Dabei essen sie weniger, weil sie nur ihren Hunger stillen wollen, und Nichts haben, um den Magen zur übermäßigen Aufnahme von Speisen zu reizen.

Bei unserer Tafelrunde klapperten die Löffel lustig um die Wette, weil Alles hungrig war, und die einfache Speise einem Jeden mundete. Man ließ den mitgenommenen Mundvorrath unberührt, um ihn sich für spätere Fälle zu erhalten. Die Flaschenkeller konnten jedoch nicht in gleicher Weise geschont werden; denn außer gewöhnlichem Kornbranntwein und einer dicken, bräunlichen Flüssigkeit, undurchsichtig und von fadsäuerlichem Geschmack, die man Bier benannte, war hier Nichts zu

haben, als Waſſer. Dies letztere Getränk, das einzige genießbare, ſchien jedoch den Reiſenden zu ihrem fetten Nachtgerichte nicht paſſend. Von dem Vertrauen auf die Kraft des Waſſers, jede, auch noch ſo unverdauliche Speiſe zu beſiegen, war man vor dreißig Jahren allerdings noch weit entfernt.

Am andern Morgen, als der erſte graue Tag durch die runden Papierſcheiben brach, erhob ſich Alles vom Lager, das je zwei und zwei von den Reiſenden getheilt haben würden, wenn nicht die Dame aus Artigkeit ein Bett allein erhalten hätte, wodurch auf die drei Andern auch nur eines gekommen war. Man fühlte ſich dennoch geſtärkt. Rings um in den Ritzen der Wand ſteckten ſchon hochflackernde Kienſplitter, und in dem Keſſel über dem Feuer ſiedete Milch. Die gute Wirthin wollte einen beſondern Luxus darlegen, um die Fremden nach Würden aufzunehmen. Vier hohe Töpfe ſtunden zur Hand, die bereits halb mit Bier gefüllt waren, und nun wurde die ſiedende Milch dazu geſchüttet, und nebſt einer Schale mit braunem Rohzucker vor einen Jeden hingeſtellt, um nach Belieben den warmen Morgentrank zu ſüßen. Drei von den Reiſegefährten nahmen ihn nicht an, der junge Menſch aber verſchmähte den Kaffee, den die Mutter auf der mitgenommenen Maſchine gebraut hatte, und griff zu dem „Warmbier mit Milch," das ihm nicht fremd war, da er es ſchon oft zu Hauſe verſucht hatte.

Die Zeche war der Bewirthung angemeſſen, nicht theuer. Als man die Plätze im Wagen eingenommen hatte, zog ein friſcher Wind über die Oſtſee, an deren Strand man hinfuhr. Plötzlich biegt der vorreitende Herr Petter, der Vater, zum großen Schrecken der Reiſenden vom Wagen ab, und reitet geradezu in's Waſſer; der Schrecken vergrößert ſich, als nun auch die Kutſchirenden auf die Pferde ſteigen und dem alten Herrn folgen. Der Wagen iſt bald ganz vom Meere umgeben und die plätſchernden Wellen ſpielen um die Achſen. So geht es fort, mehrere hundert Schritte vom Lande, immer dem Reiter nach, der ſorglich den Boden ſondirt, auf plattgeſchliffenen Kieſeln im kleinen Trott, während man im tiefen Sande des Ufers nur im langſamen Schritt zu fahren vermochte. Dies bemerkend legte ſich bald Schreck und Verwunderung der Reiſegeſellſchaft, und man erfreute ſich an dieſer neuen Nuance des Reiſevergnügens mit ſeinen ſteten Abwechslungen und originellen Erſcheinungen.

Der ganze liebe lange Morgen brachte auch nicht zu einer einzigen Stätte, wo ſich Spuren von Menſchen gezeigt hätten; endlich erſchien der frühe Halt um eilf Uhr vor einer leeren Bretterhütte hart am Meere.

„Hier können Sie aussteigen und sich in das Haus setzen, bis ich wieder komme," sprach freundlich Herr Petter, der den andern Beiden, seinem Sohne und dem Knechte, beim Ausspannen half, zu den im Wagen befindlichen Reisenden, die sich ein wenig befremdet ansahen.

Dies merkend fügte der artige Mann sogleich hinzu: „Sehen Sie, ich muß mit den Rossen, die fressen wollen, hinüber nach der Haffseite, über die Berge, Das wäre für Sie aber zu beschwerlich, und da Sie dort im schlechtesten Wirthshause von der Welt eben so wenig zu essen bekämen, wie hier in dem Bretterhaus, so müßten Sie jedenfalls Ihre Zuflucht zu Eßkorb und Flaschenkeller nehmen, und hätten die liebe Mühe ganz umsonst. Darum ist's besser, Sie bleiben hier beim Wagen. Vor Unwetter sind Sie geschützt, das Dach ist gut, und der Wind wird das Haus heute noch nicht umreißen."

Nach diesen Worten waren die Pferde ausgeschirrt, und mit einem recht herzlichen „Prost Mahlzeit!" ritten Vater Petter nebst Sohn und Knecht den Bergen zu, in eine Gegend, die den Reisenden noch verschlossen blieb, die sie aber am Abend desselben Tages kennen lernen sollten.

Was war nun aber wohl Besseres zu thun, als sich mit seiner guten kalten Küche und den stärkenden Getränken unter das schützende Dach zu begeben, und während das Auge sich an den ewig wechselnden Wolkengebilden des weiten Horizonts und an dem Spiel der Wellen ergötzte, die wohlschmeckendste Mahlzeit zu halten?

„Reisen ist doch herrlich!" sagte der junge Mensch ganz leise zu seiner Mutter, „und überall ist doch recht schön für Alles gesorgt," setzte er dann hinzu. „Ist es nicht hübsch, wie die guten Kuren an die Reisenden denken, und ihnen solche Häuschen am Wege bauen; ohne das müßten wir ja im Wagen oder unter freiem Himmel bleiben?"

Der fremde Husarenoffizier begnügte sich, über diese naive Aeußerung stille vor sich hin zu lächeln. Er kam aus dem Reich, und meinte wahrscheinlich, daß man dort schon sehr weit in solchen Dingen vorgeschritten sey. Der Kaufmann jedoch genirte sich nicht, und schimpfte über das Land und seine Einrichtungen. Dies verdroß den jungen Menschen, den eine glühende Liebe für sein altes Preußenland beseelte, so sehr, daß er mit seinem Bissen im Munde aufstand und rothglühend am Meere hinspazierte, sich seinen eigenen Gedanken überlassend: über Gottes schöne Welt, und den Eigendünkel und die Selbstsucht der Menschen.

8.

Noch ſtand die Sonne ziemlich hoch über dem Spiegel der Oſtſee, der mit dem Himmel in Eins zu einem Meere von Licht zuſammen floß, in dem die goldenen Segel fernhin wie Pfeile ſchoßen, als Herr Petter gegen den Bergrücken ritt, um dem Wagen den Weg zu zeigen. Dieſer war aber bald ſo beſchwerlich geworden, daß die Reiſenden höflich gebeten wurden, auszuſteigen. So ging's in dem ſteilen Sand hinan unter Schweiß und Mühen. Nur wer jemals den Aſchenkegel des Veſuvs erklimmte, kann ſich einen Begriff von dieſer ermüdenden Partie machen. Keine Spur von Straße; in hohe Haufen zuſammengewehter Sand; ſteile Wände. Es dauerte Stunden, bis man die ſchräge Fläche erklommen, und den eigentlichen Kamm erreicht hatte.

Die Geſellſchaft war ſtumm; ein Jeder mochte wohl gern ſeinen eigenen Gedanken ohne Unterbrechung nachhängen, und Das konnte man ſo gut, da die Einförmigkeit des Weges die Denker durch Nichts zerſtreute. Der junge Menſch, mit einer Phantaſie begabt, die ſich zum Schwermüthigen und Empfindelnden neigte, klomm ſeiner Mutter in einiger Entfernung nach, und dachte, als er ſo die hohen Abſätze ihres kleinen Schuhes — ſie trug die alte Mode noch aus Eitelkeit, da ſie den Fuß wirklich verkleinerte — im Sande abgedruckt ſah: „Wie? wenn Du nun wirklich in fernen, wilden Gegenden umherirrteſt, wie jetzt nur ſcheinbar, da Du doch eigentlich im trauten Vaterlande und auf der beglückendſten Reiſe begriffen biſt — und wenn Du da Deine liebe Mutter verloren hätteſt, und ſuchteſt ſie — etwa in der Sahara oder ſonſt wo — und nun fändeſt Du plötzlich dieſe Spuren ihres Abſatzes im wilden afrikaniſchen Sande, und riefſt ihren Namen und ſie antwortete nicht — und Du müßteſt glauben, daß vielleicht irgend ein Unthier ſie zerriſſen hätte. — —" Er mahlte ſich nun das Bild noch weiter aus, und Thränen traten ihm in die Augen, und er war ſo ſelbſtvergeſſen geworden, daß er nun wirklich: „Mutter! Mutter!" ausrief — aber ſie ſtand ſchon oben und winkte ihm zu, er möge doch auch kommen, um mit ihr die ſchöne Ausſicht zu genießen. Da ſchlug ihm höher das Herz, und er fühlte es beſeligend, wie heimiſch traut es ihm eigentlich zu Muthe war, und daß er nur einen faſt unerlaubten Luxus mit ſeinen Gefühlen getrieben habe, indem er ſich bittere Schmerzen vorgezaubert, die ihn dann ſpäter nur doppelt die Freuden der Wirklichkeit empfinden laſſen ſollten. Wie ein junges Füllen, und faſt auch vor Freude wiehernd, ſtolperte er, ſo ſchnell es anging, den letzten Höcker hinan, und ſtand nun heiter lächelnd und jauchzend oben.

Während der Blick noch kurz zuvor auf einer Waſſerfläche geruht

hatte, die im Strahle der untergehenden Sonne wie Gold und Glut flimmte, und nur den gelben Sand-Vordergrund hatte, um den Augen eine, wenn auch nicht gerade willkommene Abwechslung zu gewähren, schaute man hier in eine Bucht, um welche friedliche Hütten sich reiheten, in deren Nähe fünf alte Linden standen. Nach zwei Tagen gänzlicher Entbehrung eine wahrhaft erquickliche Augenweide. Diese fünf Bäume machten auf unsere Reisenden einen schlagendern Eindruck, als die herrlichsten Terrassen einem übersättigten Auge zu bieten vermögen, und nur der Anblick des großartigen Parks von Muskau, den man plötzlich in dem Sandbecken der Lausitz wie hingezaubert sieht, bietet größere Ueberraschung.

Der hohe Sandrücken breitete einen weiten, dunkelgrauen Schatten über das Dörfchen Nidden und das Haff, dessen gegenüber liegendes Ufer gleich einem fernen Waldstreif sich kenntlich machte. Wie aus Flor ragte die Nadel des Labiauer Thurms herüber. Das gute Auge des jüngsten Reisenden konnte sie wahrnehmen.

Beim letzten Häuschen, dessen mächtige Strohhaube fast den Boden berührte, saßen hart am Strande etwa zehn bis zwölf Weiber und Mädchen, alle an einem großen Netze gemeinsam wirkend. Ihre Kleidung glich fast der, die man in der Gegend von Rom tragen sieht. Grobes, doch weißes Linnen an Rock und Hemden, ein dunkelrother oder blauer Brustlatz, und eine große, runde Schnalle von Messing oder anderem blanken Metall zum Schluß des Busennestels. Statt des groben, starken Tuches, mit dem die Italiener sich bedecken, trugen diese Kuren ein dunkelblaues Tuch mit kleinen weißen Tüpfeln, welches sie auf eine eigenthümliche Weise um den Kopf zu schlingen pflegen, indem sie die Enden von beiden Seiten des Nackens weit wegstehen lassen. Diese Mode trifft man bei wendischen Völkerstämmen in sehr weit von einander entlegenen Gegenden, wie z. B. in der Gegend von Danzig, im Altenburg'schen, und um Laibach.

Die Strickerinnen sangen mit lauten und recht angenehmen Stimmen ein wohlklingendes Lied, dessen wiederholter Refrain „Au Kuku! — Heidelbeeren blüh'n!" sich wohl lieblich ausnahm, und an die altschottischen Volksgesänge mahnte.

Die Reisenden standen überrascht von dieser Szene, und fanden Das, was sie sahen und hörten, so anmuthig, daß sie lange nicht näher gehen wollten, aus Furcht, das Ganze könnte eine Fata Morgana seyn, ein Luftbild, wie es an südlichen Küsten manchmal den Schiffern erscheint und eben so schnell beim Nahen in Nichts zerfließt.

Endlich machte der alte Herr Petter dieser Verzückung ein Ende,

indem er mit lautem Geſchrei vor die Thüre des Haffkruges trat, und ſeine Paſſagiere benachrichtigte, daß das Aalgericht bereits auf dem Tiſche ſey, und die Hungrigen erwarte. Zu gleicher Zeit kamen Petter Sohn und der Knecht aus dem Stall, und liefen zu den Strickerinnen, den Geſang mit plumpen Späßen unterbrechend.

Da ſprangen die Jüngern zum Haff hin, ſchöpften lachend volle Hände, und ſchütteten das Waſſer auf ihre Verfolger, während die Aeltern, wie verabredet, einen muntern Chor dazu anſtimmten.

Der wunderbare Geſang unter dieſen unvermutheten Bäumen, die vollen Kähne, die ſich in dieſem Augenblick der Bucht näherten, und vom Strande mit lauten Grüßen empfangen wurden, die kräftigen Männergeſtalten, die ſich zugleich von allen Seiten zeigten, und in ihrer melodiſchen Sprache ſich unterhielten, Dies machte auf unſre Reiſegeſellſchaft einen günſtigern Eindruck, als Alles, was ſie bis jetzt erfahren hatte. Der junge Menſch beſonders war es, der nicht Augen und Ohren genug hatte, um Dies ſo recht tief und feſt in ſich aufzunehmen. Wie ſehr bedauerte er ſeine ſo höchſt unzulängliche Kenntniß des Kuriſchen, da er außer den gewöhnlichen Begrüßungen und einigen alltäglichen Redensarten, die er von einer alten Dienerin im Vaterhauſe erlernt hatte, ſo viel wie Nichts davon wußte. Wie ſonderbar kam es ihm vor, daß er ſich außer den todten Sprachen, die, wie er wußte, ihm zu ſeinem dereinſtigen Fortkommen nothwendig ſeyen, auch noch mit Engliſch, Franzöſiſch, und Italieniſch abquälen mußte, während er von einer Sprache, die dicht vor den Thoren ſeines Geburtsorts geredet wird, gar keine Notiz nehmen ſollte. Er faßte den Entſchluß, gleich bei ſeiner Nachhauſekunft dem Studium des Kuriſchen mit Eifer obzuliegen, und theilte ihn ſeiner Mutter mit, die ihn ſogleich liebevoll darin beſtärkte, weil ſie eine überaus ſinnige Frau war. Die Andern, die es hörten, lachten, und der Kaufmann nannte den jungen Menſchen geradezu einen Phantaſten.

Als man nach dem Eſſen, das hier in derſelben Weiſe, wie am Abend vorher, eingenommen wurde, eine Flaſche öffnete, und auch den Wirthsleuten von ihrem edeln Inhalt mittheilte, während dem jungen Volke von Fiſchern und Dirnen Branntwein und Bier mit Liberalität kredenzt wurde, bat der junge Menſch das ſchönſte Mädchen, ihm einige jener Lieder zu ſingen, die im Lande Dainos heißen.

Es war ein ſchlankes Kind, von mittlerer Größe, mit gelblichen, langen Haaren, ſchwarzen Augen, und einem purpurrothen, feingeſpaltnen Munde. Es trug eine Art von Krone aus Zittergold auf dem Kopfe, und einen linnenen Mantel über die Schulter geworfen, den

eine Meſſingſpange zuſammenhielt. Es war die Tochter eines der reichſten Einwohner in dieſem ſo armen Fiſcherdörfchen, und darum dieſer Putz. Sie erröthete, und ſchlug lange die Augen nieder, dann wand ſie leiſe und ſchüchtern ihren Arm aus der feſthaltenden Hand des Jünglings, und trat raſch und ſtillſchweigend ſeitwärts. Eine ältere Frau, die wahrſcheinlich einen Lohn erwartete, und glauben mochte, daß ein Geſang dem Bittenden ſo lieb aus ihrem Munde, wie aus dem ſchönen des Mädchens wäre, hub darauf ſogleich an:

Der Morgenſtern richtete Hochzeit aus:
Perkun ritt durch die Pfort' hinein —
Und ſchlug die grüne Eiche nieder.

Aber weiter brachte ſie's nicht, denn die Männer fielen ſogleich mit Hohn ein, und zwangen ſie, den Geſang abzubrechen. Es war eines jener alten Lieder, wie ſie hie und da noch im Volke leben, in denen ſich noch ein Abglanz der Heidenzeit abſpiegelt. Der alte Donnergott Perkun, der Eichen niedermäht, wie Rohr, ſpielt noch immer im Volksglauben ſeine mächtige Rolle, und die grauen und gewaltigen Gottheiten Laima, Gilitine, Bangputtys, Potrimpos, und Pikull ſind Namen, deren Bedeutung allgemein gekannt iſt. Obgleich der junge Reiſende das Lied ſehr gern gehört haben würde, ſo mußte er doch mit einem andern zufrieden ſeyn, das zwei Mädchen anſtimmten, nachdem ſie die früher ſo Schüchterne bewogen hatten, ſich ihnen anzuſchließen, welches ſie anfänglich zwar mit ſehr leiſem Tone that, dann aber durch den Schwung des Liedes nach und nach ſo ermuthigte, daß ihre ſchmetternde Stimme über beide andere ſiegend hervorbrach *).

Es war das Lied von der Verſchwundenen, und lautete:

Aufgeſproſſen war eine junge Linde
In des Vaters grünem Garten.

Unter der Linde, der jungen Linde,
Stand des Vaters Töchterlein;

*) Dieſe litthauiſchen Lieder wurden hier nach der Ueberſetzung des um ſie ſo hochverdienten Direktors Rheſa in Königsberg mitgetheilt. Schon Herder machte auf den Schatz von Poeſie aufmerkſam, der in dieſem noch ſo ungekannten Schachte ruht. Einige von den Liedern ſind deutſch im Munde des oſtpreußiſchen Landvolks, und ſelbſt nach Deutſchland übergegangen, wo man ſie ſingt, ohne die Quelle zu ahnen. Vielleicht trägt dieſe Mittheilung dazu bei, den Schacht, den Rheſa uns zuerſt aufdeckte, auch einem andern Publikum, als den Sprachforſchern, näher zu bringen.

Mit den Hofgeſellen ſprach ſie freundlich,
Mit den Hofgeſellen, den Hoffärtigen.

„Ei Schweſter, Schweſter, geliebte Schweſter,
Dem Vater will ich es anſagen!“

„„Ei Bruder, Bruder, mein lieber Bruder,
Woher willſt Du's dem Vater anſagen?““

„„Wegen dieſer zwei Wörtlein?
Oder wegen dieſes goldenen Ringes?““ —

„Nicht wegen der zwei Wörtlein;
Nur wegen dieſes goldenen Ringes!“ —

Am Mittwoch Morgen, am frühen Morgen,
Ausritten die Brüder, um ſie zu ſuchen.

Mit ehernen Drommeten drommeteten ſie,
Mit geſpannten Trommeln trommelten ſie.

Da fanden ſie, ach, die geliebte Schweſter
In der See, im Meeresgrunde,

Mit feinem Grauſande überſchüttet,
Mit grünem Meergraſe überzogen.

Klagend und rührend ſchloß das Lied, und die Mädchen blieben unverrückt in der Stellung, die ſie beim Singen eingenommen hatten, noch eine Weile ſtehen, ſo daß die Zuhörerſchaft nicht wiſſen konnte, ob noch Etwas nachfolgen würde, oder nicht; da nahmen plötzlich die Burſche den Ton — nur etwas kecker — auf, und huben folgendes Lied „vom Abſchied“ an:

Als ich Dich einſt wollte,
Wollteſt Du mich nicht.
Weinen wirſt Du, Mädchen,
Weinen, junges Mädchen,
Wenn ich eine Andre freie.

Auf mein Roß mich ſchwingend,
Fiel mein Hut hernieder;
Da kommt, ſich nahend,
Mein junges Mägdlein,
Den Hut mir wieder zu reichen.

Da ſie den Hut mir reichte,
Vergoß ſie bittre Thränen.
Still! weine nicht,
Mein junges Mädchen!
Ich kehr' auch wohl noch wieder.

Da ich zur Pfort' hinausritt,
Begann mein Roß zu wiehern.
Leb' wohl, leb' wohl,
Mein junges Mägdlein,
Ich kehre nicht mehr wieder.

Der tief einſchneidende Schluß kontraſtirte höchſt wirkſam mit der muthigen Weiſe des ganzen Liedes, das die drei Burſche mit dem eigenthümlichſten Vortrage geſungen hatten.

Der laute Geſang hatte nun wohl die ganze Einwohnerſchaft von Nidden in die niedrige Stube gelockt. Die guten Leute ſchienen eben ſo wohl die oft gehörten Lieder mit großem Wohlgefallen zu vernehmen, als auch die Fremden anzuſtaunen, die ſie ſich vorſingen ließen. Man muſterte ſich gegenſeitig, und es war bald ein feiner Faden des Verſtändniſſes in der Verſammlung geſponnen, wie ihn nicht längeres Beiſammenſeyn bei Menſchen hervorbringt, die ſich auf gleicher Stufe der ſogenannten Bildung befinden. Eine plötzlich auftauchende neue Erſcheinung ſtörte aber dieſe Harmonie, indem ſie auf der einen Seite wildes Gelächter, auf der andern Unwillen, und auf einer dritten hingegen Mitleiden erregte. Auf dieſer letzten befand ſich die Mutter mit ihrem Sohne und dem hübſchen jungen Landmädchen.

Ein ſehr bleicher Menſch war nämlich hereingekommen, und bemühte ſich, Platz zu machen, um mit einem großen Beſen das Zimmer zu kehren. Alle Mühe, die man ſich geben wollte, ihn wegzuweiſen, fruchtete nicht. Er kehrte immer fort, und ſang dabei das traurige Lied, das ſchönſte von allen, die an dieſem Abende noch geſungen worden waren. Hier iſt es:

Mitten im See, im Haffe
Erhebt ein weißer Berg ſich.
Auf dem Berge, auf dem Hügel
Steht ein grüner Eichbaum.

Und ich Armer ſchwamm hinüber,
Und umfaßt' ihn mit den Armen.
Wirſt du nicht, o lieber Eichbaum,
In die Liebſte dich verwandeln!

Werden dieſe grünen Aeſte
Nicht zu weißen Händen werden?
Dieſe grünen Blätter
Nicht zu Worten der Liebe?

Ach, ich Armer ging von hinnen,
Weinte bittre Thränen.
Nicht verwandelte der Eichbaum
Sich in die Geliebte.

Nicht die grünen Aeste
Sich in weiße Hände,
Nicht die grünen Blätter
Sich in Worte der Liebe! —

Jetzt hielt er inne, und hob den Kopf. Es war ein schönes Gesicht, bis auf das Auge, das ein irrer Blick verdunkelte, bis auf den Mund, den ein wirres Lächeln verzog. Blick und Lächeln bezeichneten den Wahnsinnigen. Lange schwarze Haare hingen schlaff und glatt an beiden bleichen Wangen herab; er strich sie zurück, und sah nach den Mädchen.

„Die sind es alle nicht," sprach er in dem breiten deutschen Idiom, wie es von dem Volke in Königsberg gesprochen wird, „und sie bilden sich doch ein, schön zu seyn. Hier sah ich sie zuerst, und bin ihr nachgezogen, und sie floh von mir, und ich bin ihr doch so getreulich nachgezogen! Ach, ich sah sie nicht wieder — ich werde sie auch niemals — niemals wieder sehen." —

Die lachenden Burschе fragten den Armen: „Wie sah sie denn aus? Sag es uns, damit wir sie kennen, wenn wir sie finden im Haidekrug drüben, oder in Tilsit, oder Labiau; dann wollen wir sie dir zuführen."

Und nun begann er eine so dichterische Beschreibung von der Schönheit seiner verlornen Geliebten zu machen, daß die Mädchen ganz ernst zuhörten, und auch der laute Spott der Andern verstummte. Die Wahrheit des Gefühls siegte, und man vergaß, daß man einen Wahnsinnigen vor sich hatte. Und der Alte, der Eigenthümer der Hütte, wo die Reisenden sich befanden, erzählte diesen, daß der Junge einst — Gott weiß wo — eine Erscheinung gehabt haben will, von einem überirdisch herrlichen Weibe, wie er sie nun eben beschrieben. Als der Alte so zu erzählen anhub, wurde der Wahnsinnige — wie ihn die Leute nannten — plötzlich still, winkte den Andern, leise hinzutreten, und mit ihm zuzuhören; dabei nickte er stets ernst mit dem Kopfe, als wenn er Alles, was der Alte sprach, damit bekräftigen wollte.

„Er war zu Nichts mehr gut seit jener Zeit", fuhr dieser fort, „ging er auf's Haff, so kam er mit leeren Netzen heim; im Haus schaffte er Nichts, und ließ Alles verfallen und gehen, wie es wollte. Es war eine gränzenlose Schwermuth über ihn gekommen. An einem Morgen

war er verſchwunden, Niemand konnte ſagen, wohin. Die Meiſten im Dorfe glaubten, er habe ſich ſelbſt das Leben genommen, und Niemand bedauerte den Selbſtmörder. Da geſchah es, daß Einige von uns zur Winterszeit mit Fiſchen nach Labiau gefahren waren. Sie blieben über den Sonntag dort, weil ein ſtarkes Schneegeſtöber eingetreten war, und ein guter Markt ihnen erlaubte, es auf ein paar Tympfe mehr oder weniger nicht anzuſehen. Hatten ſie nun davon gehört, ihren alten Bekannten dort zu finden, war es die Luſt am Tanze, oder war es wohl — was ich lieber denken mag — eine Schickung von oben, daß ſie ihn wieder finden ſollten; genug, ſie ſpannen ein, und fahren Nachmittags auf dem Eiſe, das ſpiegelblank war, hinunter, um von Labiau dann auf dem Haff nach Hauſe überzufahren. Hinter Moſtbude hören ſie Muſik. Da winkt der alte Eulenkrug, wo Alles zum flinken Tanze zuſammenſtrömt. Sie biegen ein, fahren durch die dicken Eichen, die den Krug umgeben, binden ihre Schlitten an, und gehen hinein. Das Erſte, was ſie auf dem Hausflur ſehen, iſt Der da, mit einem langen Beſen kehrend, und dazu ſein Lied in den Bart brummend. Sie ſprechen ihn an, er erkennt ſie nicht, oder will ſie nicht erkennen. Sie fragen den Wirth, wie er zu dem Menſchen gekommen, und der ſagt aus, er habe ſich zu ihm gefunden. Er ſey zu nichts Rechtem zu gebrauchen, und er behalte ihn aus Mitleiden, und weil er nicht wiſſe, wo er hingehöre. Anfänglich ſey er wohl Vielen unheimlich erſchienen, bald aber hätte man ſich überzeugt, daß er ein harmloſes Geſchöpf ſey, das Niemand arg wolle. Um den Menſchen nicht ganz umſonſt zu füttern, habe er ihm geſagt, er müſſe auf Reinlichkeit ſehen und das Haus kehren, und nun fege er von Morgen bis Abend, unaufhörlich, ſelbſt die Sonntage. Seine Wuth, zu fegen, ſey den Leuten im Hauſe nun eine Plage, und er wünſchte recht ſehr, den Blödſinnigen wieder los zu werden. Die Männer ſagten dem Wirthe, daß er, wie ſie, aus dem Dorfe Nidden auf der Neerung wäre, und daß ſie Anſtalten machen wollten, ihn nach Hauſe zu bringen. Welche Mühe ſie ſich indeß auch geben mochten, daß er ihnen folge, ſo widerſtand er ſtets heftig. Auch wollte er über ſeinen Zuſtand, und weßhalb er ſich im Eulenkrug aufhalte, keine Auskunft geben."

„Ja, ja — de' Uhlekrug," ſprach der bleiche Burſche einige Mal leiſe vor ſich hin, als wolle er eine dunkle Erinnerung auffriſchen.

„Die Angehörigen des jungen Menſchen beriethen ſich indeß mit dem Doktor von Schwarzort, der ein ſehr geſchickter Mann iſt, und erzählten dieſem Alles, was ſie von dem Armen wußten, und der machte ſich ſelbſt auf den Weg, und traf ihn ganz ſo, wie Jene, die ihn zuerſt

aufgefunden hatten, im Eulenkruge, das Haus fegend. Er ging in ſeine Ideen ein, und ſagte ihm, daß die Prinzeſſin, auf die er hier vergeblich warte, ſchon mehrere Mal die Meerung auf- und abgezogen ſey, um ihn aufzuſuchen, und daß ſie verzweifle, ihn nicht zu finden. Jetzt ſey ſie in Nidden, und er von ihr abgeſandt, ihn ſogleich zu ihr zu geleiten. Dies ſchlug an, und wir ſahen einen Tag ſpäter den lange Vermißten an der Seite des Doktors in Nidden einfahren. Nun war aber guter Rath theuer, was man mit ihm anfangen ſollte. Er verlangte ungeſtüm, die Schöne zu ſehen, und als man damit zögerte, wurde er wüthend, und drohte, wieder auf und davon zu gehen. Der Zufall kam jetzt zu Hilfe. Ein junges Mädchen in Roſſitten war geſtorben, und man führte ihn zu der Leiche. Der Gram darüber, daß ſie ihn nicht gefunden, habe ſie getödtet; ſo wurde ihm geſagt. Er ſchüttelte den Kopf, und wollte in ihr ſeine Geliebte nicht wieder erkennen. Sie ſey viel ſchöner geweſen, ſagte er. Der Schmerz und nun der Tod habe ſie entſtellt, wurde ihm zur Antwort. Dabei gab er ſich zufrieden, und verfiel in tiefe Trauer. Er ſprach immer weniger von jetzt an, und ſang dann und wann nur jenes Lied, das die Reiſenden von ihm gehört haben. Nach und nach fanden ſich ſeine Gedanken auf andere Abwege. Die Geliebte ſey nicht geſtorben, ſagte er zu Denen, die ihn befragten, ſondern man habe ihn nur täuſchen wollen. Die Todte ſey des Kunxen aus Roſſitten Tochter geweſen, das wiſſe er. Aber ſeine Geliebte werde er dennoch nicht wieder ſehen, und er ſey glücklich genug, ſie nur ein Mal erblickt zu haben, und habe daran genug für's ganze Leben."

„Ja wohl hat der Arme genug daran," ſchloß der Alte hier ſeine Erzählung, „denn Sie ſehen ja, wie er's treibt. Er kehrt uns die Häuſer, und bekommt dafür zu eſſen, ſonſt braucht er Nichts auf dieſer Welt."

Der Wahnſinnige hatte bisher ſtill und aufmerkſam zugehört. Jetzt ſah er Alle im Kreiſe an, öffnete den Mund, holte tief Athem, warf den langen Beſen wie ein Gewehr auf die Schulter, und ſang:

Es nahm der Mond die Sonne;
Da war der erſte Frühling.

Die Sonne ſtand ſchon früh auf,
Der Mond verbarg ſich ſcheidend.

Der Mond wandelte einſam,
Gewann den Morgenſtern lieb.

Darob ergrimmte der Donnergott,
Zerhieb ihn mit dem Schwerte.

Was verließest du die Sonne?
Was gewannst du den Morgenstern lieb?
Was wandeltest du einsam in der Nacht?! —

„Das arme Söhnlein ist jung und schwach an Erfahrung," sprach der Alte zu den Reisenden in mitleidigem Tone.

Dieser gute Mann wußte noch über Verschiedenes Auskunft zu geben, denn er war erfahren, und weiter herumgekommen, als die Andern. So erzählte er denn auch, daß die Meerweiber schon großes Unheil unter den jungen Burschen des Dorfs angestellt haben; früher zwar öfter, als jetzt, aber ihr Spuk habe immer noch nicht ganz aufgehört. Der Wahnsinnige sey ihnen auch zum Opfer geworden; denn sicher habe er ein Meerweib gesehen, und es zöge ihn nun zu ihr hin, so lange, bis er den Tod in den Wellen gefunden. Sie werde ihm auch wohl noch einmal erscheinen, dann sey es aber ganz um ihn geschehen. Man müsse sich besonders in Acht nehmen, in Mondscheinnächten am Strande zu gehen, da kämen sie herauf aus der Tiefe, und trügen das schönste Geschmeide von Bernstein an sich, daß alle Sinne davon verblendet würden.

Der Abend war für die Reisenden sehr angenehm hingeschwunden; dem jüngsten unter ihnen war es mehr gewesen. Der alte Herr Petter mahnte indeß, daß es Zeit sey, an's Schlafengehen zu denken, und die Gesellschaft zerstreute sich bald.

Mutter und Sohn gingen noch ein wenig am Haffstrande hin, auf die Gefahr hin, ein Meerweib zu sehen. Der Sohn mochte es wohl heimlich wünschen. Finsterniß lagerte auf dem Gewässer, schwere Wolken hatten den Mond verdeckt. Außer dem gewaltigen Plätschern herrschte tiefe Stille im Dörfchen. Unter den fünf Bäumen lagen die Netze, die Arbeit des Tages, und die leeren Böte waren auf den Strand gezogen. Unsere einsamen Spaziergänger sprachen Nichts; Das, was sie gehört hatten, gab ihnen Stoff genug zum Nachdenken.

„Ist es nicht traurig," fing endlich der Sohn an, „daß unsere schöne, wohlklingende, uns eigenthümlich angehörige Sprache ausgetilgt ist im ganzen Lande, so daß sie jetzt nur wenige Bauern sprechen? Die deutschen Ritter waren die schlimmsten Eroberer, sie rotteten alle und jede Nationalität aus, und brachten dafür ihr Wesen überall hin. Wir müssen jetzt deutsch sprechen, und sind doch keine Deutsche. Und wäre es dem Kurfürsten ein Jahrhundert später erst eingefallen, unter andern

Verhältnissen sich die Königskrone aufzusetzen, so wäre auch gewiß, wie das Königreich Sachsen und Bayern, ein Königreich Brandenburg entstanden, und wir wären die letzte und vergessenste Provinz des neuen Staates. Jetzt wollte doch das günstige Geschick, daß wir mindestens die Ehre haben, selbst echtdeutschen Stämmen unsern Namen zu geben, sie müssen jetzt Alle Preußen seyn, mögen sie es wollen oder nicht."

Indem der junge Preuße so sprach, ertönte von einer fernen Sanddüne, die sich ziemlich weit ins Haff streckte, ein leiser, sehr milder Gesang. Dem Jünglinge erstarb das Wort auf der Zunge, denn er dachte das Lied der Meerweibchen zu hören. Er lauschte; es klang:

Ateik Mergyte,
Pawasarélij
Kai dywai Łydé;
Moczuttés darzé:
Aplink Lysates
Bales Rutates
O Widdurije
Wis Lélijates.

Aß tadda skysu
Margą Kwetkatę
Ir nusudisu
Sawo Bernaczui.
Ne patti neßu,
Ney kittai dusu,
Szaurû Wéjaczu
Aß nupusdisu.

„Kann eine Sprache lieblicher klingen?" rief hier begeistert der Jüngling, den Gesang unterbrechend. „Was ist der Klang des Italienischen oder Spanischen gegen diesen? Ist es nicht wie Griechisch oder Sanskrit zusammen, was man hört? Das Gemeinste in dieser Sprache klingt höher, wie das Höchste in dem ekelhaften englischen und französischen Jargon, die jetzt die Welt beherrschen. Und diese Sprache mußte untergehen! O ihr guten alten Preußen, die ihr euer Blut bei Rudau und Quednau, und an so unzähligen Stellen im Vaterlande nutzlos vergossen habt, wenn ihr doch auch nur List genug gehabt hättet, es den falschen Polen und den eigensüchtigen Rittern darin zuvorzuthun, die nicht allein durch ihre Tapferkeit siegten, denn darin hat es im Lande hier nie gefehlt. Ach, wenn ihr doch nur eure Sprache mindestens erhalten hättet!"

Der Gesang tönte fort und fort, während unsere Wanderer horchend

die Schritte zur Herberge lenkten. Das Lied mag auch auf deutſch hier ſtehen, da man doch wohl neugierig ſeyn wird, den Sinn der wohllautenden Worte kennen zu lernen:

Komm her, o Mägdlein,
Im Frühlingsmonde,
Wenn die Wunder blühen
In der Mutter Garten:
Rings um die Beete
Die grünen Rauten,
Und in der Mitte
Nichts als Lilienblumen.

Dort will ich binden
Ein buntes Sträußlein,
Und will es ſenden
Dem lieben Jüngling.
Nicht ſelbſt will ich es tragen,
Nicht einem Andern geben;
Dem Nordwind will ich ſagen,
Daß er es hinüber wehe.

Komm, o mein Jüngling,
Im Frühlingsmonde,
Wenn die Wunder blühen
In des Vaters Garten:
Rings um die Baumflur
Die grünen Setzlinge,
Und in der Mitte
Lauter Apfelbäume.

Dann will ich pflücken
Zwei ſchöne Aepfel,
Und will ſie ſenden
Dem lieben Mädchen:
Nicht ſelber will ich ſie tragen,
Auch keinem Andern geben;
Dem Südwind will ich ſagen,
Daß er ſie hinüber wehe!

Pietu Weſaczu aß nupusdiſu! — So ſchloß das Lied. Ueber der Düne ſtand ein Stern, hoch in der Luft; jetzt ſchoß er herunter. Hätte der Geſang der Nixen die Macht, wohl Sterne aus der Höhe in ihren Schoß zu ziehen?

4.

Kaum graute der Tag, ſo rüſteten ſich die Reiſenden bereits zur Abfahrt. Von der geſtrigen Geſellſchaft der Einwohner waren nur wenige Männer da, die glückliche Reiſe wünſchten und ſich ſelbſt anſchickten, mit ihren Netzen den Frieden in den Tiefen des Haffs zu ſtören. Das Frühſtück war reichlicher, als in dem frühern Nachtquartier, und ein dampfender Haferbrei mit Milch machte ſogar für die Dame den Kaffee entbehrlich, ſo wie den Männern kleine gebratene Strömlinge, trotz der frühen Tageszeit, gar trefflich mundeten.

Alles war hier in Nidden beſſer, als man es bisher getroffen hatte, und bei der großen Armuth, die ſich zwar in Allem kund gab, leuchtete doch ein idylliſcher Frieden hervor, machte ſich doch eine bequemere Behäbigkeit merklich, die ſehr wohlthuend wirkte.

Auf der Höhe des Kammes — denn ſie mußten wieder den Seeſtrand gewinnen, da am Haffe nicht möglich war, weiter zu kommen — ſandten die Reiſenden ihren Blick zurück nach Nidden, das noch im tiefen Frieden ruhte. Sie gedachten des ſchönen Eindrucks vom geſtrigen Abende, als ſie zuerſt die liebliche Baumgruppe erblickt hatten, und trauerten, nun wieder in die öde, ſchauervolle Wildniß ſich verſetzt zu ſehen. Aber ein neuer, großartigerer Eindruck wartete ihrer hier auf der Höhe der ſchmalen Landzunge, zwiſchen den zwei Rieſengewäſſern, die jeden Moment den Strich überfluten konnten, mit allen ſeinen armen Bewohnern. Während das eine Meer von den erſten Strahlen des Sonnenaufgangs im Oſten mit Glut und Purpur gefärbt wurde, brütete und wogte das andere Meer noch nächtlich, und während das erſte ſich ebnete, und wie ein Spiegel ausgebreitet da lag zum Empfange des herrlichſten Bildes, trieb ein unheimlicher Wind auf dem andern krauſe, wilde Wogen zuſammen, die hie und da am Geſteine brandeten und gegen die ein armer Schiffernachen mühſam ankämpfte. Es war ein wirkungsreicher Moment, den die Reiſenden nur mit Unmuth ſchwinden ſahen, als ſie mit größerer Schnelligkeit jetzt zur See hinab und und ſogleich in dieſe wieder hineinfuhren, um auf den glatt geſchliffenen Strandkieſeln beſſer hinzurollen, und von den Morgenwellen die ausgetrockneten, knarrenden Achſen des ſchweren Gefährtes erfriſchen zu laſſen.

Beim Höherſteigen der Sonne gewahrten ſie am fernen Rande des Horizonts ein großes Schiff, das, wie es ſchien, ruhig vor Anker lag, und bald ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Herr Petter, der auf ſeinem Klepper einen ziemlichen Vorſprung hatte, ritt jetzt zum Wagen

zurück und meldete, daß dies die engliſche Fregatte ſey, die den Hafen von Memel blokirt hielt. Das Kriegsſchiff machte eine impoſante Figur, und die Reiſenden wurden nicht müde, es durch ein Fernglas, welches der Huſarenoffizier mit ſich führte, zu betrachten, und ſich über den Anblick von Herzen zu freuen und daran allerlei Geſpräche zu knüpfen.

Damit waren die Vormittagsſtunden herumgegangen, als plötzlich der alte Herr Petter wieder an den Wagen geſprengt kam, und bleich wie der Tod ausſah.

„Können Sie mir nicht eine kleine Stärkung geben?“ ſprach er haſtig und ſchwach zu den Reiſenden, „ich weiß nicht, wie mir zu Muthe iſt, ich glaube mich nicht mehr auf dem Gaule halten zu können.“

Indem man bemüht war, ihm eine Herzſtärkung über die andere anzubieten, von denen er jedoch nur eine Zitrone annahm, und ſo herzhaft hineinbiß, daß den Andern das Waſſer im Munde zuſammenlief, wollte man wiſſen, woher ſein Zuſtand gekommen ſeyn mochte, und beſtürmte ihn deßhalb mit Fragen.

Nachdem er ſich wieder ein wenig erholt, deutete er ſtumm nach der Gegend, wo die Fregatte lag, und wie man hinblickte, gewahrte man deutlich ein großes Boot, das nach der Neerung ſteuerte. Mit Hilfe des Glaſes ſah man auch, daß es bemannt war.

„Sehen Sie jetzt ein, weßhalb ich erſchrocken bin?“ fragte nun der alte Mann. „Es ſind die Engländer, die landen werden, um uns Alle als gute Priſe zu erklären.“

Der Huſar lachte; der Kaufmann wußte nicht, was er für ein Geſicht machen ſollte; die Dame wurde bleich, und ihr Sohn ſagte ſchnell:

„Nun, uns werden ſie doch wohl ziehen laſſen, ſollte ich denken.“ —

„Aber meine Güter!“ rief der Alte, „ich habe fünfzigtauſend Albertsthaler bei mir für Schröder in Riga, davon haben ſie Witterung, die Spitzbuben — o ich geſchlagener Mann!“

Er ließ halten und überlegte, was zu thun ſey: ob er zurück oder vorwärts fahren ſollte. Das Boot ſchiffte indeß längs der Küſte hin, und man war allerdings geſpannt, was daraus werden würde. An eine Landung der Engländer, und noch dazu in der Abſicht, eine ſolche Freibeuterei auszuüben, wie Herr Petter vorausſetzte, war indeß nicht zu denken.

Jeder Schwenkung des Fahrzeugs wurden nun erwartungsvolle Blicke nachgeſandt. Die Einen beſeelte Neugierde, die Andern Angſt und Beſorgniß. Allein zu einer Landung wollte es immer nicht kommen. Die engliſchen Seeſoldaten machten wahrſcheinlich einen unſchuldigen

Kreuzzug nach ſchmackhaften Fiſchen, wie ſie die Küſte umſchwimmen, und der Wagen des Fuhrmanns, der, wie das Thier im Bereich der Klapperſchlange, feſt gebannt an der Stelle verharrt hatte, fing nun an, ſich wieder in die gewohnte langſame Bewegung zu ſetzen.

Der Vorfall gab dem jungen Menſchen eine erneuerte Veranlaſſung zu mancherlei Betrachtungen, die er jedoch ſtill für ſich machte, da er es nicht unternehmen wollte, durch laute Aeußerungen die Sarkasmen der Reiſegeſellſchaft herauszufordern. Nur ſeiner geliebten Mutter hätte er gern Etwas davon offenbart, allein er begnügte ſich, ihre kleine, zarte Hand zu drücken, und ihr dabei ins helle, lichtbraune Auge zu ſehen. Dieſer Blick überzeugte ihn, daß ſie ihn verſtand, denn es lag darin die wohlthuende Freude, die ſie hatte, zu wiſſen: welch ein Glück ihm dieſe angenehme, durch mannigfache Abenteuer gewürzte Reiſe bereite.

Und in der That ſo war es. Zwiſchen zwei Meeren langſam, ja majeſtätiſch, von ſtarken Roſſen hingezogen zu werden, manches Gewohnte zwar zu entbehren, allein dennoch an Nichts Mangel leidend, in Geſellſchaft von fremden Leuten, deren Eigenthümlichkeit zu ſtudiren eine belohnende Aufgabe ſeyn mochte, wenn gleich ihre beſtändige Gegenwärtigkeit einen hohen Grad von Zurückhaltung und Selbſtbeobachtung zur Pflicht machte, dabei der traute Anhaltspunkt in der Anweſenheit der Mutter, Alles Dies ſchuf ein höchſt beglückendes Enſemble, deſſen Reize, wie ſie der Jüngling in ſich aufzunehmen bereit war, hier nicht zu beſchreiben unternommen werden ſoll. Erhebend ſchien es ihm auch noch dabei, daß er ſich den Gränzen eines großen, unbekannten Reiches nahe, das mit allen ſeinen fremden Beſonderheiten und Einrichtungen ihm jetzt plötzlich entgegen treten könne, daß eine Spazierfahrt, von Memel aus nach der letzten Station Nimmerſatt unternommen, ihm einen Blick in dieſes Reich geſtatten könnte, einen Blick — von dem er ſich dachte, — daß er ihn unaufgehalten bis zum Nordpol führen würde, denn von den erſten Koſaken bis dorthin gab es dann keine Gränze, keinen hemmenden Schlagbaum mehr. Und in dieſem wogenden Gedankenmeere ſchwammen nun auch noch die Engländer in ihrem kleinen Nachen ganz friedfertig hin, und drüben lag ihre Fregatte, feindlich dem Hafen von Memel gegenüber, die ſtolzeſte Staffage dieſes prächtigen Bildes.

Wie ſchwer wurde es doch, in dieſem Reichthum alle Eindrücke feſtzuhalten! Wo war Simonene, das liebliche blonde Mädchen vom vorigen Abend? wo war Selmas, der arme bethörte Geliebte der Meerfey, ſchon hingekommen? Wie neblig erſchien das verſandete Kirchlein von Kunzen, und wie fernab ſchwammen die Erſcheinungen der

böhmiſchen Muſikanten im Kranzkrug? Ach, und Quednau, wo Vater und Schweſtern Abſchied nehmend ſtanden, wo man noch die Thürme der imponirend im weiten Halbkreiſe daliegenden alten Hauptſtadt erblickte — wie weit — weit war Das Alles ſchon jetzt. Und während dieſes bangſchmerzliche Gefühl in jene erhebenden Reiſe-Entzückungen fiel, bereitete ſich daraus für das warme Gemüth des Jünglings die beruhigendſte Miſchung, da der echte Gefühlsmenſch immer einigen Wermuth in ſeine Seligkeit träufeln muß, um ſie dann deſto höher zu empfinden.

Nach abermaligem Halt in einer Bretterbude, um Mittagsruhe zu genießen, kam der Wagen endlich noch bei guter Tageszeit in der letzten Neerungsſtation Schwarzort an, wo er auf eine rieſige Fähre, einen ſogenannten Prahm, geſchafft wurde, um nebſt Paſſagieren und allem Uebrigen über das Tief, die Meerenge, welche — um mich großartig auszudrücken — den litthauiſchen Kontinent von der Landzunge trennt, nach Memel zu ſchiffen.

Memel machte auf ſeiner weiten, gelben, ringsum flachen Sanddüne keinen beſonders mahleriſchen, doch jedenfalls freundlichen Eindruck. An der äußerſten Spitze die Werke der kleinen Zitadelle; einige Windmühlen, die ſich der Gegend am meiſten freuten, denn Wind gab's hier von allen Seiten; der Kern der Stadt klein, doch nicht unanſehnlich, einiger ſchönen Häuſer wegen, unter denen ſich das Lorck'ſche vor allen bemerkbar machte. Das Waſſer, das man ins Haff fließen ſah, war der Dangefluß, wie ich glaube ein Arm des Niemen, wie ihn die Litthauer, oder der Memel, wie ihn die heutigen Preußen nennen. In der Weltgeſchichte hat er ſeinen eigenthümlichen Namen, den ihm die Bewohner ſeiner Ufer gaben, behalten.

Langſam näherte ſich das Fahrzeug dem Geſtade, das hier Nichts von dem Treiben und Andrängen zeigte, wie dies wohl beim Anlanden in ſüdlichern Gegenden der Fall iſt, wo Kolporteurs, Kommiſſionärs, Facchins, Lazzaroni ſich beeilen, den Reiſenden dienſtwillig die Gepäcke zu entreißen, und mit Gewalt für ihr Unterkommen zu ſorgen. Dies blieb hier unſern Paſſagieren ſelbſt, und der pünktlichen Fürſorge des Herrn Petter und ſeiner Leute ganz allein überlaſſen.

Das weiße Roß hatte als Gaſthof einen wohlbegründeten Ruf. Herr Sonntag war ein Mann, der Reinlichkeit, gute Küche, und Billigkeit vereinigte. Da es eben Markt war, ſo fand ſich mehr Leben als gewöhnlich in ſeinem Hauſe vor; doch für unſere Reiſenden waren noch gute Zimmer vorhanden. Das weiße Roß war ein langes Gebäude, einige Bäume ſtanden davor und gaben ihm ein freundliches, halb-

ländliches Ansehen. Auf dem großen Stallthor war ein schöner Schimmel abgemahlt, dem Hause als Wahrzeichen dienend.

In Memel standen Füseliere, die in dem Munde der Leute nur „die Grünen" genannt wurden. Herr von H., ein „Hauptmann bei den Grünen," stellte sich sogleich ein, um der Mutter und ihrem Sohne, die er von Königsberg her gut kannte, die Merkwürdigkeiten der Hafenstadt zu zeigen.

Im Aeußern besaß Memel nicht viel Sehenswerthes, desto mehr im Innern der Häuser. Es hatten sich dort viele englische Familien niedergelassen, die neben ihrem Reichthume auch ihren luxuriösen Komfort mitgebracht hatten, und dem erwählten Wohnsitze dadurch einen originellen, von den übrigen Städten des Landes sehr abweichenden Charakter verliehen. „Memel ist ganz englisch," hörte man allgemein sagen. Die Simpson, Argelander, O'Gilvie, Maclean, Hay gaben darin den Ton an, und die Andern ahmten ihnen nach. Bei Gelegenheiten, die sich darboten, wurde von diesen Kaufleuten ein Glanz entfaltet, den man in manchen größern Städten bei dem höchsten Adel nie sehen würde, und geradezu für unglaublich halten müßte. Dies geschah bei verschiedenen Besuchen des nachbarlichen Kaisers von Rußland, und mehr noch, als die den Preußen so theure Königin Louise in Memel war. Die Zimmer wurden dann in der Eile mit den kostbarsten Stoffen, mit Sammt, Atlas, und Mousselin tapeziert, so wie mit den auserlesensten Meubeln und Kunstgegenständen angefüllt. Die Feste, die man gab, überstiegen jeden Maßstab. Und solche Anstrengungen wurden gemacht, um den hohen Gästen auf wenige Tage, oft nur auf einige kurze Stunden, eine angemessene Huldigung zu bereiten.

Unsern Reisenden bot Memel jedoch diesen prächtigen Anblick nicht; dagegen hatten sie die Freude, manche charakteristische Erscheinung des belebten Marktes an sich vorüber gehen zu sehen, manche freudige Erinnerung an die Heimath zu empfangen, da eine Menge von Königsberger Handelsleuten den Jahrmarkt besucht hatte.

Nachdem die Rundschau der Stadt beendigt war, und als man seine Freunde gesehen hatte, war es später Abend geworden. Die Mutter hatte sich nach ihrem Zimmer zurückgezogen, und der Sohn ging noch allein hinaus in den Hafen. Es war stille um ihn, und Dies regte seine innere Poesie auf. Er setzte sich auf eine Bank, und sah, wie die Leute auf den Haffkähnen Tauwerk und Segel zusammenrollten, und sich zur Ruhe anschickten. In einer Theerküche war es noch helle, und der stärkende Duft derselben verbreitete sich weit umher. Drüben auf der Neerung flimmerte ein Lichtchen.

„Wo brennſt du, Lichtchen?“ fragte ſich der Jüngling. „Biſt du vielleicht in dem kleinen, ärmlichen Kämmerchen der holden Simonene von Nidden, und leuchteſt ihr beim Entkleiden?“

Ihr Bild ſtieg reizend vor ihm auf; es war ihm, als erhebe ſie ſich aus den Waſſern des Tiefs, den hellen Bernſtein geſchlungen durch ihre triefenden Locken, und als winke ſie ihm zu ſich. Er ſah das Bild ſo deutlich, daß er aufſtand und zum Meere eilte. Er mußte lachen, als er an die verlockende Meerfey dachte; dann überkam ihn ein Schauer. Dennoch blieb er an der Stelle.

„Wenn's im Winter zu iſt, das Haff, dann laufe ich wohl einmal Schlittſchuh bis zu ihr“ — dachte er. Die Dainos fielen ihm ein, und er ſchrieb auf ein Blättchen:

Federleicht
Ueber ſpiegelglatte Bahnen
Trägt mich mein Lauf
Mit Sturmesgewalt.
Und es regt
Ein lichtes Freudenleben
Sich in der Bruſt
Und im Herzen mir.
Flügel ſind
An meine Sohlen gebunden,
Tragen mich hin
Zum köſtlichſten Schmaus.
Drinnen im warmen
Stübchen mit Beben
Harret die Braut
Und ſinnet auf Scherz.

Auch noch andere Gefühle geſtalteten ſich auf ſolche Weiſe, und er ſuchte ihnen Ausdruck zu geben, und ſie für ſpätere Tage feſtzuhalten. Alles bezog ſich auf den Winter und die Freude, dann das Mädchen in Nidden wieder zu ſehen, das er ſich ſo gern als ſein Bräutchen dachte. Es wäre gewiß nicht paſſend, wollte man hier dieſe formloſen lyriſchen Ergüſſe mittheilen, auch fände man ſie weder aufgeſchrieben, noch weniger im Gedächtniſſe zuſammen. Das Letzte, was er niederſchrieb, ſchloß mit den Worten:

Wirble, Nordwind, ſtürme laut,
Innerlich iſt's warm und linde,
Und du bringſt zur ſüßen Braut
Mich mit allerbeſtem Winde!

Der ſtarke Wind, der ſich nun wirklich erhob, mahnte an's Heimgehen. Obgleich es noch nicht ſpät war, ſo hatte ſich doch dicke Finſterniß ringsum gelagert, und im Hafen herrſchte tiefe Ruhe. Ein ſehr ferner Trommelſchall machte ſich vernehmlich. Es war der Zapfenſtreich auf der engliſchen Fregatte.

Die beſorgte Mutter erwartete längſt den Sohn, der den Kopf voll Lieder und das Herz voll Liebe ſelig in ihre Arme flog.

5.

Am andern Mittag wollte Herr Petter ſeine Reiſe nach Kurland fortſetzen. In Nimmerſatt, dem preußiſchen Gränzorte, wurde dann übernachtet, um am andern Morgen zeitig genug Polangen, auf ruſſiſchem Grund und Boden, zu erreichen, wo es allerlei Aufenthalt gab, obgleich ein ſorgfältiges Viſitiren dabei nicht ſtatt fand. Der Fuhrherr kaufte eine Menge Branntwein in großen Flaſchen, die weit über eine Maß hielten.

„Sehen Sie," ſprach er zu den Reiſenden, „ſowie ich auf der Gränze bin, kommen die Koſaken herangeſprengt, und umſchwärmen den Wagen. Alle hundert Schritte iſt ein anderer da und macht ſich unnütz. Der ſchreit nach den Päſſen, der will in den Wagen gucken, und da iſt nichts Anderes zu thun, als links und rechts die Branntweinbatterie ſpielen zu laſſen. Haben ſie die Flaſche beim Wickel, dann reiten ſie ruhig ihres Weges; doch die tollſten unter ihnen ſprengen querfeldein, um, wenn man ſie aus dem Geſichte verloren hat, auf Umwegen uns wieder zu begegnen, und mit vorgehaltener Pike uns ihr „**Passport jest**" entgegen zu donnern. So geht's in Einem fort, bis wir vor dem Zollhauſe in Polangen halten. Da wir wiſſen, wie's zugeht, ſo können wir uns darauf vorſehen, und am Ende iſt's nicht ſo ſchlimm, als wenn wir uns in allem Ernſte der Willkühr der Gränzkoſaken preisgegeben ſähen und uns ſchurigeln laſſen müßten."

So Herr Petter. Man nahm von ihm und dem Huſarenoffizier, der die Reiſe weiter fortſetzte, den freundlichſten Abſchied in Bommels, einem Vergnügungsorte der Memeler, bis wohin die weiterziehende Karawane begleitet wurde.

Als Memel, ſeine Herrlichkeiten und die Freunde genoſſen waren, dachte man an die Heimkehr, die jedoch nach reiflichem Ueberlegen nicht am Strande unternommen werden ſollte, da theils das Einerlei und der Wunſch, Neues kennen zu lernen, davon abhielt, theils auch die

ſpäten Septembertage in jenen Gegenden die Reiſe nicht ganz gefahrlos hätten zurücklegen laſſen. Man beſchloß daher, einen Kutſcher zu miethen, und durch Preußiſch-Litthauen über Tilſe oder Tilſit, wie es jetzt genannt wird, nach Hauſe zu reiſen. Wer nie in jene Gegenden kam, und vielleicht nur die Mark und Pommern kennen lernte, kann es ſich nicht denken, welche anmuthvolle Reize hier wieder der Norden um ſich ſchlingt, wie grün und lachend die Wieſen, wie kräftig die Eichen und Buchen da ſtehen, wie wogend die Saatfelder, wie würzig und duftig die Waldungen, und wie prächtig die breiten Silberſtröme, ſchwellende Inſeln umfaſſend, durch das blühende Land ziehen. Beſonders ſchön iſt es um Ragnit, aber auch Inſterburg, Gumbinnen, und Tilſit ſind gar freundlich einladende Wohnſtätten.

Ganz im Widerſpruche mit den ärmlichen Strandkrügen und ihren fremdartigen Bewohnern bot hier das fette Fruchtland überall reichlich bequeme Unterkunft und treffliche Bewirthung. Was machte unſer junger Reiſende für große Augen, als er unweit von Memel in Prökuls übernachtete, wo ſchon zu jener Zeit ein überaus ſtattlicher Gaſthof mit blinkenden Fenſterſcheiben und Vorhängen lockend an der Landſtraße ſtand, und im Innern einen faſt ungeahnten Komfort den Uebernachtenden ſpendete. Haidekrug war die zweite Station, die hinter Prökuls in dieſer Rückſicht faſt nicht zurückblieb.

So erreichte man beim Hereinbrechen eines angenehmen Herbſtabends die Ufer des Niemen, der ſich in anſehnlicher Breite durch bewaldete oder umbüſchte Inſeln drängte, und noch von den letzten ſchönen Sonnenſtrahlen des Tages und des Jahres vergoldet wurde. Hatte ſchon die traurige Oede der Neerung unſerm jungen Reiſenden das Herz bedeutend erhoben, ſo hüpfte es ihm bei dieſer Bekanntſchaft mit dem freundlichſten Theile des Vaterlandes vor Freude in der Bruſt. Wo könnte es wohl beſſer ſeyn und ſchöner, als hier? dachte er bei ſich. Er erinnerte ſich, wenn er in früher Kindheit die grellkolorirten Blätter aus Nürnberg geſehen hatte, die Gegenden aus Schwaben und am Rhein vorſtellten, manchmal gefragt zu haben, ob denn die Landſchaft dort wirklich ſo gelb, roth, und grün ſey, wie auf dem Bilde? Ein einfältiger Küfer aus Süddeutſchland, der im Hauſe ſeines Vaters arbeitete, gab ihm dann ſtolz zur Antwort: „Ja freilich, iſch 's a ſo! Nit ſo, wie bei Euch hier zu Land; bei uns daheim iſch 's ſchön!"

Seltſam war es, daß der Jüngling ſich nun ſtets von den freundlichen Gauen Süddeutſchlands eine ſo buntſcheckige Vorſtellung machte, obgleich er wohl zu der Einſicht gelangt war, daß jene Bilder ſchlechte Pinſeleien waren, und jener Küfer nur aus übelverſtandenem Provinzial-

Patriotismus, der in seiner Heimath nicht selten seyn mochte, ihm die kurze Abfertigung ertheilte. Jetzt fiel ihm Das wieder ein, und er konnte sich nun erst gar nicht satt sehen am Niemen und seinen Ufern.

Da sprengten mehrere fröhliche Reiter auf den Wagen zu, und man erkannte Befreundete in ihnen, welche die lang erwarteten Gäste in die Thore Tilsit's geleiten wollten.

Dieser Abend wurde einsam auf dem Zimmer verlebt. Die Ergebnisse des schönen Tages waren einige mit flüchtiger Hand zu Papier gebrachte Verse. Ein einsames Hüttchen am Ufer erhielt folgende Erinnerung:

Auf den lenzesgrünen Auen,
Die die silberweißen Wellen
Meines Niemens hold umthauen,
Steht ein kleines Fischerhüttchen;
Leer und einsam steht es da. —

Angebunden ist die Naue,
Ausgehängt sind Netz und Angel,
Festgebannt mit starkem Taue,
Doch der Fischer ist verschwunden:
Niemand weiß, wohin er ging. —

Weit hinaus in blaue Ferne
Blickt' er lange, bange sehnend;
Doch es schwanden alle Sterne —
Da griff er zum Wanderstab —
Leer steht nun das Hüttchen da! —

Der Jüngling erröthete, als er die Zeilen überlas. Simonene, das blonde Mädchen von Nidden, stand wieder vor seinen Gedanken. Ob er sie wohl wieder sehen wird? dabei löschte er das Licht, und schlief in Träumen von ihr ein.

Er sah sie nie wieder. —

6.

In Tilsit wurden einige schöne Tage verlebt. Man besuchte manchen Freund in der Gegend, wo überall die anmuthigste Gastfreundschaft zu Hause, und eine heitere, oft selbst geniale Laune durch scherzhafte Erfindungen das Leben zu schmücken wußte. Benachbarte Familien ersannen Szenen, wie im Lustspiel, die sie oft Tage und Wochen lang

durch Feld und Wald aufführten. Man reiste zu einander hin, um das Personal der Theilnehmenden zu verstärken, und man freute sich, oft auf einen ganzen Monat zahlreiche Familien bei sich aufzunehmen und zu bewirthen. Es ist kaum glaublich, wie diese freundlichen Gewohnheiten so allgemein verbreitet waren. Fast überall hatte man Liebhabertheater, wo die Söhne und Töchter des Hauses, die Erzieher und Hofmeister, wohl auch irgend ein Wirthschaftsbeamter, dessen prosaisches Wesen man eben brauchen konnte, sich zur Uebernahme von Rollen willig verstanden. Mit großem Vergnügen erinnert man sich in gewissen Kreisen jener so geistreich improvisirten Komödien, in denen ein Schleiermacher, damals noch ein junger Hofmeister, mitspielte. Es war dies im reichsgräflich von Dohna'schen Hause. Diese altpreußischen gräflichen Geschlechter der Dohna, Gröben, Döhnhoff, Finkenstein, das herzogliche der Biron von Kurland und andere woben ein Netz von Bildung und Geist um sich, und lebten in einer eignen Welt auf ihren Schlössern, von der unsre jetzige blasirte hohe Gesellschaft in den Salons der Residenzen keine Ahnung hat.

Eine Anekdote, deren Wahrheit verbürgt werden kann, mag hier ihren Platz finden.

Zwei altreichsgräfliche Häuser, vetterlich verwandt, wohnten auf ihren, ein paar Stunden von einander entlegnen Schlössern in bestem Verständniß. Eines Mittags, als die eine Familie bei Tafel saß, erscheint ein Eilender mit der Meldung, der andere Graf sey mit allen seinen Leuten aufgebrochen, um das Schloß zu überfallen. Daß die Nachricht nicht etwa, wie in frühern Zeiten, Schrecken, sondern Fröhlichkeit unter den Tafelnden verbreitete, wird man leicht denken. Man ging sogleich darüber zu Rath, wie man den Scherz mit Scherz erwiedern, wie man den Ueberfall empfangen sollte.

„Sogleich laßt uns Alle, die ganze Dienerschaft, und so viel Bauernbursche, als mit wollen, aufsitzen," rief schnell der Graf. „Die Damen bleiben im Schlosse, lassen sich aber nicht sehen, und kommen dann die Feinde, so ist das Thor geschlossen, und es heißt, daß Niemand von der Herrschaft zu Hause sey. Mit Gewalt werden sie's ja nicht durchsetzen wollen, und folglich abziehen."

Verhaltungsbefehle wurden einer alten Magd hinterlassen, und nachdem das Thor verriegelt und verrammelt worden war, ritt man auf und davon.

Nicht lange währte es, so kam der benachbarte Graf mit seinen Fähnlein und Reisigen vor das Schloß, und ließ es durch einen Kuhhirten, der in's Horn stieß, zur Uebergabe auffordern. Wie desap-

pointirt waren die Ueberrumpler aber, als sie von der alten Magd erfuhren, daß Niemand im Schlosse, und die gnädigste Herrschaft seit gestern in der Stadt sey. Mit langen Gesichtern zog man ab.

Unterdeß war aber der andere Graf, dem der Ueberfall zugedacht gewesen war, auf einem Umwege mit seinem Haufen nach dem Schlosse seines freundlichen Feindes gesprengt, hatte die dortigen Damen bald überredet, mit ihm zu kommen, und nachdem er und seine Leute eine tüchtige Kollation eingenommen, um sich von den Strapazen zu erholen, sich sogleich wieder nach Hause auf den Weg gemacht. Diesmal ward aber der rechte eingeschlagen, um die von der verfehlten Expedition Rückkehrenden unterwegs anzutreffen. Der Zug war so geordnet, als wenn er die gefangnen Damen und Einige von ihrer Dienerschaft eskortirte. Welche großen Augen machten nun die Andern, als sie Diese auf der Straße langsam einher ziehen sahen. Der Anführer der siegenden Partei sprengte vor, und forderte sie auf, sich zu ergeben. Man kann denken, wie jetzt von beiden Seiten gelacht wurde, als der Scherz sich enthüllte. Was nun erfolgte, war, daß sich die Züge vereinigten, um sich nach dem erstern Schlosse zu begeben, wo ein improvisirter Ball den ergötzlichen Schwank nur vorläufig beschloß, da am andern Morgen der Faden wieder aufgenommen, und so mehrere Tage „mit Grazie" variirt fortgesponnen wurde.

Es war nicht nöthig, eine Ahnenprobe zu bestehen, um zu jener Zeit in den Häusern des alten und höchsten Adels zu seinen Unterhaltungen gezogen zu werden. War es, daß zu diesen selbst ein größerer Aufwand von Geist und Witz konsumirt wurde, als man aus eignen Mitteln herbeizuschaffen wußte, und deßhalb darauf sah, wo man jene Eigenschaften fand, ohne Rücksicht auf den uralten Adel des Geschlechts, oder war man weniger exklusiv, eben weil man selbst geistreicher und witziger war, als jetzt, wo die trostlose Nichtigkeit oder nichtige Trostlosigkeit — wie man will — der traurigste Abklatsch der Pariser Gesellschaft nach ihrem farblosesten Niederschlag, sich überall so breit macht. Viel verdarb auch in dieser Hinsicht wohl in neuerer Zeit das Rütteln an den alten Adelsfundamenten. Kleine Geister und schwache Gemüther mußten darauf kommen, sich vor Berührungen mit Leuten zu wahren, die sie sich im Allgemeinen feindlich gesinnt dachten. Sie thaten Dies zu ihrem größten Nachtheil; denn nur aus der Vermischung der Stände entsteht die lebendigste Befruchtung der Gesellschaft. Dort, wo die Aristokratie noch in ihrer angestammten Würde dasteht, wo Niemand es noch wagte, ihre Rechte anzutasten, wo sie noch im wirklichen Besitze großer Geldmacht ist, und auch dieses jetzt fast allein Achtung fordernde

Element in die Wagſchalen zu legen hat — dort hat ſie noch ganz die unbewußte Neigung, ſich mit Nichtadeligen, die ſich durch Fähigkeiten ihren Rang ſelbſt eroberten, zu vermiſchen. Dieſe oft wahrhaft naive Hingebung, die der des edeln Wildes, das noch keinen Schuß gehört, zum Jäger gleichkommt, iſt jedoch ſehr ſtreng von jener eckelhaften Herablaſſung zu unterſcheiden, die jedes vornehme Gemüth wahrhaft beleidigen muß, und von der eben die kleinſten, unbedeutendſten Edelleute die größten Doſen verbrauchen, um nach ihrer Meinung das Talent zu bevorzugen und auszuzeichnen.

In Altpreußen ſtanden dieſe Sachen vor dreißig Jahren noch anders zum größten Theile, und viel erfreulicher.

Unſre Reiſenden ſahen die ſchönen Tage raſch dahin ſchwinden, unter den mannigfachſten Zerſtreuungen, und nur die Freude, endlich wieder zu den daheim Zurückgelaßnen zu kommen, machte ihnen den Abſchied aus dieſer gaſtfreundlichen Gegend weniger empfindlich.

Von der Reiſe ſelbſt aber bleibt jetzt nur noch ein Abenteuer aufzuzeichnen.

2.

Zwiſchen Tilſit und Königsberg liegt ein großer Wald, der von einem Schlagbaum geſchloſſen war, und den man deßhalb den „Baumwald" nannte. An jenem Schlagbaum mußte ein Weggeld erlegt werden, für die Straße, die dort *nicht* unterhalten wurde. Man findet wohl noch heutzutag bei Brücken und Chauſſeen ähnliche Beiſpiele. Schon in Tilſit hörten die Reiſenden viel von den Beſchwerlichkeiten, die das Paſſiren des Waldes verurſache, und man ſprach ungefähr ſo davon, wie man in unſern Tagen von dem Paſſiren eines hohen Gebirgjoches im Winter ſprechen würde. Allerdings war die Jahrszeit weit vorgerückt; es hatte bereits ſeit mehreren Tagen ununterbrochen geregnet, und der ſpäte Tag endete früh. Die Sage von Wölfen ging im Lande, und war nicht ungegründet. Von Räubern hörte man zwar Nichts, es war aber jeder nur einigermaßen erregbaren Phantaſie unbenommen, ſie ſich ſo üppig ausgemahlt, als ſie wollte, zur nothwendigen Ergänzung der Szenerie hinzu zu denken.

Es war bereits ſehr dunkel, als man vor dem Schlagbaum anlangte. Der junge Reiſende ſtieg aus. Kein Stern war am Himmel, und ein feiner Regen rieſelte nieder. Da lag der Baumwald in ſeiner

weiten Ausdehnung, ſchwarz wie die Nacht, und geheimnißvoll, mit allen ſeinen Schauern und Gefahren, von denen die ſchlechte Straße, die hindurch führte, vielleicht das Unbedeutendſte ſeyn mochte. Dem Jüngling ſchlug das Herz, nicht aus Bangigkeit oder Angſt, ſondern vor Erwartung, wie Dies ſelbſt kräftigen und muthigen Naturen im Angeſicht bedeutender Ereigniſſe zu geſchehen pflegt. Und Dies war die nächtliche Reiſe durch den Baumwald doch gewiß in dem kleinen Lebensdrama, das ſich jetzt einige Wochen hindurch für unſre Reiſenden unter abwechſelnden und ſehr mannigfaltigen Verhältniſſen abgeſponnen hatte.

„Wie iſt der Weg durch den Wald?“ war die natürliche Frage, die der Kutſcher an den Einnehmer richtete.

Eine Pauſe folgte, während die kleine Münze aus einer Menge großer und kleiner Geldſtücke zum Wechſeln herausgeſucht wurde. Dieſe Pauſe, ſo ſehr ſie die Erwartung ſpannte, konnte jeder der Reiſenden benützen, ſich ſeine nächſte Zukunft ſo auszuführen, wie er wünſchte. Am Ende dachte wohl ein Jeder bei ſich getröſtet: „Es wird wohl ſo arg nicht ſeyn!“

Jetzt trat der Einnehmer endlich zum Wagen, reichte dem Kutſcher das gewechſelte Geld, ſah mit hoch erhobener Laterne ſich die Reiſenden an, und gab dann die lakoniſche Antwort: „Schlecht!“

Da wußte man mit einem Mal, woran man war. Niemand ſprach ein Wort, nur der Kutſcher fluchte ordentlich, und hieb auf die Pferde ein. Der erſte Schritt in den verhängnißvollen Wald war geſchehen. Der Schlagbaum fiel knarrend zu. „Hier iſt kein Entrinnen möglich!“ hallte es durch die weite Einöde dem Tone nach.

Zum Verwundern rollte aber der Wagen leicht und ohne Stoß auf dem trocknen Lehmboden hin. „Der Einnehmer hat wohl nur ſeinen Scherz mit uns getrieben!“ meinte der Eine. „Irgend eine gütige Fee hat uns den Weg geebnet!“ ſprach freundlich der Jüngling vor ſich hin. „Die kalte Luft hat den Schmutz des Weges getrocknet, und wir kommen mit heiler Haut durch den Wald,“ ſo lautete die Aeußerung eines dritten, praktiſchen Reiſenden. Jedoch der Kutſcher fluchte immer in den Bart, und hieb auf die Pferde ein, als ob er beſeſſen wäre. Dies mochte für den Kundigen wohl auf böſe Dinge deuten, die da kommen könnten.

Plötzlich gab es einen Stoß bei den Vorderrädern, dem nach einem heftigen Hin- und Herwerfen ein ſo gewaltiger Ruck der Hinterräder folgte, daß die Reiſenden zuerſt mit den Köpfen an die Decke des Wagens, und dann eben ſo ſchnell zum Schlage hinausfuhren. Das leiſe Fluchen des Kutſchers entlud ſich in dieſem Augenblick in ein furchtbares

Gepolter, und brach dann ſchnell ab. Er ſprang auf den Boden, um nachzuſehen, was etwa an dem Wagen zerbrochen ſeyn könnte.

„Da haben wir die Beſcherung!“ rief er, und häſtelte Etwas am Geſchirr zurecht.

„Was iſt's? was gibt's?“ ſcholl's aus dem Wagen.

„Nichts!“ war die barſche Antwort. „Wir ſind eben im Baumwald, und nun geht's ſo fort, bis wir wieder draußen ſeyn werden!“

Er ſtieg auf, und kutſchirte weiter. Aber das Stoßen, Rütteln, und Schwanken ward ſo unerträglich, daß ſich bald bei den Reiſenden ein allgemeines Unwohlſeyn eingeſtellt hatte. Man faßte den Entſchluß, zu Fuß zu gehen. Allein Dies war leichter geſagt, als ausgeführt. Bei jedem Schritt verſank man in dem aufgeweichten Lehm, der Stiefel und Schuhe unerbittlich feſt hielt, und nur den Fuß im Strumpfe frei ließ. Die an beiden Seiten der Straße hinlaufenden Gräben zu überſpringen, war mit den durch Lehm beſchwerten Füßen bei dem überaus ſchlüpfrigen Boden nicht ohne Gefahr zu bewerkſtelligen. Einer der Reiſenden, der es vorſchnell unternehmen wollte, fiel noch ſo glücklich, daß er, nur mit Schmutz bedeckt, wieder auf die Beine gebracht werden konnte, ohne ſich gänzlich durchnäßt zu haben.

Es wäre ohne die am Wagen brennenden Laternen ſtockfinſter geweſen; noch immer ſchien kein Stern am Himmel; die fernen Bäume waren in dicken Nebel gehüllt, und die näher ſtehenden ſtreckten finſter ihre breiten Nadeläſte bis zum Boden aus; dabei ſcholl unheimliches Getön, bald nah, bald fern, Geſchrei von wilden Vögeln und allerhand Gethier, das im Dickicht ſeinen Raub aufſuchte, oder mit ihm kämpfte und ihn zerfleiſchte. Hin und wieder ſcholl es wie breites, heiſeres Klaffen großer Hunde, das war aber nicht etwa das freundliche Zeichen einer naheliegenden menſchlichen Wohnſtätte, ſondern es waren ungethüme Wölfe, die auf ihren nächtlichen Geſchäftsreiſen begriffen waren. Mehr noch, als alle dieſe verfänglichen Nachbarlichkeiten, war es jedoch die pure Unmöglichkeit, zu Fuß weiter zu kommen, welche die Reiſenden zum Wiedereinſteigen antrieb. Man mußte ſich darein fügen, und unter O und Ach den Kampf der Räder mitkämpfen. Es war die entſetzlichſte Nacht der ganzen Reiſe.

Der junge Reiſende mochte wohl jetzt andere Betrachtungen anſtellen, als da er blos die Beſchwerlichkeiten des Neerunger Sandwegs zu beſtehen hatte, wo ihm doch immer noch die Poeſie des Meeres, das Fremdartige der Erſcheinungen, die lieblichen Volkslieder, und die einfach naiven Sitten der Leute Entſchädigung gewährten. Doch nein! Auch hier erhob ſich ſein Geiſt über die Mühſeligkeiten der Gegenwart,

und er dachte an die Urwälder Amerika's, an die Gefahren, die dort wohl Reiſende zu beſtehen haben, und wog dagegen die Wohlthaten der Ziviliſation ab. „Zu weit darf ſie aber hier auch nicht einreißen," ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſonſt iſt's mit allem Reiz vollends vorbei. Mein Gott! wenn ich mir alle dieſe ſo viele Meilen langen Wälder gelichtet, oder ſpäter gar einmal ausgerottet vorſtelle, überall gebahnte, ja gepflaſterte Straßen, wie von Königsberg nach Kalthoff, und dieſe guten Wölfe, die jetzt ſo wild hier in ihrem Eigenthum herum laufen und Niemand Etwas zu Leide thun, dann gezwungen ſeyn werden, Platz zu machen, und entweder ſich ruhig vernichten zu laſſen, oder in die Ställe der Dörfer und in die Hürden einzubrechen, und alle die Stimmen, die jetzt zu meinem entzückten Ohre ſchallen, verſtummen müſſen" — —

So weit war er gekommen in ſeiner Meditation, als ein fürchterliches Krachen und ein augenblicklich darauf folgendes Sinken des Wagens nach einer Seite ihm durch ſeinen Optimismus einen dicken Strich zog.

„Was iſt's? was gibt's?" ſchrie Alles.

„Die Achſ' iſt hin!" ſagte der Kutſcher, ſtieg ab, beſah den Bruch, und blieb dann ruhig ſtehen. „Da ſitzen wir!" fügte er noch hinzu, aber kein Fluch kam dabei über ſeine Lippen.

Sonderbar! Hatte er ſich früher in Flüchen erſchöpft? Wer den unermeßlichen Schatz derſelben in unſrer Sprache nur oberflächlich kennt, und die Erfindungsgabe in ſolchen Zuſammenſetzungen bei Leuten der niedern Klaſſen, wird wohl einſehen, daß hierin nicht der Grund ſeines Schweigens liegen konnte. Es war die Reſignation und die daraus entſpringende Nothwendigkeit einer entſcheidenden That, die unſern wackern Kutſcher verſtummen ließ. Er beſah den Schaden, und fand ihn für Ort und Stunde unverbeſſerlich. Pfeifend ſpannte er ſeine Pferde aus, warf ſich auf das eine, und ritt mit „Ho hott" auf und davon.

„Halt! Wohin?" riefen Die im Wagen.

„In's nächſte Dorf, und Leute holen!" war die Antwort.

„Und wir?" —

„Sie warten indeß, bis ich wieder komme — Das wird ſo lange nicht währen."

„Wie weit iſt's bis zum Dorfe?"

„Das kann ich ſo genau nicht ſagen; eine halbe Meile wird's doch wohl ſeyn!"

Während sich die Reisenden stumm gegenüber saßen, und nur die Funken aus dem Stahl und Stein des Tabacksrauchers für Augenblicke die langen bleichen Gesichter etwas greller erhellten, entfernte sich der Kutscher in nicht zu großer Eile mit seinem „Ho! Hott!“ und dazwischen tönendem Pfeifen.

Eine ewig lange Zeit war schon verflossen, und die Reisenden warteten noch immer seiner Rückkehr. Das rasch auf einander folgende Schlagen einer um Rath gefragten Repetiruhr zeigte an, daß eine volle Stunde bereits vorüber war; allein auch eine zweite flog dahin, und immer noch vernahm man keine nahende Rettung aus der unangenehmen Lage. Es war Mitternacht; der junge Reisende dachte an Gespenster, und die Halde hatte sich für ihn mit Luftgestalten aller Art bevölkert. Wäre es durch die Natur des Bodens nicht zur Unmöglichkeit geworden, so hätte er sich gewiß gern in das Dickicht vertieft, auf die Gefahr hin, selbst dem Unheimlichsten zu begegnen.

Jetzt klang es, wie fernes Rufen.

„Ho, ho!“ schrieen die Reisenden in lang verhallendem Tone.

„Ho, ho!“ antwortete das Echo höhnend.

Aber „Ho, ho!“ schallte es jetzt auch deutlich wie aus weiter Entfernung nach.

War es ein zweites Echo, oder nahte Hilfe? In bänglicher Erwartung wurden diese Uebungen fortgesetzt, die den wilden Waldbewohnern wohl recht große Besorgniß erregt haben mochten.

Jetzt hörte man ein fernes Rollen.

„Ein Wagen!“ rief Alles, und abermals wurde „Ho, ho!“ hinausgeschrieen.

Dies Mal erfolgte die Antwort schneller.

„W-i-r k-o-mm-e-n!“ ertönte sie sehr gedehnt.

Der Jüngling pries laut den braven Kutscher und die lieben Bauern, die in so später Nacht das warme Lager verließen, um fremden Menschen zu Hilfe zu eilen.

Einer der Reisenden ärgerte sich aber darüber, und sagte: der Kutscher habe sich wahrscheinlich erst erwärmt und betrunken, und die Schufte von Bauern hätten auch schneller da seyn können, da sie sich ja doch dafür tüchtig bezahlen ließen.

„Und sollten sie Das etwa nicht thun?“ fragte der junge Mensch, „und wenn der arme Kutscher nun auch ein Gläschen getrunken hat? Muß er sich nicht für uns genug plagen?“

Ein großer Leiterwagen holperte daher, und einige Bauern mit Kienfackeln ritten daneben. Sie umgaben das gebrochene Fuhrwerk,

und deliberirten lange darüber hin und her, ohne daran zu denken, die Reisenden fortzuschaffen. Allein der Praktische unter diesen packte einen Burschen an, und zwang ihn ziemlich derb, Koffer und Bettsäcke aufzuladen, theils um den kranken Reisewagen von seiner Last zu erleichtern, theils um daraus Sitze zu bereiten; dann nahm man Platz, so gut es gehen wollte, und schlug den Weg nach dem Dorfe ein, um sich dort zu wärmen, und einige Stunden auszuruhen, bis daß der Wagen nachgekommen und reparirt seyn würde, den man jetzt unter der Obhut des Kutschers und Schmiedes und seiner Leute unbekümmert im Walde zurück ließ.

Die Fahrt auf dem Leiterwagen, die nun folgte, ist unbeschreiblich. Es war derselbe Wald, derselbe Weg, dieselben schon weidlich zerstoßnen und halb erfrornen Menschen, nur war der Wagen unbedeckt und ohne Federn. Es dauerte länger, als eine Stunde, bis man ein fernes Licht als tröstlichen Stern durch den Nebel flimmern sah, und der kutschirende Bauer zurückgewendet die Worte rief: „Nun werden wir bald dort seyn!"

Eben so unbeschreiblich ist es aber auch, was die Reisenden fühlten, als jetzt ein zottiger, schwarzer Hund zuerst herbeilief, und an die Pferde sprang, dann noch zwei andere mit lautem Gebell hinzu kamen, und dadurch anzeigten, daß die Worte des Kutschers nun wirklich in Erfüllung gehen sollten. Strandvögel, die dem umherirrenden Schiffer nach langer Seereise erscheinen, können keinen frohern Eindruck hervor bringen. Man war glücklich im Hafen eingelaufen. Das lange niedrige Haus war da, der Baum wurde aufgezogen, und der gefürchtete Wald lag jetzt hinter den Reisenden. Nur einzeln stehende Bäume bezeichneten die Gehöfte, und die weite Fläche würde die freieste Aussicht am Tage gewährt haben.

Der Krug, in den man jetzt eintrat, ward gewöhnlich nicht zum Absteigquartier, noch weniger aber zum Nachtlager gewählt. Er diente blos den Bauern der Gegend zum Versammlungsort, und daher enthielt er Nichts von den Bequemlichkeiten, die unsre Reisenden jetzt so gern in Anspruch genommen hätten. Für die Erstarrten und Müden war nur die Ofenbank vorhanden, wenn sie nicht etwa das Bett einnehmen wollten, das noch warm war von Wirth und Wirthin, die es so eben verlassen hatten. Auch auf dem Ofen waren recht gute Plätze neben einem Handelsjuden und seinem Viehtreiber, die nach Stallupöhnen zum Markte zogen. Dies war so ziemlich vorausgesehen worden, und vermehrte daher die üble Laune nicht, die sich der Reisenden, bis auf den Jüngsten von ihnen, bemächtigt hatte, aber daß man in der

Eile die Flaschenkeller im Wagen zurückgelassen hatte, erhöhte die Widerwärtigkeit bedeutend.

Der Praktische wollte aber doch Punsch machen, die Wirthin mochte sich darüber noch so verwundert stellen. Er nahm dazu, in Ermanglung besserer Ingredienzien, Kornbranntwein und heißes Wasser, statt der Zitronen etwas Essig, und zum Süßen des Ganzen Rohzucker, den man in jener Gegend Moskowade nannte, und den die Wirthin vorräthig hatte. Da diese Mischung durchaus unschädlich war, und mit heißem Wasser versetzt eine angenehme Wärme dem Körper mittheilte, so entschloß man sich, von diesem Gebräu zu trinken, obgleich seine Bereitung anfänglich lauten Spott erregt hatte, und man ein ernstes Bedenken, ehe man den ersten Schluck that, nicht wohl zu beseitigen vermochte.

Der Genuß hatte für die Gesundheit keine übeln Folgen; aber als nun endlich die Andern mit dem Wagen aus dem Walde angelangt waren, fiel man mit Inbrunst über die tröstlichern Flaschenkeller her, um sie aufzuschließen, und mit edeln Weinen auch die letzte Spur des widerlichen Geschmacks vertilgt und hinuntergespült zu sehen. Man war von allen Seiten mild und zur Mittheilung gestimmt. Der Krüger brachte Wurst und ein Stück einer Speckseite herbei, die Frau holte gute Winterbutter und schwarzes Erbsenbrod. Jetzt erst lernte man sich kennen und schätzen. — Der Jude allein auf dem Ofen richtete sich verdrießlich auf, und rieb sich die Augen. Er glaubte zu träumen, und stieß seinen Knecht in die Seite, der ruhig fortschlief. Endlich weckte er ihn zankend und schickte ihn in den Stall, um zu sehen, ob ihr Vieh ausgeschlafen habe.

Die Nacht lag noch immer draußen auf der Gegend, obgleich es doch schon nahe zum Tage ging. Niemand wollte schlafen, da es ja ohnedies an schicklicher Gelegenheit dazu fehlte. Der eintretende Schmied verhieß den fertigen Wagen erst am nächsten Vormittage. Man nahm es gleichgültiger auf, als man denken sollte. Das Bedürfniß nach warmem, schützendem Obdach war so groß, daß man sich hier ganz behaglich fand.

Der Schmied hatte einen tüchtigen Baß, und war ein Mann voller Schnurren, wie sich sogleich ergab. Bald erfuhr man auch, daß er der Beranger des Dorfes war. Einige Gläser guten Franzweines, womit man ihn regalirte, schwollen ihm seine scherzhafte Ader, und er ließ sie in einem lustigen Liede dahinrauschen, das im Lande als „des Wolfes Hochzeit" zur damaligen Zeit bekannt genug war. Es lautete:

Der Bär kam angefahren
Mit einem Faß voll Alus,
Um dem Wolf,
Dem armen Wicht,
Hochzeit auszurichten.

Das Stachelthier iſt Freyersmann,
Der Fuchs iſt Brautführer,
Und der Haſe,
Der arme Wicht,
Muß den Wagen führen.

Der Iltis braute den Alus,
Der Sperling rührte den Maiſch,
Und der Kukuk,
Der arme Wicht,
Fing das Fleiſch zuſammen.

Der Storch ſpielte die Harfe,
Der Bär blies die Poſaune,
Und der Wolf,
Der fröhlich war,
Führte die Ziege zum Tanz.

Wenn mit gutem Willen —
Werd' ich mit der Muhme tanzen;
Wenn mit böſem Willen —
Werd' ich ſie zerreißen.

Nun aber plötzlich in ein raſcheres Tempo übergehend, endete es ſo:

Hinaus ging der Vater, hinaus ging er ſich bückend,
Das Jagdrohr zur Seite, da lau'rt er auf's Wild;

Dann ſtellt er das Rohr und duckt ſich, und lockt es;
Schlägt an auf den Sperling und ſchießt ihn hernieder.

Heimführten ihn die Brüder, heim ſchleiften ſie ihn;
Sie zogen ihn vom Schlitten, liebkoſeten ihn;

Abpflückten die Töchter, abſtäubten ſie ihn;
Es briet ihn die Mutter, ausſchmorte ſie ihn;

Ausbriet ſie den Sperling, ausſchmorte ſie ihn;
Hinein trugen ihn die Schweſtern, und ſteuerten dazu.

Hinein trugen ſie den Sperling, und ſteuerten dazu;
Sie ſetzten auf den Tiſch ihn, ſie ſtellten ihn auf.

Es ſetzten ſich die Gäſte, ſie ſetzten ſich feſt;
Verzehrten den Sperling, verſchmauſeten ihn.

Und indem ſie den Sperling ſo ſchmauſend verzehrten,
Ausleerten ſie fröhlich zwei Fäſſer mit Alus.

„So iſt es noch jetzt Sitte bei uns," ſagte lachend der Wirth, „auf einen Biſſen zwanzig Schluck! Ein Sperling und zwei Fäſſer Alus!"

„Wie wenig Brod aß nicht Fallſtaff zu der enormſten Quantität Sekt!?" ſprach der Jüngling.

Wirth und Schmied ſahen ihn ſchweigend an, und wußten nicht, was er meinte.

„Wir erfahren es aus der Rechnung, die man dem Schlafenden aus der Taſche zieht," ſagte jener weiter.

„Ja ſo," ſprach der Wirth, und dachte, der junge Menſch verlange die Rechnung, ohne ſich weiter um das Uebrige zu bekümmern. „Die wird nicht groß ſeyn," ſetzte er ſpäter hinzu.

Die Sonne war freundlich aufgegangen, und es ſchien ein heiterer Spätherbſttag zu werden. Der Schmied verließ den Krug, um an die Arbeit zu gehen, und die Reiſenden ſahen nun ihre Umgebung und dann ſich ſelbſt befremdet an. Trotz Baumwald und Ungemach war die Nacht glücklich und gar nicht unangenehm verſtrichen. Alle befanden ſich in beſter Laune, die wohl natürlich der Gedanke erzeugte, daß man das Schlimmſte bereits im Rücken habe, und nun unaufgehalten der holden Heimath entgegenfahren könne, die man auch auf ſo einfache und gewöhnliche Weiſe erreichte, daß nicht das Mindeſte davon aufgezeichnet zu werden verdient.

Mit dem heitern litthauiſchen Liedchen mag nun aber dieſer wahrhafte Bericht geſchloſſen, und der Abſchied von einem bis jetzt noch ſo ungekannten Landſtriche genommen ſeyn, dem nur der rechte Schriftſteller fehlt, um ihn auch zu einem für die Leſewelt intereſſanten zu erheben.

nügen, welche sich aus den Verhältnissen der gegenwärtigen Zeit ergeben. In künstlerischer Hinsicht haben wir daher den Stahlstich als diejenige Darstellungsart gewählt, welche neben der bei Hogarth nothwendigen Schärfe zugleich eine Eleganz bietet, deren die früheren Kupferstiche wegen der Natur der Platten entbehren mußten, welche ferner in verkleinertem Maaßstabe mit größter Genauigkeit jene kleine und auf den ersten Blick nicht immer bemerkbare Staffage wiedergeben kann, die bei Hogarth stets eine besondere und mit dem Ganzen zusammenhängende Bedeutung hat. Unsere Stahlstiche werden getreue Copieen des englischen Originals seyn, und die bereits erwähnten, durchaus wichtigen Kleinigkeiten in einzelnen Fällen noch genauer wiedergeben, wie die bereits erwähnten Kupferstiche.

Was die durchaus nothwendige Erklärung betrifft, so haben wir den trefflichen Commentar Lichtenberg's gewählt, der sowohl wegen der Vollständigkeit, als auch wegen des besondern Humors, womit er verfaßt wurde, jene Berühmtheit vollkommen verdient, die er nicht allein in Deutschland, sondern auch selbst in England erlangte. Die ersten Hefte, resp. die jetzt vorliegende erste Abtheilung des Werkes, enthalten die vollständigen Erläuterungen, welche der Verfasser selbst und allein durchgeführt hat. Die noch in diesem Jahre vollendet werdende zweite Abtheilung, wird einen von Herrn Dr. Franz Kottenkamp bearbeiteten Commentar sowohl für diejenigen Platten bringen, deren Erläuterungen von Lichtenberg unvollendet gelassen sind, und gleichsam nur Entwürfe zur spätern Ausführung zu sein scheinen, und bei welchen in der bisherigen Ausgabe eine Uebersetzung englischer Erklärer hinzugefügt ist, als auch für jene, deren Erläuterungen von Andern wie Lichtenberg, zum Theil flüchtig und mit Unkenntniß englischer Verhältnisse gegeben wurden. Herr Dr. Kottenkamp ist als gründlichster Kenner englischer Verhältnisse der älteren und neuesten Zeit berühmt und gewürdigt, und es wird seine Arbeit unserer Ausgabe um so mehr einen besonderen Werth vor allen bisherigen verleihen, als diese, wie erwähnt, eines genügenden Commentars theilweise ermangelten. Endlich gibt die dem Werke vorausgeschickte Lebensgeschichte Hogarths und Darstellung der damaligen Zeitverhältnisse, soweit dieselben die Persönlichkeit des Malers berührten oder auf dessen Schöpfungen einwirkten, dem Werke eine Vollendung, durch welche es in Vollständigkeit und Gehalt, eben so wie in Eleganz die vorhandenen veralteten Ausgaben übertrifft.

Die erste Abtheilung ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zur Einsicht zu erhalten.

Die zweite Abtheilung erscheint noch im Laufe dieses Jahres vollständig, und kann nach Belieben der Abnehmer in Heften, oder erst nach Vollendung in einem Bande bezogen werden.

Das Ganze wird ungefähr 16 fl. rhein. — 10 Thlr. preuß. — oder 15 fl. Conv.-M. kosten.

Stuttgart, im Juni 1840.

Literatur-Comptoir.

Göthe-Gallerie.

Stahlstiche
zu
Göthe's Meisterwerken
nach Zeichnungen
von
Julius Nisle.

Das **erste** bis **dritte** Heft, **Göthe's Portrait**, **zwanzig** Stahlstiche zu den **Gedichten**, und die ersten zwölf zum **Faust** enthaltend, und jedes nur 36 Kr. rhein. oder 9 ggr. kostend, ist bereits erschienen, und in allen Buchhandlungen zur Einsicht zu erhalten.

Prospectus.

Kein Dichter ist, so wie **Göthe**, der Kunst verwandt. Es hieße sich an der deutschen Nation und an den Manen des größten Dichters unsers Jahrhunderts versündigen, wollten wir erst auf die Fülle herrlicher Bilderreihen aufmerksam machen, zu deren Erschaffung der Künstler aus dem unerschöpflichen Borne der Meisterwerke Göthe's den Stoff zu schöpfen hat. Die Idee der Herausgabe einer „**Göthe-Gallerie**" kann sich von dieser Seite wohl nur des ungetheiltesten Beifalls unter allen Ständen der deutschen Nation erfreuen, deren großen Dichter sie zu verherrlichen bestimmt ist, und es kommt daher nur in Betracht, in wiefern der Künstler den Geist desselben, durch den Griffel verkörpert, würdig wiederzugeben im Stande ist. Sollten nicht schon Herrn **Julius Nisle's** bisherige Leistungen, seine Zeichnungen zu **Hebel's** allemannischen, zu **Uhland's** Gedichten und zu **Schiller's** Werken, welche sowohl durch die Zeitschrift Europa, als durch Einzelausgaben dem Publikum bekannt geworden sind, genügen, die schönsten Erwartungen von dem Unternehmen zu rechtfertigen, so hat er sich selbst das beredteste Zeugniß für seinen Beruf durch die vorliegenden Blätter der **Göthe-Gallerie** ausgestellt. Der **Beschauer** derselben, von der meisterhaften Conception hingerissen, wird jedes empfehlende Wort hier überflüssig erachten; sowie auch nicht minder die außerordentliche Sauberkeit und Klarheit des Stichs alle Ansprüche befriedigen werden, sind diese anziehenden Darstellungen sich selbst die beste Empfehlung.

Somit glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir allen Freunden der unvergleichlichen Dichtungen Göthe's eine willkommene Gabe bieten; groß ist die Zahl seiner Verehrer unter allen Ständen, und wen das Beste erfreuen mochte, der wird auch nicht gerne unsre **Göthe-Gallerie** entbehren. Daß ihr Besitz **allen** Vermögens-Classen möglich werde, dazu haben wir durch höchste Wohlfeilheit des Preises beigetragen, indem wir denselben auf nur

8 Kreuzer = 11/12 Sgr. = 3/4 ggr. preuß.

per Blatt für die Abnehmer der **ganzen** Sammlung festgesetzt haben, ein Preis, für welchen das Unglaubliche geleistet wird, aber auch in gewisser Voraussicht eines außerordentlich großen Absatzes nur geleistet werden kann.

Mit den Vorbereitungen zu unserem Unternehmen schon seit längerer Zeit beschäftigt, können wir im Laufe dieses Jahres das Erscheinen von ungefähr **einhundert** Stahlstichen in Aussicht stellen, welche zusammen nur **5 fl.** oder **3 1/3 Thlr. preuß.** kosten werden, und in Heften zu zwölf Blättern in passenden Zwischenräumen aufeinander folgen sollen.

Stuttgart, im Juni 1840.

Literatur-Comptoir.

Druck der C. Courtin'schen Officin; Firma: F. F. Autenrieth'sche Buchdruckerei.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 103 232 096